Männer und Zeiten

von

Erich Marcks

Männer und Zeiten

Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte

von

Erich Marcks

2. Band

1911
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

D
210
M3
v. 2

Buchschmuck und Einbandzeichnung
von Prof. Georg Belwe / Druck:
Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

Inhalt

Goethe und Bismarck 1
Bei Bismarck 31
Trauerrede auf Bismarck 53
Fürst Bismarck 65
Kaiser Wilhelm I. 95
Albrecht von Roon 113
Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte 155
Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland 177
Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation 199
Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart 232
Die imperialistische Idee in der Gegenwart 265
Das deutsch-österreichische Bündnis 293

Goethe und Bismarck

Festvortrag der Goethe-Gesellschaft, Weimar Pfingsten 1911. Am Vorabend war die Natürliche Tochter aufgeführt worden

Es gibt keine lastendere Tragik als in den wenigen Briefen, die in den Zeiten, da seine Frau hinstarb und da sie ihn allein gelassen hatte, der achtzigjährige Bismarck an seine Vertrautesten schrieb. Es ist ein schmerzensreiches Verbrausen einer noch immer ungeheuren Kraft. „Ich verlerne die mühsam errungene Kunst des Schreibens und mein Tintfaß trocknet aus.“ „Die Leidenschaften des Menschen vertilgen sich gegenseitig, die Politik war die stärkste Forelle in meinem Fischteich, sie fraß alle andern und wurde mir schließlich dann selbst zum Ekel. Wollte ich sie heute betreiben, so wäre es eine Landpartie in Regen und Schmutz.“ Er sah trübe in die Welt, die er bald verlassen werde: „aber ich wäre gern ohne düsteren Blick in die Zukunft meines Landes und unserer Kinder aus diesem Leben geschieden.“ „Ich bin nicht blasiert, aber traurig wie am Bett geliebter aber hoffnungsloser Kranker, denen ich nicht helfen kann, auch wenn ich der geschickteste Arzt wäre.“ „Der Gedanke nagt mir am Herzen; ich lebe zu lange.“ Er sehnte sich nach Einsamkeit und litt unter ihr. Er sah „mit Überraschung“, wie mit dem Spaliere, das ihn aufrecht gehalten hatte, der Pflicht und der Liebe zur Sache, auch die Lust an Wald und Feld und an deren Zukunft geschwunden sei und fand nach dem Tode seiner Gattin „alles öde und leer“. Und überall, in diesen Briefen, in den Gesprächen, die ja ganz ebenso lauteten, immer wieder der leidenschaftliche Drang zur Politik und als das Letzte immer wieder die Frage und die Bitte an den Gott, den er glaubte.

Auch der achtzigjährige Goethe hat mit gespanntem Anteil in die weite Welt, die geistige zumal, aber auch die politische, hinausgespäht, beobachtend, mitdenkend, ordnend. Er las zu Anfang 1830 eifrig seine beiden französischen Zeitungen; dann brach er, für ein reichliches Vierteljahr erregter Bewegungen, „nach einer strengen schnellen Resolution“ plötzlich ab und ließ sie in ihrem Kreuzbande ruhen. „Dieses, so heißt es an Zelter, ist von der größten Wichtigkeit: denn genau besehen ist es, von Privatleuten, doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, was uns nichts angeht. . . . Es ist unsäglich, was ich für

Zeit gewann." Die Julirevolution kündigte sich an; er nahm die Zeitungen wieder auf, „es ist merkwürdig, sagt das Tagebuch am 4. August, den Vorabend großer Begebenheiten zu beachten"; er trieb die Fülle seiner Arbeiten weiter, „war auch, so sagt es am 14., der französischen Regierungsveränderung im Stillen eingedenk." Aber der Streit der Pariser Naturforscher, den die Politik „jetzt so übertäubte", beschäftigte ihn doch ganz anders; es wird bei Sorets viel angezweifeltem Berichte von jenem „komischen Mißverständnisse" bleiben, wo sie beide, am 2. August, mit lebhaften Worten von dem Brande in Frankreich sprachen, der Genfer aber die Revolution meinte; und Goethe: „aber ich spreche ja nicht von dieser Gesellschaft, was liegt denn mir daran. Es handelt sich um den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy." Er überhörte nichts aus der Außenwelt, auch das Feindselige und Ärgerliche spritzte ihn wohl an, jedoch er schüttelte es ab und mochte auch gegen das Irrige nicht „reklamieren". „Ich benütze diese Tage, was an mir noch zu berichtigen möglich ist zu berichtigen, und glaube so der mir durch mein ganzes Leben höchst geneigten Vorsehung nach Absicht und Willen zu handeln." „Ich habe gar manchen hübschen Faden fortzuspinnen;" es gingen ihm Gedanken auf, die „einer Wiederholung des Lebens gar wohl wert" gewesen wären. Er vollendete den Faust und siegelte ihn auf den Rest seines Erdendaseins ein: „denn der Tag ist wirklich zu absurd und konfus", um ihm „dieses seltsame Gebäu" auszuliefern, so heißt es ja in schwereren Tönen in jenem letzten Briefe an Wilhelm von Humboldt, jenem letzten Briefe Goethes vom 17. März 1832. „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun, als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen. G."

Die beiden Größten unseres Volkes aus seiner jüngeren Vergangenheit haben zu uns gesprochen — und ich dürfte nun wohl eigentlich schweigen und schließen. Was sie sind, hat jedes ihrer Worte selber gesagt. Zwei Jahrhunderte in ihrem typischen Gegensatze wurden laut. Oder doch am Ende nicht bloß in ihrem Gegensatze? In abweichendem Sinne redeten sie über verwandte

Dinge. Die Abweichung iſt klar: wir ſprechen gerne von dem Wandel unſeres Volkes „von Goethe zu Bismarck“. Wie weit aber reicht da doch auch die Verwandtſchaft, in Werk und Art der zwei Großen? Das Schlagwort, natürlich, reicht nicht aus; dem „politiſchen Hiſtoriker“ werden Sie es nachfühlen, daß ihn in Weimar nichts ſo ſtark beſchäftigt, wie das Feinere und Lebendigere eben dieſer Frage. Daß er, zu dieſem Kreiſe und über deſſen Heros, Neues und Eigenes zur Antwort zu ſagen hätte, iſt freilich ausgeſchloſſen; er hat ſtatt deſſen den wichtigen ſympathetiſchen Vorteil des Redners für ſich, der ſeinen Zuhörern nur ſagt, was ſie ſchon wiſſen. Er möchte Sie auf leichten Sohlen durch einige Gefilde wenigſtens der Welt führen, die dieſer Gegenſtand umſpannt: nicht durch das Werden oder die Tätigkeit der beiden Genien, ſondern nur durch einige Hauptrichtungen ihres Weſens in den Zeiten vornehmlich ihrer Reife.

❧ ❧ ❧

Zuvor: was haben Goethe und Bismarck über einander geſagt?

Bismarck hat in Jena die geiſtige Vorarbeit gerühmt, die unſere Klaſſiker von dieſem Thüringer Boden her ſeinem Lebenswerke, der Einigung Deutſchlands, geleiſtet haben. Goethe der Dichter aber hat auch ihn ſelber durchs Leben begleitet. In den Zitaten, die ihm zufloſſen, ſteht der Fauſt voran — der erſte Teil; er hat ihn noch 1891 als ſeine weltliche Bibel bezeichnet; und die Gedichte las er damals in ſchlafloſen Nächten im Bett. Er liebte den Götz; die übrigen Dramen und die Proſa weniger: die Männer Goethes fand er zu unmännlich und meinte, Goethe ſelber habe etwas davon gehabt; Schiller zog ihn unmittelbarer an. Seinem Geheimrat Abeken, deſſen Enthuſiasmus ihn gelegentlich zum Widerſpruch ſtachelte, gab er am Verſailler Tiſche die bekannte Antwort: „Von Goethe ſchenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit ſieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeit lang auf einer wüſten Inſel leben.“ Das ſind gelegentliche Äußerungen eines Geſchäftsmannes, den die

Arbeit hetzte; die Zeugen, die wir besitzen, waren wohl auch nicht besonders geneigt, gerade literarische Gespräche mit Bismarck hervorzurufen und zu buchen; so behalten seine Worte hier etwas Durchschnittliches. Was ihn abstieß, ist deutlich und charakteristisch; im Sinne dieser Gesellschaft ist er Goethe nie nahegetreten; die Schätzung des Restes aber wollen wir nicht vergessen.

Es ist in der Ordnung, daß Goethe der Betrachter den großen Staatsmann eingehender ins Auge gefaßt und begleitet hat. Zuerst zögernd: ziemlich spät erst und abwartend spricht er von der „herrlichen und herrschenden Erscheinung" des aufsteigenden Sterns, von dem „außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt; dann rückt er ihm nahe und vergißt ihn niemals wieder. Er folgt ihm in die Kämpfe hinein: „er ist," sagt Goethe damals, „wie ein gehetzter Hirsch: das macht ihm aber Spaß"; er freut sich seines Bildes, seiner Erinnerung:

mir gefällt zu konversieren
mit Gescheidten, mit Tyrannen;

sein Timur protestiert:

hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
so hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Zu dem Gestürzten, dem Vereinsamten und Verbannten, zu dem Gestorbenen wendet sich sein Anteil unablässig zurück; er liest, was Neues über den Gewaltigen erscheint, und will es so vielseitig, so real wie nur möglich; er nimmt seine Gleichnisse aus dessen Geschichte, auf die Frage nach seinem eigenen Ergehen lautet die Antwort: nicht ganz so schlecht, wie Napoleon auf seiner Insel. Und diesen Gestürzten, er versteht ihn allzu gut; „wer zu herrschen gewohnt ist ..., steigt vom Throne wie ins Grab": das weiß schon seine Margarete von Parma. Ein Großer reist durch Weimar: Eckermann muß ihn Goethe schildern und erhält das Lob: da haben Sie einen Helden mehr gesehen, und das will immer etwas heißen. Ein großer Minister hält eine Rede, die Leute nennen sie grob; aber in den Leuten liegt die Sucht, alles Große zu frondieren. „Er fühlt sehr gut den Umfang seiner Gewalt und die

Größe seiner Stellung und er hat Recht, daß er spricht wie er sich empfindet." Ein Anderer ist als Premier zur Allmacht emporgestiegen: darüber zu schelten, fand Goethe absurd. Wer die höchste Gewalt besitze, habe Recht; gut, daß er endlich an seinen Platz gekommen. „Wer Indien und Napoleon besiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Insel — (England!) — herrschen."

Er wurde nicht müde, dieses Recht des Wirkenden, des Genius zu verteidigen. „Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Pläne einsam durchführten." Er erfaßt sie in ihrer vollen Härte: das Regierungsgeschäft ist ein sehr großes Metier, das den ganzen Menschen verlangt, zur Kunstliebe etwa läßt es nicht viel Kraft übrig. Es zwingt den Politiker zur Gesetzlosigkeit: Kein König kann Wort halten, er muß den Umständen gehorchen, für die Mächtigen der Erde ist Pflicht, was für uns arme Philister das Verbotene wäre. Daß Preußen von dem zerfallenden Polen auch sein Teil nahm, war recht. Noch mehr: die großen Außerordentlichen treten aus der Moralität heraus; sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser.

Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Bösem oder Gutem jagt.

Genie ist produktive Kraft: produktiv in Krieg und Staat so gut wie in Wissenschaft, Kunst, Religion. Es wird dämonisch, wo es ganz stark ist in sich und seiner Gewalt auf alle andern: „das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Tatkraft." Und selbst in seiner Gesetzlosigkeit wirkt es bildend: „alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

Ich brauche den Namen dessen nicht noch einmal ausdrücklich auszusprechen, dem die Mehrzahl dieser Goetheworte galt. Gewiß, zu dem großen Kaiser zog ihn das Wohlgefallen des Künstlers, das Persönlichkeitsideal und das weltbürgerliche Ideal des 18. Jahrhunderts hin, die Verwandtschaft des Genius mit dem Genius, des Souveräns mit dem Souverän. „In dem, was ich

selber zu tun und zu treiben hatte," hat er 1824 zu Eckermann gesagt, „habe ich mich immer als Royalist behauptet" — d. h. als Regierer, dem es anstehe, zu handeln. „Die andern habe ich schwatzen lassen, und ich habe getan, was ich für gut fand." Darin liegt doch zugleich ein gutes Stück praktischer Überzeugung: nicht nur ästhetischer Begeisterung. Er wollte den ungestört regieren sehen, der zum Regieren geboren sei. Und was er Napoleon, Wellington, Canning, dem politischen Genie überhaupt zubilligte, das durfte ich hier auf unsern Staatsmann des endenden 19. Jahrhunderts überschreiben: beinahe verblüffend traf es auf ihn zu, Freude, Verständnis, Billigung, Charakteristik. Ja, „Seine Durchlaucht Fürst Goethe" — so taufte ihn ja einmal die Adresse eines naiven englischen Briefes — hätte in manchem fast näher noch gerade zum Fürsten Bismarck heran gehört. Er hatte von dem, „der alles wollen kann", 1812 den Willen zum Frieden erbeten: hierin zum Mindesten hätte er bei Bismarck dem Sieger die große Mäßigung gefunden, die ihm doch sonst allezeit das Höchste war. Vor allem aber: sieht man genauer zu, so eint ihn mit Bismarck ein weites Stück gemeinsamer politischer Überzeugungen, positiver Anschauungen.

❧ ❧ ❧

Wie ist denn Goethes politischer Weg gelaufen? Der Frankfurter Patriziersohn schritt durch den heißen Blütenfrühling seines Sturmes und Dranges in die erste Epoche der Bescheidung, der Selbsteinordnung und Selbstbändigung hinüber: er wurde in dem ersten Weimarer Jahrzehnt zum Fachmann. Wir kennen seit Adolf Schöll, wenigstens aus seinen Briefen, den Verwaltungsbeamten Goethe mit seiner tiefeindringenden, Wirtschaft, Bevölkerung, Finanzen seines Herzogtumes eifrig umfassenden Arbeit. Wir kennen den etwas skeptischen Mithelfer an Karl Augusts kleinstaatlicher und dennoch so hochgerichteter Diplomatie. Wir sehen ihn, nach innen und außen hin, leitend oder doch tiefeingeweiht, im Kreise dieser altfürstlichen und altaristokratischen reichsständischen Welt, als Mitglied ihrer Geselligkeit und ihres Regiments. Halbenttäuscht hat er sich dann diesen Geschäften mehr und mehr

entzogen, ohne sie doch ganz zu verlassen. Er blieb der Minister; daß er das zeitgenössische Staatsleben, an dem erneuernd fortzuschaffen seines Amtes nicht war, jemals ignoriert habe, darf man nicht sagen. Auch hier blieb alles bei ihm in lebenslanger Entwickelung. Die großen Neubildungen ringsum betrachtete er in beständiger Auseinandersetzung; wo fände sich die Kette seines politischen Anteils unterbrochen? Im Egmont und Tasso, in den Revolutionsstücken und Hermann und Dorothea, in der Natürlichen Tochter, im Diwan und den Wanderjahren und im Faust, in Prosa und Vers, in Sprüchen und Briefen und Gesprächen — immer wieder auch diese Seite des zeitgenössischen Daseins; er las als Greis die Zeitungen, deutsche und ausländische, und hielt seinen Finger auch England und Frankreich am Pulse: auch hier lebendig, klar und weit wie überall. Auch mit dem Neuen rechnete er ab, obwohl er es auf diesem Gebiete nicht in sich selber trug und nicht aus sich selber zu fördern vermochte; er sah es, urteilte, erkannte doch auch neue Notwendigkeiten an: auch solche, die aus jener Revolution entflossen, deren bitterer Gegner er zu ihren Tagen gewesen war und deren Gegner nach Grundsatz und Temperament er blieb. Im letzten Grunde aber blieb seine persönliche Stellung zum Staate lebenslang ungefähr die gleiche. Sie hat ein Doppelgesicht: sie wünscht Staat und Gesellschaft ständisch organisiert, und sie betrachtet beide von oben her, mit dem Auge des Regierenden.

Die ständische Anschauung wuchs dem Sohne des alten Deutschlands schon von selber zu. Goethe hat sie dann ganz ausdrücklich und bewußt von dem tiefen und einfachen Denker der Wirklichkeit und der Überlieferungen empfangen, dessen Nachwirkung das 19. Jahrhundert weithin durchzieht: er hat sich selber als Schüler Justus Mösers bekannt und es ist nachgewiesen worden, wie sehr er es war. Ständisch nicht im Sinne etwa einseitiger Herrschaftsgewalt des Adels: auch dem Bauern wünschte er Erhaltung, ja Besserung seines Rechtes und Besitzes, und dem Bürger gehörte von Hause aus seine Zuneigung. Alle Stände, jeder für sich, in seinen Grenzen; jeder Einzelne aber ein Glied seines Standes; und alle diese natürlichen Lebens- und Rechtskreise in ungebrochener, in organischer Entwicklung: das ist das Ideal; so dringt

es immer wieder zutage, bis zuletzt. Den aufgeklärten Despotismus hat er bewundert, wo er in großen „Kerlen" hinreißend schuf, in Friedrich, dann, auf Grund der eingetretenen Umwälzung, in Napoleons blitzender Genialität; daß er Goethes Staatsideal gewesen wäre, ist nicht richtig. Ihm blieb jene Freiheit das Liebste, die ständisch umhegt war: „der Bürger so frei wie der Adlige, sagt er 1827, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen". Wir haben gestern in der Weihe unvergleichlicher Verse die Klage Eugeniens gehört:

diesem Reich droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr in Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück.

Hier blieb der Quell seiner Anschauungen.

Und dicht daneben der Mann der Regierung. Königliche Schwäche ist der Hebel der Revolution; Royalisten sollen handeln; den Regierer lasse man regieren, dem Mann des Berufes falle man nicht mit Dilettantenweisheit in den Arm. Ständische Mitwirkung wies er 1815 nicht ab, sie ist zu ertragen: aber sie bleibe „Aristokratismus im eigentlichen Sinne!" Wie hat er sich gegen die Demokratie, gegen die Menschenrechte gewehrt; dabei verharrte er: „alles Große und Gescheite, so heißt es noch 1829, existiert in der Minorität", und ausländische Verfassungen wollte er nicht eingeführt sehen. Eine Nation kann (1824) nur ertragen, was aus ihrem Kern und ihrem eigenen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffungen: die „sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält". Man folge mit eigenem, konservativem Fortschreiten dem ewigen Wechsel der Dinge: aber vorsichtig. Und immer wahre man den Zusammenhang mit dem lebendigen Leben: kein Formalismus! Der alte Minister wollte nichts wissen von einer theoretisch überbildeten Bürokratie, deren unnützer Lehrgang die jungen Leute geistig wie körperlich ver-

derbe — kurzsichtig, blaß, mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, der Energie beraubt, die Alles ist. Er rühmte das Bauerntum als das ewig verjüngende Depot der Volkskraft; er wollte wachsen und gewähren lassen — kein Polizeistaat! keine Überspannung staatlicher Tätigkeit! Und als Gipfel immer zuletzt der herrschende Mensch: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht: wir regieren." Wie stolz war er noch 1830 auf den übermütigen Handstreich, mit dem er die medizinische Fakultät in Jena aus einem Zimmer herausgetrieben hatte, dessen er für die Bibliothek bedurfte; auf seinen Gewaltstreich des Abbrechens der feuchten Stadtmauer, die ihm seine Bücher dort verdarb. Die Stadt klagt beim Großherzog, der weist sie mit innerem Lächeln an Goethe, den Ressortchef — „wenn ihr die Courage habt!" „Es ließ sich aber Niemand bei mir blicken."

Die Mischung ständischer und selbstherrlicher Anschauung, die vielleicht gewisse Widersprüche in sich schließt, erklärt sich, historisch-persönlich, sehr einfach aus der erlebten Wirklichkeit der alten deutschen ständisch-fürstlichen Staatspraxis der kleinen Territorien, in der Goethe groß geworden war und eben lebenslang wurzelte; daraus will er verstanden sein — nur daß aus diesem eng behaglichen Patriarchalismus, aus dieser ständisch gesicherten Gesellschaft unter einer wohlwollenden, erleuchteten, nicht allzu gebundenen, aber auch nicht allzu vieltätigen Regierung, die persönliche Höhe des Genius, so gern er sich einfügen mochte, doch immer halbfremd herausragte. Aber das haben Sie längst gespürt: in allen diesen Ansichten und Betätigungen war wieder ein großes Stück Bismarck — derselbe ständische Grundgedanke, der dem Landedelmann nahe lag wie dem Reichsstädter, der von Möser her durch die Romantik hindurch in alles politische Denken der Konservativen des 19. Jahrhunderts hinübergeströmt ist, der das System Julius Stahls erfüllt hat, und in Bismarcks Anschauungen sich weiterbildete und erhielt bis gegen sein eigenes Ende, materieller bereichert, berufsständisch umgestaltet, immer aber ein Drang auf die natürliche, organische Scheidung in Gruppen, immer, bei Bismarck wie bei Goethe, der tiefe Gegensatz gegen die bloße Zahl, gegen die Atomisierung des Volksganzen, gegen den Abbruch der inneren Gliederungen, gegen die konsequente

Demokratie, die aus der französischen Aufklärung und der großen Revolution herüberkam. Und der gleiche Gegensatz gegen den Bürokratismus des modernen Staates, gegen Erdrückung und Doktrin; der gleiche Gegensatz des Handelnden, des Freien und Starken gegen alle Einengung von unten, von außen her, gegen die Einrede der Dilettanten. Sie wissen, wie das bei Bismarck klingt (15. Juli 1862, an Roon): „Wie sind wir Deutschen doch in den Ruf schüchterner Bescheidenheit gekommen? Es ist keiner unter uns, der nicht vom Kriegführen bis zum Hundeflöhen alles besser verstände, als sämtliche gelernte Fachmänner." Auch Exzellenz von Goethe hätte zu diesen vielleicht etwas drastischen Worten am Ende verständnisinnig gelächelt — gesagt hatte er 1812 genau das Gleiche. Noch zwingender als bei ihm natürlich gipfelt bei Bismarck alles in dem Bedürfnis des Genius der Tat. Wir hörten auch Goethe den großen Menschen als Quell alles Schaffens rühmen, in Kunst und Staat; und sich selber hat er gerühmt, sich lebenslang immer behauptet zu haben, am liebsten durch den Angriff. Bei Bismarck ist das alles wesentlich unreflektiert: der Landedelmann, der weiten Ellbogenraum gewöhnt ist, der Praktiker, elementar in seinen Antrieben, unerschöpflich an Herrscherlust. Ich brauche nicht anzuführen, wieviel dagegen bei Goethe zu diesem letzten, unbewußten Triebe der eigenen Kraft an Ideellem hinzutritt: der ganze bewußte Glaube des 18. Jahrhunderts an das Recht und die Pflicht der Individualität, das ganze Persönlichkeits- und Menschlichkeitsideal der großen literarischen Epoche. Ich darf es nicht ausführen, wie sein Bildungsideal im Wilhelm Meister sich ausprägt und sich entwickelt, wie es aus dem Ganzpersönlichen und Menschlichfreien hinüberdringt zum beruflich Begrenzten, wie sich die Ziele verengen, zusammenziehen, und doch auch sachlich und sittlich bereichern, wie der Einzelne in den Wanderjahren sich einordnet in den Gemeinschaftsgedanken, den Gedanken des aufsteigenden neuen Jahrhunderts — das Grundgefühl und der höchste Wille Goethes blieb doch auch da immer individualistisch, bis in das Halbdunkel des dritten Buches der Wanderjahre hinein und über sie hinaus. Auch in jene sozialisierenden Träume (ich vermesse mich hier keines endgültigen Urteils!) hallt doch immer die Idee der freien Persönlichkeit, das

vielfältige Erbe von Goethes ganzem Dasein hinein; und wie rückhaltlos hat er 1831 Zelter gegenüber die „allgemeinen Unverschämtheiten" des S. Simonismus abgelehnt: „die Narren bilden sich ein, die Vorsehung verständig spielen zu wollen", und vergewaltigen das Individuelle.

Vielleicht auch dabei wird man Bismarcks gedenken: der Mischung staatssozialistischer und antisozialistischer Gedanken in dem Reformwerke und dem Empfinden des 70jährigen Reichskanzlers. Weist doch so Vieles beim alten Goethe, in den 20er Jahren, in das kommende Zeitalter des Realismus hinüber, in den Wanderjahren, den Gesprächen, im zweiten Faust — die tiefen Ahnungen von einer Einigung Deutschlands durch die Wirtschaft, die Blicke auf innere Kolonisation und neue Welt, auf die Weltstraßen der Zukunft, die Kanäle von Panama, Suez, von der Donau zum Rhein: Blicke in Bismarcks Welt und schon über Bismarcks Welt hinaus. Auch da wirkt wohl bei Goethe manch Jugendantrieb, manche Erinnerung an das Fridericianische System mit, ebenso wie Bismarcks Sozial- und Wirtschaftspolitik in diese Vergangenheit ihre Wurzeln zurücktrieb; auch in Bismarck ist stets ein lebendiges Stück 18. Jahrhundert wirksam geblieben. So viele Gemeinsamkeit stellt sich allmählich heraus! Freilich, Bismarcks Streben geht allemal aus von der Macht und mündet ein in die Macht: er ist stets im äußersten Sinne politisch gerichtet; Goethe lebt im Staate, er würdigt ihn, aber wo er in die Zukunft dringt, da sucht er mehr die Gesellschaft auf als den Staat, und Ausgangs- und Endpunkt blieb ihm doch die Entfaltung und Ausnützung und Freiheit des Persönlichen überall. Sie schauten von verschiedenen Punkten aus in die Welt — aber das ist gewiß: in den Elementen ihrer politischen Anschauung ist unendlich mehr Verwandtes als man leicht meinen könnte, sie haben eigentlich alle diese Elemente, allgemeine wie persönliche, mit einander gemein, nur in verschiedener Mischung, mit verschiedenem Ziel: von seinem Ufer sah ein Jeder von ihnen in die politische Gedankenwelt, die der Andere bedeutet, hinein; sie wären dazu geschaffen gewesen, an einander Wohlgefallen zu haben.

Und ist es nicht ebenso in ihrer gesamten Weltbetrachtung, über die staatliche, von der ich ausging, hinaus?

Auf den ersten Blick will es nicht so scheinen. Wir hörten Bismarck die Goethischen Männer tadeln, und damit meinte er ein gut Teil Goethe selbst; auch an dem Geheimrat hatte er keine rechte Freude. Er selber, so hat man es ausgesprochen, war ein Shakespearischer Mensch: bei aller Feinheit von ungebrochener Leidenschaft, durchaus dramatisch. Ich deutete auf seine Neigung zu Schiller; er hat nach seinem Sturze den Wallenstein in einem Zuge die Nacht hindurch wiedergelesen, in tiefer Erregung und Spannung, als sei der Stoff selbst ihm nicht altvertraut; denn mehr und berechtigter als mit dem verstoßenen alten Moor mußte er die Schicksalsverwandtschaft mit dem Herzog von Friedland empfinden, und es war seine feurige Art, alles ganz auf sich zu beziehen. Ihn packte der große heldenhafte Sinn, in dem dieser Dichter des Historischen und Staatlichen der Menschheit große Gegenstände, Herrschaft und Freiheit, erfaßte und gestaltete. Allerdings, das Pathos? Wer hat sich jemals schärfer als den Feind pathetischer Rede bekannt, wer jemals unbarmherziger den Superlativ gegeißelt? und neben diesem die abstrakte Spekulation? Auch Goethe mochte Schillers Stil lieber, wo er nicht philosophiert, und sagte — wieder einmal Bismarck wundervoll im Voraus formulierend! — 1824 zu Eckermann: „diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten." Wir empfinden in Bismarcks Deutsch, wo es am reifsten ist, die Verwandtschaft mit Goethe, trotz Bismarck selber, und wenn das Epigramm eines katholischen Sprachgelehrten Recht hat, daß es nur drei deutsche Prosastile gebe: Luther, Goethe und Bismarck, so gehören die beiden letzten bei allem Wesensunterschiede näher zu einander. Ich meine natürlich: in der Gegenständlichkeit, der Anschaulichkeit, der Sachlichkeit des Sehens und Ausdrückens, in der Plastik der Phantasie, in der Ruhe, die überall im Einzelnen vom Greifbaren, Sinnlichen, Wirklichen ausgeht, wie im Persönlich-Ganzen vom Praktischen, Nahen, von der Aufgabe jedweden Tags. Sie stehen beide auf fester Erde; und wieviel von Goethes Erdfreundschaft war auch in Bismarck! Sie beobachten Natur und Menschenwelt und gehen in allem von

ihren Beobachtungen aus. Ihr Beruf führt sie beide, den Staatsmann wie den Dichter, auf das gleiche Material: sie studieren das Menschliche. Aber vor allem erleben sie es ganz von selbst; sie schauen es, weil sie müssen. In beiden wirkt höchst unmittelbar der absichtslose Trieb allgegenwärtiger Künstlerschaft. Künstlerhafte Erregbarkeit war in Bismarck lebenslang so groß wie in — mindestens dem früheren — Goethe: eine argwöhnisch aufbrausende, zart und leidenschaftlich reagierende Empfindlichkeit wie nur immer im Tasso. Künstlerhaft gestaltend arbeitete ihr Wesen an sich selbst, in der Anmut und Würde des persönlichen Auftretens, die bei Goethe nicht feiner und herzbezwingender sein konnte als bei Bismarck; in der Art und Form jeder persönlichen, brieflichen, schriftlichen Äußerung; künstlerisch ist ja am Ende — dem darf ich nicht nachgehen — jede gestaltende menschliche Tätigkeit, jede höchste menschliche Schöpferkraft, künstlerisch-unbewußt. Aber folgen wir ihnen in die beiden Hauptgebiete ihres Lebens nach: Geschichte und Natur.

In der Geschichte des historischen Sinnes und der historischen Leistungen in Deutschland wird Goethes Stellung immer bedeutend sein; Historiker jedoch war er nicht und wollte er nicht sein. Er hat prachtvoll beobachtet und formuliert und prachtvoll historisch erzählt und gedichtet, aus seinem Leben und seiner Welt; es lag in seiner Art, daß er allem Konstruktiven und unhistorisch Revolutionären gegenüber historisch empfand. Aber fachmäßig streng wollte er der Geschichte nicht nähertreten: ihrer wissenschaftlichen Behandlung setzte er gern seine Skepsis entgegen. Und als Lernstoff für seinen Beruf und seine Weltansicht nahm er sie nicht eigentlich auf. Für Schiller und vollends für Bismarck bedeutete sie da ganz etwas Anderes. Goethe reizte das Reinmenschliche an ihr, Menschen als Erscheinungen, Menschen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen, gelegentlich in weiten Kultur- und weiteren Natur-Zusammenhängen. Die beiden Andern suchten die historische Organisation und die historische Tat innerhalb des Staates; Goethe begriff sie wohl auch da, aber sie war nicht seine Liebe. „Ich bin, so fuhr er 1828 seinen liberalen und politischen Gegenpart und Freund, den Kanzler von Müller kriegslustig an, nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu be-

kümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei." „Die unselige Weltgeschichte" hatte er ein Jahr vorher das große Kriegszeitalter gescholten, das er miterlebt hatte. Gerade in dem, was Goethe so nannte, hat Bismarck von Kindheit auf gelebt und gewebt, es war sein Arbeitsstoff, den er durchdrang, befragte, gestaltete.

Bei Goethe war es, wie man weiß, die Natur: da strebte er zur Wissenschaft auf.

Ich habe die Erdfreundschaft Goethes auf Bismarck angewandt. Wieweit gingen die beiden hier zusammen? Äußerlich gewiß eine tüchtige Strecke. Auch Bismarck lebte mit offenen Augen in Wald und Feld. Er kam wohl von einer anderen Seite her als Goethe; er beobachtete von Hause aus als Gutsherr, als Förster und Jäger, mit einem Einschlage von Aktivität. Aber er liebte diese Welt, die er besaß und beherrschte; er sah sie als Künstler an, mit künstlerischer Freude, mit einem Hauche der Romantik, die seine Jugend in sich aufgenommen hatte. Er führte eine junge Freundin zu schönen Durchblicken, die er forstmännisch pflegen ließ; sie scherzte: er treibe die Landwirtschaft vom ästhetischen Gesichtspunkte, und er, sehr ernsthaft: gewiß, und das müsse man bei allen Dingen tun. Aber er erzählte auch einmal, daß er ganz ungetrübt sich nur des ersten Vorfrühlings freue: alle spätere Entfaltung zeige doch schon auf den Gang zum Tode hin; er sprach angesichts eines Mückenschwarmes von jener Lebensverschwendung der überreichen Natur, die auch Goethe oft erwähnt hat, mit tiefer Melancholie: Abends wird all das hin sein; so nichtig sei das Leben! Er sah bis in das Kleinste hinein, überraschend vielseitig und scharf, und knüpfte seine sehr eigenen Gedanken daran. Man hat den großen Realisten der realistischen Naturforschung seiner Zeit zugesellen, in ihm — wie in Goethe — den naturwissenschaftlichen Zug wiederfinden, ja entscheidend finden wollen: auch ein geistreicher Mann seiner engeren Umgebung wollte den alternden Bismarck von da aus konstruieren. Ich glaube bestimmt: mit Unrecht. Der Geschichte gegenüber kann man bei ihm, weit mehr als bei Goethe, von fachlichem Anteil reden, wenngleich auch da nicht von eigentlich wissenschaftlichem:

der Naturwissenschaft gegenüber durchaus nicht. Hier war er der Skeptiker. Er sprach 1887 ungläubig von den großen Naturforschern des Tags, die so tun, als wenn sie alles wüßten, und doch sogar in ihrer Wissenschaft im letzten Grunde nichts wissen. Es wurde ihm von Sonnensystemen und unermeßlichen Fernen der Gestirne erzählt; er lächelte: „ist das alles so gewiß?" Ein Begleiter unterhielt ihn bei Varzin von der Herkunft der Findlingsblöcke; Bismarck zuckte die Achseln: „das kann ja sein; wenn's aber nicht wahr ist, ist's auch noch so."

Gerade hier ist der Abstand von Goethe unermeßlich. Sie standen auf gleicher Erde, sie bauten in gleicher Weise auf Einzelheiten auf, aber das Entscheidende fehlte Bismarck hier ganz und gar: der Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis überhaupt. Goethe strebte sein reiches Leben hindurch nach einem geistigen Ganzen, einem wissenschaftlichen System: Bismarck spürte das Bedürfnis überhaupt gar nicht. Er wollte kein System: die verwandten Genien haben hier ihren charakteristischen Trennpunkt. Auch Goethe wollte ja nicht spekulieren; er hat die strenge Philosophie von sich abgelehnt und immer wieder bedauert, daß Schiller es nicht auch getan habe; er hat sich als Eklektiker bezeichnet, von Spinoza, Leibniz, Kant aufgenommen, was seiner Art paßte; er wies vieles Systematische fast so entschlossen von sich wie Bismarck — vielleicht wirkt diese gemeinschaftliche Abneigung, die in des Reichserbauers unsystematischem Schaffen von 1866 und 1870 so glorreich triumphiert hat, auch in Goethes künstlerischem Schaffen, das so wenige völlig einheitliche Kunstbauten abgeschlossen hat, bedeutsam ein. Auch in der Stellung zum Dunklen, Geheimnisvollen, dem Hange, der bei Bismarck fast wie bei Napoleon bis in den Aberglauben hinüber gleitet, reichen sie sich wohl die Hand. Aber über Allem ging doch Goethes Sehnsucht lebenslang nach dem einheitlichen Weltbilde, das er auf seiner Naturanschauung errichtete: nach dem Zusammenschlusse des Natur- und Menschendaseins in einem großen belebten Gesetze, in einem strömenden Zusammenhange. Wir wissen, wie das seine Arbeit und seine Seligkeit ausgemacht hat. Bei Bismarck wendet sich der Pfad frühe anders. Er hat den Kampf um seine Stellung zur Welt durchgestritten wie jeder große Mensch; er hat auf seine Weise mit

den Gedanken der Vorzeit und Gegenwart gerungen, von Spinoza auch er bis auf Hegel und dessen Schule, auch er hat von je nur herausgenommen was er brauchen konnte; aber seine Sehnsucht suchte im Grunde niemals Erkenntnis, sondern für sein klaffendes Gefühl eine lebendige Ausfüllung und für seinen ungeheuren Willen einen Halt, der nicht wankte: den persönlichen Gott, zu dem er persönlich sprach und auf den er die Last seiner Kraft und seiner Taten mit ablud, hat er, nachdem er ihn für sich gefunden hatte, festgehalten bis an den Tod. Vielleicht konvergierten die Bahnen der beiden Männer mit den Jahren nicht unerheblich. In Bewegung blieben sie ja beide bis zuletzt, und die Linien des fast kirchlich positiven Glaubens, den er nach 1847 angenommen, haben sich dem alternden Bismarck wohl mannigfach verwischt, er stellte Manches dahin, sinnierte an Manchem anthropomorphisch weiterdichtend herum, er war von jeher lässiger als der Forscher Goethe. Die Grundlage aber war ihm die praktische Tat und der persönliche Gott: Dinge und Mächte, die seine Hand greifen konnte; Drang und Ideal des Anderen blieben ihm hier fremd.

❧ ❧ ❧

Das ist natürlich immer das Ergebnis: in Allem bei dem Jüngeren, unmittelbar und beinahe derb, der unbedingte Primat des Willens. Nach Staat und Welt ein Drittes, Letztes, wohin wir ihnen noch nachgehen mögen: das tägliche Dasein, und in diesem die Gestaltung der Persönlichkeit.

Auf den Höhen der Menschheit wandelten sie beide, und die Pilger wallfahrteten wie in ein Heiligtum zu ihrem Hause; man lauschte und buchte, und beide glichen sie, nach Goethes leuchtendem Ausdrucke, „dem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt“. In hundert Bildern sind sie uns lebendig, auf der Wagenfahrt, schauend, denkend und plaudernd, im Kranz der Familie und der Freunde, in der Einfachheit ihres Arbeitszimmers am Frauenplan oder in Friedrichsruh, schreitend, diktierend; in der klassischen Würde der Empfangsräume seines Museums der Eine, der Andere in dem Eßsaal, oben

am langen Tische, im Sessel, um ihn der Berg seiner Zeitungen, rechts und links die Doggen; im Sonnenscheine der beiden Gärten der Eine; der Andere tritt eben aus dem feuchten Dunste des Sachsenwaldes heraus, zwischen triefenden Bäumen, riesengroß, umwittert von nordischer Göttlichkeit und tragischer Schwere — unvergeßlich ein jeder. Der Patrizier, der Landedelmann, beide von feinster Kultur des Geselligen und des Geistigen, der Geste und des Worts; Kenner und Freunde aller guten Dinge, die ihre Tafel trägt. Nicht gering ist bei beiden die Rolle eines edlen Weins; auch Goethe, so sind wir wohl belehrt worden, würde ohne ihn nicht schon im 83. Jahre eines vorzeitigen Todes verblichen sein. Sie liebten es beide, die Hemmungen, von denen die anschauliche Mystik der Medizinersprache uns berichtet, gelegentlich auszuschalten:

Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend;

der Dichter bestätigte seinem guten Eckermann mündlich die andere Weisheit aus dem Schenkenbuche:

Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;

Bismarckisch ausgedrückt, im Jahre 54: „Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche Crémant im Leibe dürfte mir keiner von diesen Herrn ins Conseil kommen. Dann wird unsre Politik bald eine respektablere Farbe annehmen." Wir bleiben beim Hausvater, beim Wirt: ein heiteres, vornehmes Geltenlassen hier wie dort. Und wir hören die Gespräche: zwanglos und doch von natürlich geschliffener Form, und oft genug wie gegossen in Erz. Wir haben das Glück, den vier größten Deutschen der neueren Zeiten derart zu lauschen; da reicht sich doch in so Manchem das mittlere Paar unmittelbarer die Hände, die beiden Söhne des 18. Jahrhunderts, der Städter und der König, Goethe wie Friedrich II. von einem starken literarischen, einem romanisch-antiken Kulturstrome genährt und gefärbt; das volkstümlich Deutsche, das ungebrochen Elementare bringt, in tiefer allgemeiner Ver-

wandtschaft, die Helden des 16. und des 19. Jahrhunderts dicht zueinander, den Bauernenkel mit dem Gutsherrn. Deutsch waren sie alle in allen Eigentümlichkeiten ihres Wesens, und alle vier durchzittert sie eine tiefe Erregung, durchglüht die Gründe ihres Wesens ein nie erloschener, trauernder Zorn. Er schimmert bei allen durch, am Tische zu Wittenberg, wie in den Nöten des Feldlagers, in der feinen Stimme Friedrichs und Bismarcks, wie in der machtvollen Wolfgang Goethes: Klage und Anklage überall, der erschütternde Kampf des Menschen, und vollends des großen, mit sich selber und mit seiner Welt. Aus der unendlichen Fülle Goethischer Gespräche, die alles Dasein umfassen, frei und liebenswürdig, gütig und groß, in tausendfältigem Reichtum der Anschauung und der Reflexion, in Heiterkeit und straffer Majestät — auch aus ihr leuchten die Blitze heraus. Der Kanzler von Müller hat es an einer berühmten Stelle, vom Jahre 1828, geschildert: „Wie ein Gewitter bei heiterem Himmel suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen", und Beispiele haben wir genug. Welch „Buch des Unmuts", wie in den Schriften, so im Wort! Worüber hat er nicht geklagt und gescholten! Mißverstehen und Feindseligkeit haben sein Leben begleitet, das hören wir immer wieder; wie grollt er den Naturforschern, die ihm nicht glauben wollen! wie fährt er selbst auf Eckermann los, als der Getreueste der Getreuen Ketzereien zur Farbenlehre wagt; wie sprüht er „mephistophelisch" gegen Soret, kampflustig gegen Luden, gegen Müller! Auch gegen Eckermann wird die Klage laut — gedämpfter als anderwärts, und eben deshalb doppelt beweisend: denn hier erscheint er ja so, wie er angesehen werden wollte. Und wir hören die schmerzliche Frage nach dem Glück; wer ist denn glücklich? „Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt." Und Müller hatte (1823) einmal den Eindruck „eines ununbefriedigten großartigen Strebens". Das alles geht weiter, bis in jenen letzten seiner Briefe hinein. Ich führe die Ausbrüche des alternden Luther, des Preußenkönigs, der seine Jugend dem Vater hatte hinopfern müssen, seine Manneszeit dem Vaterlande, nicht an; vom Glück hat Bismarck genau ebenso wie Goethe gesprochen,

auf der Höhe seiner Macht wie nach seinem Sturze; Melancholie und Groll — der Flammenkern der Leidenschaft, ohne den es keine Größe gibt, treibt sie in Stößen hervor. Mit der ungetrübten Seelenheiterkeit des optimistischen Weisen, das weiß man längst, ist es auch bei Goethe nichts. Aber gerade an diesem Punkte der starken Annäherung springt wieder der tiefe Gegensatz der beiden, denen wir nachfragen, frappant zutage. „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte und müßte eine lange Stange im Munde halten", sagt Bismarck 1891. Goethe erwidert 1830: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten". Das Irrationale und die Überkraft des Genius spürte auch er in sich: er setzte ihnen sein Menschlichkeits- und sein Persönlichkeitsideal des Gleichmaßes entgegen. Hinter dem Humanisten stand auch bei ihm der Kämpfer; als Kämpfer und Befreier stellte er sich stolz dem Fürsten Blücher gleich, sein Selbstgefühl war unermeßlich, wie es mußte, und die Gluten schlugen noch dem 73jährigen in seiner letzten Leidenschaft unwiderstehlich durch alle Formen hindurch — aber das Eigenste an ihm, so wie er sich wollte, war, wir wissen es alle, nicht dies natürlich Allgemeine, sondern das Ringen darwider: die lange Kette der Selbstbezwingungen von 1780 an, der Entsagungen, die er lebt und predigt, die seine Dichtung durchkühlen: „Entsagung der Entsagenden!"; der demütige Halt vor den Grenzen der Menschheit, die ewige Erziehung seiner selbst, die bewußte Beherrschung und zugleich Ausweitung der eigenen Kraft; in Tat und Ausspruch bis an das Ende das Mühen der Selbstentfaltung und Selbstberichtigung, unablässiger Aufnahme und Verarbeitung, des Niederhaltens der Eigenheit, der Rundung und Entwicklung der Eigenschaften zur höchsten Höhe. Das Feindselige, das Quälende *will* der Greis zurückdämmen, damit es seine produktive Kraft nicht störe; bei Todesnachrichten eine gewaltsame Selbstbändigung, bis auf den Rückschlag des Körpers im Blutsturz; in allem doch der eigentlich oberste Zug seines Wesens, wie er sein wollte und immer wieder wurde: der Zug zur Harmonie. In *diesem* Kunstwerk Goethes

gipfelt ja seine Arbeit und seine Epoche. Er stilisiert sich selber wie seine Dichtung, und das „bewegte Herz" spricht sich, wie Eugeniens Sonett, „in gemessnen Worten" aus; er betrachtet sich selber wie von außen her, seine Vergangenheit, seinen Werdegang, er betrachtet das mitfühlend und überlegen, er wird nach seinem Briefworte vom Dezember 1831 sich selber geschichtlich; er redet von seinem Leben in Jahrtausenden, und die Gegenwart versinkt, er schwebt über den Völkern und den Zeiten, der „hohen wahren menschlichen Bildung" mit seinen letzten Trieben zugewandt, persönlich und beinah unpersönlich zugleich, der Weise, der über allen Streit der Leidenschaften hinaus die Welt und sich selber zuletzt bezwungen hat: „ein vollkommener Mensch in großer Schönheit".

Und gerade dieses letzte höchste Menschentum des alten Goethe, diese Verklärung und Überwindung, genauer: dieses Streben Goethes zur Verklärung hat Otto von Bismarck mit Ungeduld und Mißbehagen scharf beiseite gestoßen. Es gibt gar keinen packenderen Gegensatz. Die Abrechnung mit sich selber vollzog Bismarck, er hat es öfter abwehrend ausgesprochen, vor seinem Gotte allein; er ließ niemanden hineinsehen und niemanden daran teilnehmen, und sich zum Kunstwerke auszugestalten war ihm nicht Aufgabe. Ein Gegenstand der Betrachtung, der wissenschaftlich-künstlerischen, entwickelnden Darstellung ist er sich nie geworden: wie unendlich weit stehen Ziele und Mittel seiner Gedanken und Erinnerungen von denen in Dichtung und Wahrheit ab: hier die rückschauend begreifende Biographie, dort der erregend fortdauernde politische Kampf. Bismarck wurde sich niemals historisch. Nach seiner Entlassung mahnte ihn sein philosophischer Jugendfreund Alexander Keyserling zur Harmonie; er antwortete widerspenstig, mit naiver Großartigkeit, mit einem persönlichen, ja selbst einem sachlichen Rechte, das sehr ernsthaft erwogen sein will: wozu soll ich harmonisch sein? und von dem Freunde urteilte er, als ein Dritter ihn als Weisen rühmte: ja wohl, weise aber weich. Den, der sich vor der Welt ohne Haß verschließen wollte, hat er einmal noch viel härter angelassen. Und doch blieb dies ein halbes Jahrhundert lang Goethes Ziel. Wir sahen Goethe die „Berichtigung" von Angriffen ablehnen: nur sich selber wollte er berichtigen. „Ich hatte mit mir selber genug zu tun, was küm-

merten mich Andere?" Er erinnerte sich 1831, daß Schiller von dieser seiner „allgemeinen Toleranz" nichts hatte wissen wollen. Er blieb dabei: das Tun der Freunde erleben wir, es geht in unsere Persönlichkeit ein, „was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und schützen uns dagegen wie gegen Frost . . . oder sonst äußere Übel". Und Bismarck entgegnet auf die Frage nach seiner Nachtruhe: schlecht — ich habe die ganze Nacht gehaßt. Auch er pries es 1897 als Vorteil des Altwerdens, daß man gegen Haß und Beleidigung gleichgültig werde. Auch er hatte auf dem Gipfel seiner Tatkraft, 40 Jahre zuvor, in Hamletischen Bildern, mit tiefer Resignation vom Unwerte des politischen Kampfes gesprochen, mit etwas, das wie ein bitterer Trost, wie ein Trost an der Vergänglichkeit alles Einzellebens klingt, aber bei ihm ist Resignation immer nur der Ausdruck titanischen Grolles darüber, daß er nicht handeln darf. Er hat sich nie beschieden. Wohl in seinem eigensten Berufe selbst, als auswärtiger Staatsmann: da beherrschte er sich ganz im strengen Dienste seiner Pflicht; und auch er ist ein Kunstwerk geworden, auch bei ihm schließt sich Wesen und Leben zu einer wundervollen Einheit der Gesamterscheinung zusammen, dank der aufbauenden Energie seiner Stärke, dank der ausgestaltenden Arbeit der feinen Kräfte, die diese ergänzten. Aber von einer künstlerischen Selbstgestaltung aus bewußtem ästhetisch-sittlichem Wollen wie bei Goethe ist gar nicht die Rede. Er hat dergleichen weder gekonnt noch auch gewollt. Er hatte seiner Braut zu Byronschen Versen von dem Reize geschrieben, in einer Sturmnacht auf durchgehendem Pferde die Klippen hinab in das Brausen des Rheinfalls zu stürzen. Goethe hat den Byron, den er reichlich in sich trug, gebändigt: in Bismarck blieb lebenslang Etwas davon bestehen. Er hat die klassische Schönheit als Lebensideal nicht gesucht, in keinem Sinne: er hätte nie wie Goethe die Sehnsucht „aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tagland" des Südens bekannt: er *brauchte* sich, wie er war, er brauchte die vulkanischen Gluten seines wogenden Innern, um Eisen zu schmelzen und Siege zu erzwingen, und seine Stärke war stärker als er. Er blieb der Prometheus, solange er atmete.

Ich meine bescheidentlich: es ist die gleiche Erhabenheit hier

wie dort. Bei so viel Gemeinsamem die eine große Verschiedenheit in der Richtung der Anlage und deshalb der Tätigkeit: aber auch im Ideal. Zwei Ausprägungen des Menschlichen: die eine will subjektiv bleiben, die andere typisch werden, die eine, so könnte man es halbwahr ausdrücken, naturalistisch, die andere stilistisch; zwei Zeitalter stehen dahinter. Die Neigung des Einzelnen mag zwischen ihnen wählen wollen; aber gewiß, jeder war, was er war, und beide heischen sie das gleiche Verständnis.

❧ ❧ ❧

Zwei Zeitalter stehen dahinter. Ich habe die Personen nebeneinandergestellt, Staatsansicht, Denkweise, Selbstgestaltung. Den Fortgang der Zeiten zu schildern geht hier und heute nicht an: Heinrich von Treitschke hat in fünf Bänden erzählt, wie aus dem alten Deutschland das neue herauszuwachsen begann, in Wirtschaft, Gesellschaft, Staat und Geist, ein neues Verhältnis zur großen Welt, ein neues Verhältnis zu sich selbst. Von diesen weiten Gegensätzen darf ich hier nur in einer Schlußbetrachtung andeutend handeln.

Es ist ganz wahr: innerhalb des neuen Deutschlands bezeichnet Bismarck, unmittelbar genommen, zu Goethe den Gegenpol. Alles, was Goethe nicht war und nicht wollte, trat hier schöpferisch vor. Der Nordosten gegen den Südwesten: Viktor Hehns Gegenüberstellung der beiden Hälften Deutschlands ward hier, auf beiden Seiten, zu Fleisch und Blut. Neben dem Reich, dem Reichsstädter, dem Thüringer Minister, dem Poeten und Weisen: Preußen, Berlin, der Mann des Staates und der Macht; in dem klaren prosaischen Berlin, in dem Goethe keinen Raum für dämonische Kraft gesehen hatte, in lebenslangem Kampfe mit dem „verwegenen Menschenschlage", den Goethe der östlichen Hauptstadt zuschrieb, ein dämonischer Mensch, den doch diese östlichen Kräfte selber ganz durchdrangen. Der eingeborene Staatsmann erhob sich, setzte sich durch, mit seinem Triebe zu schaffen, er wuchs vom adligen auf den staatlichen Boden hinüber: er diente sich und dem Drange der politischen Macht. Beides, wir hörten es, wußte Goethe zu verstehen und zu würdigen; aber aus seinen deut-

schen Lebenskreisen wies er beides weg. Hier ward es herrschende Wirklichkeit. Hätte Goethe die Frankfurter Briefe lesen können, in denen, in den 1850er Jahren, in der Auseinandersetzung mit Leopold von Gerlach, dem Sohne der Romantik, der 40jährige Bismarck sich selbst und sein staatlich-sittliches Programm, die unbedingte Hingabe ungeheurer Kräfte an das Bedürfnis seiner Volksgesamtheit, genauer gesprochen: an den Ehrgeiz seines Heimats*staates*, so siegreich herrscherhaft entwickelte! er hätte — wenn er 1855 so hätte sein können, wie er sein Lebensjahrhundert hindurch geworden und gewesen war! — er hätte diesen neuen Typus des deutschen Menschen, der aus seiner eigenen Vaterstadt, mit den Zügen des stärksten Genius, voll tiefer und weiter, sachlicher Zusammenhänge, in hohem Aufschwunge emporstieg, mit weitgeöffnetem Auge betrachtet. Aber dem historischen Goethe würde dieser kommende Bismarck wohl packend, aber fremd geblieben sein. Hier war etwas Anderes und Neues. Ich darf es nicht darlegen, wie Goethe sich von 1806—15 verhielt: es ist ja gar kein Zweifel, daß er an dem Zorne und der Erhebung der preußisch-deutschen Patrioten nicht, aber auch gar nicht teilgenommen hat; daß auch sein Herz beim Sturze unserer alten Staaten nicht geblutet hat, daß er da nur persönlich, kulturell, weltbürgerlich empfand; daß er sein Lebtage, auch wenn er dann und wann den Mangel eines deutschen Staates als Mangel beklagte, doch in der Wirklichkeit lebte, die ihn umgab, und niemals in der Sehnsucht des Einheitsstrebens, daß „Kultur und Barbarei," aber nicht die Staatsnationen den Gegensatz bedeuteten, der ihm wichtig war, und daß er über den politischen Nationalitätsgedanken hinwegflog in das Unermeßliche hinauf. Es ist eine vergangene Torheit, ihm das vorwerfen oder auch nur darüber klagen zu wollen: schon 1833 hat Dahlmann, der Wortführer der nachgefolgten Generation, in abschließendem Verständnis ihn begriffen, wie er sein mußte. Aber daß hier ein breiter sachlicher Spalt der Generationen klafft, ist einfach wahr. In die realistische Zukunft sahen wir Goethe hinüberspähen: in die des neuen nationalen Staates nicht. Über die Dezentralisation, die in dem zusammenwachsenden Deutschland aufrecht bleiben müßte, wenn nicht das Beste der deutschen Kultur zerdrückt werden sollte, hätte er sich mit Bismarck,

mindestens der Sache nach, verstanden. Und als den Vorarbeiter der politischen Einigung begriff den geistigen Einiger Deutschlands auch jener; jedoch die eiserne Zeit, die er heraufführte, war Goethes Zeit nicht. Daran ist nichts zu verschleiern. Das Wesen der beiden Gipfelmenschen führte uns überall von tiefverwandtem Grunde zu weitgetrennten Höhen; ihr praktisches Lebenswerk aber ist in gewissem Sinne völlig gegensätzlich, nach Bestrebung und Material und Erfolg. Der Weg „von Goethe zu Bismarck" bedeutet wirklich einen innerlichen Wandel.

Und doch, wie überall in den Personen die Gemeinsamkeit uns entgegensprang: auch dieser historische Weg der Generationen ist, trotz alledem, der Gemeinsamkeiten voll. Es führen doch überall unaustilgbare Spuren von Weimar nach Berlin und selbst nach Friedrichsruh. Sie nachzuweisen ist hier meine letzte Pflicht.

Ja, auch das ist wirklich wahr: der Geist unserer klassischen Bildung hat nicht nur in den Führern der preußischen Reform und des Befreiungskrieges Früchte staatlicher Taten getragen, er blieb an allem politischen Werke auch der Zeiten beteiligt, die sich dann langsam hinüberwandten zur derberen Wirklichkeit. Auf allen Lebensgebieten ging es sehr langsam zum Neuen hinüber; in allen bedeutenden Vorkämpfern der neuen Wirtschaft und zumal des neuen Staates wirkte die große Philosophie und dann mehr noch die große Dichtung von 1800 gestaltend und lebenschaffend mit: nicht nur die Predigt Schillers, auch der Wirklichkeitssinn und das Persönlichkeitsideal Goethes. Die haben überall die Persönlichkeiten erziehen und befruchten und stärken geholfen; auch in dem trotzig unabhängigsten von allen den Neuen, dessen Riesenkraft sich einsam in sich selber auswuchs, auch in Bismarck gehört diese Kultur — mehr wohl Goethes Poesie als Goethes Weisheit, aber sicherlich doch auch Goethes Persönlichkeitslehre, zu den stillen halbbewußten Kräften der Tiefe, zu denen die seelischen Wurzeln hinunterreichen und aus denen gerade der größte unserer Tatenmenschen so viele stärkende Nahrung zog. Ich denke mir, daß die Nachwelt der führenden Erscheinung Bismarcks, dem Bismarckzeitalter im charakteristischen Sinne, auf dem Felde der großen Kunst von der einen Seite her Richard Wagner und Heinrich von Treitschke, von der andern her unsere großen Realisten als

historische Verwandte, als Träger der gleichen Lebensfarbe zuordnen wird, von Adolf Menzel über Leibl bis hinüber zu Uhde, zu Max Liebermann und Leopold von Kalckreuth. Aber Bismarck selber und seine Mitstreiter haben bewußt und persönlich vielmehr zu den Lehrern ihrer Jugend geschworen, zu Beethoven und Goethe-Schiller. Kontinuierlich wallt der Lebensstrom von jenen zu ihnen weiter: wir wissen, er kann nicht abgeteilt und zerschnitten werden; wir spüren den Wandel der Epochen und suchen sie in ihrer Besonderheit zu fassen, wir müssen es tun; aber wir töten das Lebendige, wenn wir jemals vergessen, daß es über die Grenzen dieser Epochen immer herüber- und hinüberrinnt und schließlich alles Leben untrennbar in Eins gehört.

Daß es Epochen und Gegensätze gibt, haben wir dann ja freilich selbst erlebt. Weimar hat mitgeholfen, in jedem Sinne, an Kaiser und Reich; dann aber brach die natürliche Einseitigkeit der neuen Zeit rauher hervor; sie hat sich in Wirtschaft und Macht gewaltig und gewaltsam entfaltet und ausgelebt; die Weihe der großen Kultur schien zu erkalten. Wir stehen heute in der Gegenströmung auch gegen diese Einseitigkeit. Wir spüren mit Schmerz und Schrecken die Verluste, die der Gewinn unseres Stärker- und Reicherwerdens mit sich geführt hat, und sehnen uns nach der Ergänzung. Wir dürfen wohl sagen: sie ist im Gange; ihr Name aber, wie immer sie weiterstrebe, heißt wiederum Goethe, und der Gegenname Bismarck. „Um Epoche in der Welt zu machen," hat jener gesagt, bedürfe es zweier Dinge: eines guten Kopfes, und einer Aufgabe, einer Gegnerschaft, um ihn zu betätigen. Und ein andermal: „Als ich 18 Jahre alt war, war Deutschland auch erst 18, da ließ sich noch etwas machen." Es ist, so dürfen wir fortfahren, das Glück, ja das Wesen des höchsten Genius, daß er immer gleich alt ist mit seiner Zeit: daß er auftritt, wo es große Dinge zu tun gibt, und deren Inbegriff wird. Das sind uns, für die zwei großen Hälften unserer neueren Entwicklung, diese beiden. Geheimnisvoll, so hat wieder Goethe es ausgesprochen, bringt die Gesamtheit eines Volkes und einer Zeit die Helden hervor, „die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen". Wir brauchen diese beiden, — man verzeihe das Glaubensbekenntnis! — wir brauchen sie alle beide: als Lehrer, im Werke der

gleichen Ausbildung, zu Zielen und in Zeiten, die neu werden: sie beide werden mitgehen. Der Generation, die heute auf der Höhe steht, hat, so möchte ich glauben, Bismarck ihr Weltbild gegeben, das politische wie das allgemeine, den ganzen Klang ihrer Weltanschauung. Aber schon in ihr, wie einst in Bismarck selber, und seither wieder wachsend und steigend in ihrer Mächtigkeit, wirken tausend Zuflüsse Goethischen Erbes mit. Noch immer, wie er 1827 schalt, sind wir Deutschen „von gestern". Wir können keinen der beiden Meister und Führer entbehren. Sie sind beide unser und beide deutsch; weder im Einen noch im Anderen allein und ihren Epochen erschöpft sich, was wir als deutsch verkünden möchten: erst in einer längeren Folge von Geschlechtern enthüllt sich ja, wie erst in der Reihe der Entwicklungsstadien des Einzelmenschen, die Individualität eines Volkes, und das große Vergangene muß sich immer wieder emporheben zum Licht. Die beiden, von denen ich sprach, stoßen einander mannigfach, ich habe die Kanten nicht abgestumpft; mögen sie in uns und unseren Kindern miteinander ringen, Stärke und Schönheit, Tat und Betrachtung sich miteinander streiten und durchdringen! Sie stoßen sich und gehören doch zusammen; und: beide sind sie lebendig. Wir fassen sie — ich habe es hier auch getan — als die Verkörperungen einer Lebensrichtung; vergessen wir daneben das Beste nicht: zu allerletzt und zu allerhöchst sind sie doch mehr: sie sind nicht Epochen und nicht Abstraktionen, sondern sie sind sie selbst.

Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist.

Denn das eigentlich Wirkliche, wirklicher als alle Typen, die wir konstruieren, ist allemal doch das lebendig Einzelmenschliche selbst. Wehe der Auffassung menschlicher Dinge, die das vergißt! Wir schauen sie selber, und das Menschlich-Große, das sie, in Abweichung und Verwandtschaft, in sich tragen, spricht körperhaft zu uns und flutet zuletzt in eins: ein ewiges Ringen und Werden und Wachsen, unerschöpflich an Kräften, unerschöpflich in Selbstbehauptung und Selbstbetätigung der Persönlichkeit, die jeden ihrer Kreise ausfüllt und über jedem doch sich selber bewahrt; das Weiterschreiten lebenslang ihnen Qual und Glück, ein Drängen,

das nie zur Ruhe kommt, schaffend und im Schaffen jeden Augenblick unbefriedigt, verschieden die Formen, die Schranken, die Tragödie, die Frucht, gleich diese Größe des Lebendigen, das uns unsterblich bleibt. Wirklichkeit, die sie waren, Unvergänglichkeit, die sie uns geworden sind: möchten sie es unserm Volke wahrhaft werden; ein jeder für sich und beide in höherer Einheit ein Born, der quillt und tränkt, ein Gebirge zugleich, das den Born zu Tale schickt und selber über unserm Tale aufragt, als ein Stolz und eine Schönheit, in den ewigen Himmel unserer Welt. Das darf der höchste Sinn sein, den der Doppelname unserer beiden Größten einem Deutschen unserer Tage bedeutet; setze der alte Zauberer von Weimar das Schlußwort seiner Briefe als ein Siegel darunter: „und so fortan"!

Bei Bismarck

am 14. März 1893

Ich bin, ein junger Berliner Privatdozent, den soeben sein erster akademischer Ruf in den Süden wegholte, im März 1893 bei Fürst Bismarck gewesen und habe, nach einer Menge möglichst genauer Notizen, die ich gleich während der Rückfahrt auf das Papier warf, bald nachher den Bericht so ausführlich und so zuverlässig niedergeschrieben, wie ich vermochte: allerdings lediglich „für mich und etwa die Meinigen". Die Gelegenheit dieser Sammlung und der Wunsch meiner Berater reizt mich dazu, ihn jetzt zu veröffentlichen: weil er, auch ohne daß er Besonderes zu vermelden wüßte, doch ein ehrliches und unentstelltes Spiegelbild gibt, und weil am Ende eine jede Schilderung aus der Nähe des Gewaltigen ihr Stückchen Wert hat. Alles ganz Subjektive, an Rückblicken und Ausblicken, das nur mich anging, habe ich getilgt: den persönlichen und den jugendlichen Hauch, wie er 1893 sein mußte, zu tilgen habe ich nicht gewünscht, auch wo ich heute dieses oder jenes vielleicht anders wissen und sagen würde. Die tatsächlichen Angaben lasse ich unberührt: gerade daß sie registrierend in das Kleinste hinuntersteigen und nicht für Dritte aufgesetzt worden sind, könnte ihnen heute ein Daseinsrecht verleihen. Einige Äußerungen Bismarcks — es sind ganz wenige — habe ich weggelassen; die Lücken sind durch Punkte angedeutet. Das Ganze hat, durch diese doppelte Verkürzung, vielleicht an seiner ursprünglichen Einheit eingebüßt: ich tröste mich mit der Erwägung, daß es von vornherein nichts sein wollte als die getreue Wiedergabe eines in sich ja doch nur zufälligen Fragments.

❧ ❧ ❧

—. Ich will die Erinnerung der zwei Stunden in raschen und einfachen Worten festhalten, der Stunden, in denen ich dem Größten unseres Volkes und Jahrhunderts lauschend und betrachtend gegenübersitzen durfte. Nur einen engen Ausschnitt aus diesem ungeheuren Leben habe ich da vor Augen gehabt — den alten Fürsten in körperlichem Leiden, ohne die Anregung, die ein

wenigstens teilweise historischer Moment, wie etwa eine große Huldigung zur Geburtstagsfeier, Ansprache und Antwort vor großen Massen, mit sich bringen mag. Ich bilde mir nicht ein, ein volles Bild gesehen zu haben. Aber es war doch Er und seine Umgebung; es war trotz Allem die Art des Löwen in Wort, Geberde, Gedanke; es bleibt mir doch eine Illustration, die mir auch die früheren Zeiten des Mannes und seiner Geschichte helfen wird in mir lebendig zu machen — und vor allem, es war das Einzige, was ich von ihm gesehen habe; daß ich es doch gesehen habe, ist meine Freude und mein Stolz.

Wie hat mich dieser große Name mein bisheriges Leben hindurch allgegenwärtig begleitet! . . . Niemals haben heranwachsende Historiker einen Lehrer gehabt wie wir. Die Größe der Persönlichkeit, die Wirkung des Einen und seines Willens, die Auseinandersetzung und das Bündnis zwischen Mann und Idee — politischer wie sozialer Idee —; die Art des staatsmännischen Wesens, des Realismus, der bis zur äußersten Härte geht und doch stets das Große wahrt und neu ergreift: welch ein Schlüssel für alle historische Anschauung, für alles Verständnis historischer Kräfte, für die Würdigung des wirklich Wirksamen, für die Überwindung der moralischen wie der politischen Redensart. Kraft, Macht, Tat — die hat er gepredigt, indem er Er selber war. Wenn wir an ihm nicht gelernt haben, so sind wir unheilbar. Der Bund zwischen den deutschen Historikern und Bismarck wird bestehen bleiben, ganz abgesehen davon, was er uns im Einzelnen gelehrt hat: erst seine Politik etwa hat uns ja den Merkantilismus wieder verständlich gemacht; denn Bismarck ist ein Staatsmann des Merkantilismus wie Colbert, Richelieu, Friedrich der Große.

Ich habe oft versucht ihn zu Gesicht zu bekommen, immer mit keinem oder geringem Erfolge. Einen halben Blick konnte ich auf ihn werfen, als er zu der großen Reichstagssitzung vom 6. Februar 1888 fuhr. Dann habe ich vor dem Schlosse gestanden, als der Gestürzte am 26. März 1890 seine letzte Fahrt zu Kaiser Wilhelm II. machte, durch die Scheiben des Wagens hindurch sah ich ein gewaltiges trauriges Gesicht. Und am 6. August 1892 durfte ich zum ersten Male genau in seine Züge schauen. Er hielt auf dem Stettiner Bahnhofe zu Berlin, gesättigt von den Huldigungen

seiner Triumphreise durch Deutschland; schon hatte er eine Stunde lang sich feiern lassen müssen, da endlich gelang es mir, die Postenkette der Schutzleute zu durchbrechen und vor dem Fenster seines Salonwagens einen Stand zu erobern. Der 77ährige war bereits, begreiflich genug, angestrengt und ermüdet; nur wenige Worte hörte ich ihn sprechen; aber ich meinte doch nichts Gewaltigeres in Natur oder Menschheit je gesehen zu haben als diese mächtigen Augen mit ihrem starken Blicke, den er manchmal nach oben kehrte: dann lag die ganze Wucht des historischen Ausdrucks in seiner Erscheinung.

Als ich jetzt von Berlin nach Freiburg berufen war, faßte ich nun doch den Mut, ihn wirklich und nahe aufzusuchen. Wie Viele dürfen ihn sehn! und ich ging ihn, d. h. er ging mich doch mehr an als die große Masse seiner Besucher. Nur aus ängstlicher Trägheit hätte ich den Versuch unterlassen. Ich schrieb ihm und trug ihm, als Historiker, der jetzt berufen sei, Seine Geschichte zu lehren, die Bitte um eine Audienz vor. Sie wurde, durch einen Brief Chrysanders, bewilligt, und auf den 14. März 1893 meldete ich mich, halb in Sorgen und halb in Freuden dem an, der für mich unter den Lebenden der Höchste ist.

Ich war auf den Mittag um 12 Uhr bestellt worden; am 14. März früh fuhr ich von Hamburg nach Friedrichsruh. Es war ein bedeckter Tag des beginnenden Frühlings. Die Bahn zieht, nachdem sie die Vororte Hamburgs durchschnitten, schließlich in den Sachsenwald ein. Nahe am Bahnhofe liegt das Schloß. Eine wellige Gegend, anmutig gegliedert. Schloß und Dörfchen liegen in einer Senkung, deren Grund ein Wasser füllt; gerade im Park des Fürsten erweitert es sich teichartig und schlängelt sich dann freundlich gegen Norden fort. Das Schloß, von abschließender Mauer umgeben, ist geräumig aber einfach, fast schmucklos; schön muß der Garten sein; seine hohen Bäume habe ich von den Straßen her bewundert. Mir blieb eine Stunde freier Zeit. Ich nutzte sie, um mich selber zu sammeln, um in die Stimmung der Landschaft einzudringen, deren lebendige Seele Otto von Bismarck bleiben wird. Eine Art Nebel lag über den Bäumen des Forstes; er muß, wenn alles erst grünt, wunderschön sein; jetzt halb verhüllt, verschleiert wie er war, atmete er mir eine melancholische

Größe. Im Wartesaal des Bahnhofes machte ich mich zurecht; inzwischen wurde die Feuchtigkeit zum eigentlichen Regen, unter dem Schirme trat ich, klopfenden Herzens, um 12 Uhr meine Wanderung an. Nach einigem Warten ließ der Pförtner mich zu, Dr. Chrysander führte mich in das Herrenhaus, ich wurde in ein Zimmer des oberen Stockes geleitet, von Chrysander instruiert, daß ich zum Frühstück gezogen werden würde — „anders wird hier nicht empfangen" — und wann ich zu gehen hätte. Nur ein Gast noch sei anwesend, Hugo Jacobi von der Allgemeinen Zeitung. Er selber, Chrysander, enthüllte sich mir als den Vertreter Schweningers; er ist also ärztlicher Aufseher und zugleich Privatsekretär des Fürsten, ein schlanker junger Hamburger von intelligentem und taktvollem Wesen, der sich bei Tische, etwa wie ein Hauslehrer in einer vornehmen Familie, bescheiden und klug zurückhielt. Das Zimmer, in dem ich wartete, war einfach ausgestattet; buntbezogene Möbel, in der Ecke hinter spanischer Wand ein Bett, in der Mitte ein stattlicher Schreibtisch, an den Wänden die Porträts verschiedener Staatsmänner des vergangenen Geschlechts, mit eigenhändigen Unterschriften. Aus dem Fenster blickte ich in den Park. Bald sah ich den Fürsten kommen, in langem schließendem Rocke, eine Art Jägerkappe auf dem Kopfe, in der Hand den Stock, neben ihm die beiden großen Hunde; die Erscheinung fest und hoch. Der weiße Schnurrbart leuchtete mir herauf; einmal hob er warnend die Augen, als wolle er die Fenster des Schlosses mustern.

Nicht lange, so rief mich Chrysander ab. Die Herrschaften säßen bereits bei Tische. Er bedeutete mich, zum Fürsten heranzutreten. In einem langen großen Eßsaale, der wenig Möbel birgt, war der längliche Tisch gedeckt. Der Fürst saß oben quervor, zu seiner Linken saß Jacobi, zu dessen Linken die Fürstin; rechts von Bismarck war mein Stuhl, rechts von mir folgte Chrysander. Ich trat auf den Fürsten zu, er stand auf, sprach seine Freude über den Besuch, ich meinen Dank aus; dann begann das Frühstück. Mehrere kalte Fleischsorten wurden der Reihe nach von zwei Dienern aufgetragen, es folgte gebratener Bückling nebst Spiegeleiern, ein Gericht, dessen Schwere dem fürstlichen Paare mehrere bedenkliche Bemerkungen entlockte; zuletzt Koteletten, dann

Käse. Man trank echtes Bier aus Flaschen, und Bismarck selber trank nur dieses — etwa vier Weingläser während der Mahlzeit; uns ließ er noch Wein auftragen, der in alten Champagnerflaschen abgezogen war; sein Stolz war ein wundervoller alter Korn, der im Steinkruge erschien und von dem er einige Likörgläschen leerte. Er widmete sich dem Essen mit unzweifelhaftem Eifer; fast von allen Gerichten nahm er mehrere Male; er rief nach den Dienern: von jenem Essen wolle er noch. Einmal stand er auf und ging unwirsch zur Türe, die Fürstin sah ihm etwas ängstlich nach; er öffnete die Tür und rief nach den Dienern: „Ist denn niemand da?“ Seine Gemahlin entschuldigte: sie habe den einen Diener zur Post geschickt. Er: „aber doch nicht, solange wir hier sitzen, Kind!“

Man spürte so wohl einmal, daß er zu befehlen gewohnt ist und nicht immer bequem sein mag. Übrigens war es hauptsächlich diese starke Beschäftigung mit dem Essen — er kritisierte wohl auch diesen und jenen Gang —, in der die 78 Jahre hervorzutreten schienen. Solange er aß, kam eine eigentlich dialogische Unterhaltung nicht recht zustande. Nicht daß er lediglich geschwiegen hätte — ich gebe nachher die Monologe wieder, die er hielt; wohl regte auch Jacobi gelegentlich einen Gegenstand an und der Fürst sprach dann, einige Male mit Feuer, darüber; auch wie ihn gegen Ende der Mahlzeit die Zeitungen beschäftigten, erwähne ich noch. Aber ein regelrechtes Gespräch war es nicht; wir beiden Gäste hatten mehr zu essen, zu hören und zu schweigen, das fürstliche Paar, er insbesondere, besorgte die Unterhaltung, soweit eine solche gewünscht wurde. Wir durften schweigen. Und während mir diese — nicht immer so ganz behagliche — Ruhe gewährt wurde, habe ich beobachtet, soviel ich vermochte.

Die Erscheinung Bismarcks, so wie er zu Friedrichsruh, im Kreise der Seinen aussieht, ist durch eine Menge von Photographien, ist insbesondere durch Allers' genrehafte und äußerliche Zeichnungen allbekannt. Wie er bei Allers auftritt, so sah ich ihn. Die hohe Gestalt in einfachem hochhinaufreichendem Rocke, um den Hals das weiße Tuch. Er hatte eine Venenentzündung hinter sich und schien das eine Bein ein wenig steif nachzuschleppen. Die ganze Erscheinung war vornehm, und eher schlank, denke ich.

Auffallend war mir trotz aller Vorbereitung die verhältnismäßige Kleinheit des Kopfes. Ich konnte den Schädel in seiner wundervoll feinen und kräftigen Linie lange und genau betrachten. Da ich rechts von ihm saß, hatte ich ihn oft im rechten Dreiviertelprofil vor mir; in dieser Ansicht erschien der Schädel selber nicht allzu mächtig. Übrigens hatte ich den Eindruck, als sei diese rechte Gesichtsseite die noch am mindesten günstige. Von vorn oder von links her war das Gesicht, war besonders der Augenausdruck unzweifelhaft gewaltiger. Die Spuren des Alters verleugnet das Antlitz nicht. Es ist viel Verwitterung und, im Vergleiche mit dem früheren, hier und da einige Erschlaffung in den Zügen. Dabei sind sie auch heute noch monumentaler als wohl irgend ein anderes Menschenantlitz. Ich habe nicht nötig, sie im einzelnen zu beschreiben. Es mag sein, daß der große historische Zug in dieses Gesicht erst ganz hineintritt, wenn irgend eine stärkere Bewegung den Fürsten aus dem, was bei ihm alltäglich ist, hinaushebt. Damals auf dem Bahnhofe zu Berlin wirkten die Augen machtvoller auf mich. Freilich, auch in Friedrichsruh zeigten sie ihre volle Gewalt, wenn er sie einmal nach oben kehrte; es ist dann etwas schwer Auszusprechendes darin, das Löwenhafte, Übermenschliche. Anfangs, solange er aß, hingen die Augen mit einem glänzenden, aber ziellosen Blicke zwischen den Lidern; auf einigen Zeichnungen Anton von Werners aus der Zeit von 1878 habe ich diesen eigentümlichen Glanz, der etwas Schwimmendes hat, bemerkt. Mit Worten ist das schwierig zu bezeichnen; mir kam der Ausdruck, er ließe die Augen hängen. Sie nahmen einen aktiveren Inhalt an, sobald er zur Unterhaltung kam; da belebten sie sich, manchmal wandte er sie voll auf den, mit dem er sprach — dann hatte man das Gefühl der Überwältigung. Daß es gebieterische Augen eines Herrschers sind, weiß jeder, der seine Bilder kennt. Auf einigen seiner Gemälde hat Lenbach ihren historischen Charakter ausgedrückt, am genialsten wohl auf dem ältesten in der Nationalgalerie, und etwa auf dem anderen, wo Bismarck im breiten Schlapphute, auf dem Stuhle sitzend, dem Beschauer gerade in die Augen blickt und ihn durch und durch sieht wie Glas. An jenem Dienstag war der Ausdruck im ganzen ernst und trüb, fast ein wenig matt; mehrmals sah er so zu mir herüber wie auf dem

Bilde, das er mir nachher geschenkt hat: fast mit derselben Wendung des — freilich unbedeckten — Kopfes und der Augen. So, wie die Photographie (von Bockmann-Straßburg 1890) ihn festhält, bleibt er mir in der Seele. Aufgefallen ist mir, daß in den Momenten, in denen er weniger intensiv blickt, in denen er vor sich hinschaut und keinem besonders sich zuwendet, das getrübte Weiß und die blaugraue, gewaltige Pupille der Augen beinahe ineinander zu verschwimmen scheinen. Unter den Bildern, die ich habe, gibt dies eine Photographie von Löscher und Petsch am anschaulichsten wieder: sie ist 1885 aufgenommen und stellt ihn von rechts im Halbprofil dar, in der Uniform. Gerade in dieser Einheit des ganzen Auges mag ein Teil des Löwenhaften seines Eindruckes begründet sein; eben dieser Zug kommt am stärksten zur Wirkung, wenn er nach oben blickt.

Den Augen Bismarcks hat Lenbach, selbst wenn es wahr sein wird, daß er sie einigermaßen stilisiert hat, doch ihr Recht gegeben: er hält monumental fest, wie der Fürst, als Ganzer, blickte. Seine Hand hat er, wie mir nachher die Fürstin klagend wiederholte, nicht zu ihrem Rechte gebracht. „Und mein Mann hat eine so schöne Hand.“ Sie schien mir ebenso fein wie stark. Nähere Beobachtungen zu machen hat mir die Zeit oder der Blick gefehlt. Die Farbe des Gesichtes sah rosig und gesund aus.

Unendlich schwer ist wieder die Stimme Bismarcks zu beschreiben. Nachlässig, wie ein ostdeutscher Gutsbesitzer, der einmal Militär gewesen — so spricht er; viel gesagt ist damit freilich nicht. Ich hatte oft den Reichstagsredner Bismarck schildern hören. Genau so sprach er bei Tische. Das Organ etwas belegt, eher hoch als tief im Klange; tiefer und dunkler klang es, als er einmal ernst und warm zu mir vom alten Kaiser redete: gleichzeitig richtete er die Augen voll und durchdringend auf mich. Was er sagte, war fast immer wundervolles Deutsch; eine Fülle von Pointen; man könnte sagen, eine ganze Anzahl von Sätzen war so, daß sie unmittelbar telegraphiert werden konnten. Er prägte alles sauber und blinkend aus. Aber dabei kein Hauch von ästhetischer Mühe, von Absicht, von Koketterie. Denn in der denkbar nachlässigsten, ja unschönsten Form kommen diese klassischen Sätze zutage: hervorgestoßen und zerhackt. Selten einmal eine

ganze Phrase im Zusammenhang; ich erinnere mich, wie er einmal auf eine fragende Äußerung seiner Frau in außerordentlicher Schnelligkeit hell die Worte herausstieß: „das wäre ja schon beinah Majestätsbeleidigung." So viel aber gab er selten mit einem Atem heraus; zwischen den Worten ein mühsames Atmen, ein Ringen wie mit aufsteigenden Gasen, und zwar schon beim ersten Beginne des Essens; er sucht nach Luft; weniger nach Worten — die kommen von selber, aber wie unter physischer Not und ganz offenbar ohne daß er sie feilt und spitzt. Ich kann es mir jetzt klärlich vorstellen, wie er auf der Rednerbühne geächzt und gearbeitet hat, wie die Stimme leise und reizlos blieb, wie sich dann aber plötzlich ein blitzendes Wort loslöste und in die Versammlung zündend und erschütternd einschlug.

Während der Mahlzeit, wie gesagt, überwogen die Monologe des Wirtes. Am Tage vorher war heller Sonnenschein gewesen, heute war es nicht kalt, aber neblig. Fürst Bismarck war sich nicht zu gut, um zuerst von diesen Verhältnissen zu plaudern, die ihn, den Landbewohner, am nächsten berührten. Er fürchte, die Frühlingsmeldung sei recht trügerisch gewesen. Er empfinde ein unkontrollierbares sommerliches Gefühl. Er meinte, der kalte Wildbraten, den er da eben gegessen, habe ihm unbewußt die Erinnerung an den Sommer in die Nerven gebracht. Und draußen habe ein Hahn so gekräht, wie es sonst die jungen Hähne erst im Sommer täten — es müsse ihn wer um Weihnachten schon haben ausbrüten lassen. Nun sei der Eindruck da: wer vermöge die Art zu verfolgen, wie ein Gefühl, eine Erinnerung plötzlich in uns angeregt werden? „Der in unserer Haut" habe seine Art zu fühlen, in dem Telegraphensysteme seiner Nerven, „die sich der Stephanschen Kontrolle des Kopfes und Willens oft durchaus entzieht." Wie vieles wissen wir und wissen die Ärzte überhaupt? wenn sie den Toten sezieren, so sehen sie Einiges — Einiges nur, wie Dr. Chrysander zugeben mußte: vorher erkennen sie doch nur, was sie aufschneiden und sehen können. Und angenehm ist das eben auch nicht: „das schönste Mädchen, angeschnitten, hört auf schön zu sein". Jedes Bluten bereits ist häßlich.

Jacobi erzählte von der überschwemmten Landschaft, durch die man gefahren sei; wir knüpften über die Wandlungen, die sich auf

diesem Boden (dem Rhinluch) vollzogen haben, einige Bemerkungen an. Auf einen Hinweis, wie sich Fehrbellin und sein Schlachtfeld verändert habe, ging der Fürst nicht ein, aber er erzählte aus seiner eigenen Erinnerung. „Ja, wie sich so Gegenden verändern, so daß sie unerkennbar werden." Als jüngerer Mann — ich glaube, etwa zur Zeit seiner Deichhauptmannschaft — sei er zu einem alten Landmann gerufen worden, der, seit längerem krank, jetzt dem Tode entgegengegangen sei. Der habe ihm gebeichtet, wie er anno 1806 mit einigen Kameraden auf dem eiligen Rückzuge die Kasse seines Regimentes zu geleiten gehabt habe; hinter Burg seien ihnen die Franzosen allzu nahe gekommen und sie hätten die Kasse, die eine stattliche Summe enthalten, vergraben. Er habe, als der einzig Überlebende, die Sache nicht angezeigt, er habe immer den Hintergedanken gehabt, sich einmal das Geld wiederzuholen und es zu behalten. Nun sterbe er und wolle zuvor sein Gewissen erleichtert haben. Er beschrieb genau die Lage der Stelle. Bismarck gab dem Kriegsministerium Nachricht, alle Versuche wurden angestellt, aber alle blieben vergeblich, die Gegend, wie sie vor den wenigen Jahrzehnten gewesen war, ließ sich nicht mehr feststellen. —

Die Mehrzahl der Gespräche war indes politisch. Einige Zeitungsnachrichten warf Jacobi auf den Tisch; Bismarck griff sie sofort auf. Miquel und Berlepsch sollten den russischen Handelsvertrag zum Scheitern gebracht haben. „Da hätten sie endlich einmal etwas Verständiges getan", fuhr der Fürst heraus. Das Verhältnis zu Rußland freundlich zu halten, habe er ja immer empfohlen, „übrigens halte ich das nicht für schwierig"; allein Handelsvertrag? „Mir hat noch niemals selbst mein bester Freund die Zumutung gestellt, auf meine Güter zu seinen Gunsten ein Passivrente eintragen zu lassen: genau das aber haben wir Österreich bewilligt." Bewilligt ohne Not und ohne Geschick! Die Österreicher haben gut unterhandelt; sie haben auf Artikel, in denen wir aus natürlichen Gründen nie mit ihnen in ihrem eigenen Lande konkurrieren können, hohe Zölle verlangt und sich diese mühselig herunterhandeln lassen; für solchen Scheinpreis haben sie uns gefangen. Wir sind eben ganz schlecht vertreten gewesen. Wir haben gedrängt, anstatt abzuwarten.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort

n i c h t! — dies fügte Bismarck mit starker Betonung hinzu und zitierte dann die Verse bis ans Ende, „so steht es ja wohl bei Goethe oder bei Schiller und trifft auch für politische Verhandlungen zu“:

Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vollends unmöglich sei nun der russische Handelsvertrag. „Vier Fuß hoch kann ich springen, hat mir ein oberschlesischer Industrieller gesagt; jetzt sind die russischen Schranken zwölf Fuß hoch; bringt man sie durch Konzessionen auf zehn, was hilft mir's?“

Etwas anderes brachte die Fürstin in Gang.

Ich habe von ihr den Eindruck vollkommener Weiblichkeit gehabt. Eine vornehme alte Dame, von jener Vornehmheit, die die Herzen löst, einfach, schlicht, freundlich, warmherzig; das Verhältnis zu ihrem großen Gatten warm und tief, ganz echt. Einfache Kleidung; ein treffendes weibliches Urteil, das unwillkürlich die Dinge unter Einem Gesichtspunkte, scharf und deutlich, sieht. Sie lebt ganz in ihrem Manne; natürlich auch in ganz politischer Luft. Aber sie bezieht alle Politika frauenhaft auf das Persönliche, den Eindruck blaustrümpfiger Besserwisserei und Kannegießerei gab ihr Politisieren nie; die Frage ist ihr stets: wie verhalten sich die Dinge zu Bismarck? „Bismarck“ — so sprach sie, wenn sie in seiner Gegenwart zu uns über ihn redete, von ihm; wohl auch einmal „mein Mann“; als er nachher las, zog sie ihn durch eine Frage, die sie mit einem „Ottochen“ einleitete, wieder in das Gespräch. Nun, gleich Anfangs, als das Gespräch noch an Dickflüssigkeit litt, rührte sie mancherlei an. Sie fragte einmal nach dem Bimetallismus. „Gibt es den immer noch? und betreibt Mirbach ihn immer noch?“ Der habe einmal versucht, ihr, „damit ich Bismarck dafür stimmte“, die Verwerflichkeit der Goldwährung

und die Notwendigkeit des Überganges klarzumachen; es sei ihm aber nicht gelungen, ihr diese Mysterien aufzuhellen. „Ich hätte nichts gegen die Doppelwährung," warf Bismarck ein, „wenn sie nur innerhalb der Welt durchführbar wäre." ... Anderes, was die Fürstin anregte, traf ihn direkter. Etwas naiv meinte sie, die Militärvorlage sei ja wohl gefallen. „Das ist verfrüht", sagte er kurz. An Reichstagsauflösung glaube er nicht. Sie erzählte, wie die neuliche Anführung des Bismarckwortes „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Nichts in der Welt" in der letzten Rede Kaiser Wilhelms II. auch in Hamburg die Vermutung angeregt habe, das bedeute eine Annäherung des Kaisers und des Altkanzlers. „Die Leute waren ganz aufgeregt; ich habe sie gehörig beruhigt." Der Fürst leugnete denn auch jede absichtliche Beziehung des Kaisers auf sein Wort, als Bismarckwort, rundweg ab. Jacobi und ich hielten für wahrscheinlich, daß der Kaiser die Herkunft des Wortes kennen müsse, das er selber einst im Reichstage mitgehört habe, das auf hundert Bildnissen Bismarcks abgedruckt worden sei. „Eben, antwortete Bismarck, es ist hundertmal abgedruckt worden. Es ist zur Redensart geworden" . . .

Eins noch füge ich hier an. Ich weiß nicht mehr, wie die Rede auf Waterloo kam. „Belle-Alliance!" sagte der Fürst. „Das ist so recht deutsch. Die Engländer schämen sich der Gemeinschaftlichkeit des Kampfes, reden nie von unserer Beihilfe, die doch entschied; ihnen ist es eine üble Alliance. Sie sagen Waterloo. Die würdelose Kriecherei der Deutschen muß natürlich das Gegenteil tun. Mich empört es jedesmal, diesen Schlachtennamen zu hören." (So ungefähr.)

Nach dem Ende des eigentlichen Mahles brachte Chrysander dem Fürsten einige Zeitungen und Briefe. Er las die Briefe, die Familienanzeigen enthielten. Einmal eine Verlobung; dann die Anzeige vom Tode des alten Kabinettsrates Wilhelms I., von Wilmowski. Bismarck empfindet sich als Mitglied des preußischen Adels. Die ganze Liste der Verwandten las er seiner Frau vor, auf diesem und jenem Namen länger verweilend. Der Bruder Wilmowskis, Geh. Justizrat, war darunter. Er sei vor langen Jahren sein Anwalt in Schlawe gewesen; die Fürstin meinte, Bismarck sei immer mit ihm zufrieden gewesen; Bismarck wollte das

nicht ganz zugeben. „Er war ganz gut, aber er hatte den Fehler allzu großen Bedürfnisses nach Popularität. Und dem gab er in meinen Prozessen auf meine Kosten gern nach: er ließ mich da gern le bon prince spielen."

Besucher meldeten sich, Verwandte offenbar, telegraphisch an; er las das Telegramm vor und ließ seine Frau den Absender erraten; die Antwortdepesche wurde sofort Chrysander aufgetragen; aber er solle die Tage in Ziffern hinzufügen, sonst gebe es Konfusion. Besucher haben sie, so erzählte mir später die Fürstin, der Regel nach alle Tage. Bismarck selber plauderte bei dieser Gelegenheit von Leuten, die jüngst dagewesen seien, einer Frau mit erwachsener Tochter, die Mutter noch so jugendlich, daß sie die böse populäre Anschauung von den notwendigen Eigenschaften einer Schwiegermutter ganz Lügen gestraft habe; er hatte ihr das auch gesagt. Der junge Hansemann war sein Gast gewesen, „ein netter Mann, für einen jungen Finanzmann anerkennenswert bescheiden"; und er fügte sympathische Einzelangaben hinzu.

Auf eine Weile verschwand er dann hinter den Zeitungen. „Panama". Und das gemurmelte Epigramm: „solange die Franzosen nun schon ihre schmutzige Wäsche waschen, ein Paar Unterhosen, die sie vergessen hatten, hängen doch immer noch unten dran."

Am Kopfe der Zeitung erschien der Name des Abgeordneten Scipio, der im Reichstag soeben gesprochen hatte. Bismarck suchte — ein wenig zu meinem Erstaunen; aber in Einzelpersonalien und auch sonst in diesem und jenem mag sein Riesengedächtnis doch manchmal zu weichen anfangen. „Scipio? Africanus? Woher ist der?" Jacobi und ich wußten Rat: Nationalliberaler aus Mannheim. Und die Fürstin: er ist der Schwiegersohn des alten J . . . Ich: des Dichters? Sie: nein, er war auch Abgeordneter, Industrieller jawohl. Bismarck: „Das war der Besitzer des dicken Bauches, in dem die Blindsche Kugel [von dem 1866er Attentate] verloren gegangen ist." Die Fürstin summt [aus dem Kladderadatsch] vor sich hin:

Wenn du, lieber Unruh-Bomst,
Wieder zum Reichskanzler kommst . . .;

und erzählt, wie Unruh-Bomst mit dem Blindschen Revolver („es war ein ganz kleiner Taschenrevolver", fällt der Fürst ein) gespielt habe; der habe sich entladen und alles Suchen nach der Kugel sei ergebnislos geblieben. „Es ist einfach undenkbar, daß sie wo anders geblieben ist," versicherte er. „Wenn man den alten J . . . nach seinem Tode seziert hätte, so hätte man in seinem Bauche, dick von Fett umwachsen, die Kugel gefunden. War übrigens ein liebenswürdiger Mann, der alte J . . ."

Nun wurde der Reichskanzler unsichtbar, er durchblätterte die Zeitungen, seine Gemahlin beschäftigte uns, bis sie dann mit jenem „Ottochen, weißt du nicht mehr . . ." den alten Herrn wieder in die Unterhaltung hineinzog. Und von da ab blieb er darin.

Inzwischen war die Tafel geräumt; die Getränke blieben, wenn ich nicht irre; die Zigarren waren gebracht worden. Da ich mich als Nichtraucher bekannte, bekam ich einen geringschätzigen Blick und ein etwas spitzes „Schade". „Ich arbeite noch immer für das Tabaksmonopol fort," fügte er bei. Und nun erst brach die rechte Unterhaltung an. Es erschien die berühmte, lange, wohl meterlange Pfeife mit ihrem Untersatze — schon vorher waren, mit den Zeitungen, die Riesenbleistifte sichtbar geworden. Jetzt lehnte sich Bismarck behaglich in seinem Lehnstuhl zurück — übrigens auf dem gleichen Platze, wo bisher getafelt war; die lange Pfeife hing zum Boden nieder, er rauchte mit vollem Eifer; zwischen ihm und mir die beiden großen Hunde, denen er vorher die Knochen zweier Karbonaden ins Maul gesteckt und die auch mir eine wohlwollende schnuppernde Aufmerksamkeit geweiht hatten; mein Weißbrot war dem herablassenden Appetit eines dieser Giganten zum Opfer gefallen.

Der Fürst rückte sich zurecht und eröffnete jetzt, es mochte halb zwei Uhr geworden sein, das regelmäßige Gespräch als Wirt. Hatte bisher Jacobi „seinem Throne nähergestanden", wie es im Don Carlos heißt, so kam nun fast ausschließlich ich an die Reihe. Eine Frage nach Freiburg, einiges Plaudern über die Verhältnisse, zumal die Stellung zu den Ultramontanen; er wies auf Wessenberg hin, der, wie er meinte, zu Freiburg in seiner, Bismarcks Jugend, Bischof gewesen sei, „Einer von den toleranten Katholiken, die seitdem ausgestorben sind." Die Blüte der Universität

wurde erwähnt; Jacobi warf ein, daß Freiburg durch Straßburgs Nähe gewachsen sei, anstatt des Gegenteils. Bismarck äußerte, die Universität Straßburg sei nach 71 als unvermeidliches und hoffnungsvolles Germanisierungsmittel allgemein gefordert worden; gewirkt habe sie so wohl kaum. Ich verteidigte sie, berichtete von den neuen Fortschritten im Reichslande, der Bildung deutscher Parteigruppen, die Altdeutsche und Elsässer umfassen. Er: „ja, geschadet hat der Germanisierung vor allem die Politik Manteuffels." Ich war erstaunt; daß er das wußte, war mir klar; wieweit er es anerkennen würde, weniger. „Manteuffel hatte in Schleswig seine Sache sehr gut gemacht; er war ein kluger Mensch, ich hatte Besseres im Elsaß von ihm erwartet." Aber die Hingabe an die Notabeln habe ihn ruiniert. Auch den Trierer Bischof Korum habe Manteuffel ihm empfohlen, als staatsfreundlich. „Daraufhin riet ich dem Könige, ihn zu nehmen." Der Mißerfolg sei alsbald nachgekommen. Wir sprachen von Studemunds Tätigkeit dabei, Bismarck erinnerte sich seiner nicht. Ich war so kühn, das Verbot des Bismarckfackelzuges durch Manteuffel (1. April 1885) zu berühren; auch davon wußte Bismarck nichts. Er erklärte es alsdann aus Manteuffels starkem Formalismus, der ihm nichts habe bewilligen mögen, was er (wie Jacobi erzählte) gekrönten Häuptern gegenüber nicht in Anwendung gefunden habe. Ich war angenehm davon berührt, Bismarck persönlich ruhig, ohne Rivalität oder gar Feindseligkeit, von dem Marschall reden zu hören; eher sprach er mit einem gewissen, etwas ironischen Wohlwollen — aber freilich mit durchdringender kritischer Schärfe des sachlichen Urteils, als Einer, der hoch auf den Staatsmann Manteuffel herniedersieht. Daß Manteuffel als Staatsmann sein lebenlang Romantiker geblieben sei, gab er mir rückhaltlos zu, und er selber fügte einige ganz Bismarckische Beobachtungen von springender Lebendigkeit hinzu. „Manteuffel, sagte er, posierte immer, vor sich und anderen." Als er 1866 Frankfurt bändigen sollte, ersah er sich sogleich seinen Theatereffekt, er ließ sich den Bart spitz schneiden, auf daß er aussehe wie ein Eroberer des 30jährigen Krieges, wie Tilly und Wallenstein zusammengenommen. Und als die Fürstin eine lächelnde Bemerkung ähnlichen Inhalts über „den Edwin Manteuffel" hinzugesetzt hatte, ging der Fürst auf dessen

Jugend zurück. Manteuffel war junger Garde-Kavallerieoffizier, der einzige unter all seinen Kameraden, der überall zu finden war; dabei hatte er nicht mehr als zehn Taler monatliche Zulage, und das war schon damals nicht viel. Trotzdem fehlte er in keiner politischen Gesellschaft in den Hofkreisen; die Vormittage saß er bei vornehmen älteren Damen. Auf jedem Souper erschien er mit tadellos reinen Lackstiefeln, und doch hatte er nicht die Mittel, sich eine Droschke zu nehmen. Wie er das gemacht hat, dahinter kam niemand. „Er war damals sehr sparsam." Ich fragte: „Nun, die Sparsamkeit hat er sich später ja wohl gründlich abgewöhnt?" „Ja, als Gouverneur von Schleswig hat er bereits mehr verbraucht als alle acht altpreußischen Oberpräsidien zusammen." Und der Fürst schloß den Bemerkungen über Manteuffel den klassischen Satz an: „Die Eitelkeit ist eine Hypothek, die auf den Fähigkeiten eines Menschen ruht; man muß sie erst wegnehmen, um zu sehen, wieviel wirkliches inneres Kapital vorhanden ist."

Nachher wandte er sich an mich, mit der offenbaren Absicht, dem Historiker noch etwas Ganzes auf den Weg zu geben. „Die Hauptaufgabe war, das preußische Heer in den Dienst der [deutschen] Politik zu stellen. Ohne diese Macht war sie schlechterdings aussichtslos. Wer mir dabei am schwersten zu gewinnen war, war der König. Er war unendlich schwer zu bewegen. Er war preußischer Partikularist durch und durch. Mit welchen Mühen und Listen [so etwa] hat man ihm noch 1871 die Kaiserkrone aufzwingen müssen." Ich erzählte von dem Witzworte Constantin Rößlers an Sybel, der Titel seines Werkes zeige einen Druckfehler, statt „durch" müsse es heißen: die Begründung des Deutschen Reiches t r o t z Wilhelm I. Bismarck fragte nach dem Urheber des Wortes; dann setzte er doch — ich hatte es fast erwartet — dieser etwas kecken Umschreibung seiner eigenen früheren Angabe, in tieferen Tönen, indem er mich ansah, die Einschränkung hinzu: „der alte Herr war schwer zu etwas zu bringen, aber wenn man ihn gewonnen hatte, so hielt er auch an dem Entschlusse fest. Er war treu, gerade, de relation sure. Man konnte ganz auf ihn bauen." Die Worte klangen warm und ernst und beziehungsreich. Dann fuhr er fort: „Keine auswärtige Gegnerschaft hat mich so viel Anstrengung gekostet, als die Diplomatie gegen unsern eigenen

Hof. Insbesondere hat die Kaiserin Augusta jeder meiner Maßregeln den gleichen zähen Widerstand entgegengesetzt, der sehr schlimm war." „Erstaunlich, bemerkte ich dazu, da ihr Verhältnis zu ihrem Gemahl doch wohl keineswegs eigentlich herzlich war?" Bismarck richtete sich auf: „Nun, sagen wir: Gewöhnung. Die vermochte über den alten Kaiser Außerordentliches. Er war an sie gewöhnt und wollte keine Unruhe um sich haben. So war es ja überhaupt bei ihm." —

Schon seit einer Weile saß der Fürst, die Hand gegen den rechten Backenknochen gepreßt. Das Gesicht hatte sich stärker gerötet, man merkte, daß er litt. Jetzt klagte er offen über die schmerzhafte Neuralgie, die auch Schweninger nicht beseitigt habe und die wohl unheilbar sein werde. Und auf seinen politisch-historischen Gegenstand zurücklenkend: „ich habe ja auch in meinem Leben sehr viele Wechsel auf meine Gesundheit ziehen müssen. Was dabei das Aufreibendste ist, das ist nicht die Arbeit, sondern das stete Risiko, das man auf sich nehmen muß. Bei allen großen politischen Entscheidungen spielt man doch schließlich ein unberechenbares Spiel; da heißt es: Schrift oder Kopf. Das ist unvermeidlich."

Da hatte ich nun Aussagen allgemeinen Inhalts die Fülle. Es ist nichts darunter, das man nicht schon anderwärts einmal aus Bismarcks Munde ähnlich gehört hätte — aber wie anders, es so persönlich und so in der originalsten Form zu vernehmen. Noch erinnere ich mich einer gelegentlichen politischen Anmerkung. Fürst Ferdinand von Bulgarien hatte sich eben verlobt; Bismarck wünschte ihm mit einigem Spotte Glück, daß er nun endlich, nach zahllosen Werbungen, eine Braut gefunden habe. Indes fügte er doch gleich bei, wie sehr er die bulgarische Politik Ferdinands und zumal Stambuloffs achte, der ein energischer und kluger Mann sei. Und auch Ferdinand sei doch geschickt — wenngleich seine kluge Mutter ihm wichtig sein möge; es sei merkwürdig, wie sich dieser Prinz unter den Halbwilden halte, für die seine Persönlichkeit so wenig gemacht sei: „denn was der Battenberger vom Leutnant zu viel hatte, das hat der Koburger doch eigentlich zu wenig davon."

Ich hatte pflichtschuldig, nach Chrysanders Andeutungen, mich

gerüstet, um 2 Uhr 25 nach Hamburg zurückzufahren; der Fürst überraschte mich, wie ich nach der Uhr sah: „Haben Sie schon Eisenbahnfieber?" Wie gern ich noch geblieben wäre, durfte ich nicht sagen. Es wurde mir mitgeteilt, daß mit dem von mir angegebenen Zuge auch Ihre Durchlaucht fahren wolle; der Wagen werde angespannt werden.

So plauderten wir, während die Wirtin sich zurechtmachte, am Frühstückstische weiter. Die Nähe des Gewaltigen hatte zuerst doch ein wenig auf mir gelastet, einige Scheu ist da ja wohl allzu begreiflich; mehr und mehr wuchs mir inzwischen das Gefühl, daß ich bald ohne Sorge eine Woche lang würde mit ihm reden können. Sein eigenes Wesen, stark und groß, aber einfach, ungesucht, in jedem Augenblicke führend, aber zugleich den Anderen anregend und heranziehend, wirkt befreiend und ermutigend.

Der Wagen wurde gemeldet. Wir standen auf, der Fürst gab mir zum zweitenmal unter freundlichen, dieses Mal eingehenderen Worten die Hand. Er freue sich meines Besuches und danke mir dafür, sagte er höflich. „Sie gehen jetzt in den Süden, aber ich hoffe, wir werden uns noch wieder begegnen." Auf diese Freundlichkeit ging mir das Herz im Danke über; ich sagte ihm warm, wie unendlich ich ihm diese Aufnahme dankte — nachdem ich seit Jahren oft, aber immer vergeblich, Ihn zu sehen mich bemüht hätte. Er geleitete mich bis an die Tür des Saales; vornehm und ritterlich war mir dieser letzte Eindruck der hohen Gestalt, die sich liebenswürdig zur Entlassung des Gastes herabneigte.

Dann, mit Chrysander, zum Wagen, und an der Seite der Fürstin, die mir sorglich die Decke über die Knie breitete, zum nahen Bahnhof. Jacobi blieb beim Fürsten: sie werden Leitartikel für die Allgemeine Zeitung beraten haben. Ich glaubte, den Friedrichsruher Reichtum nun sicher in den Truhen des Erlebten zu haben. Er sollte noch eine ungeahnte Vermehrung erfahren. Am Bahnhof hatte ich mich von der Fürstin, da sie erster Klasse fuhr, verabschiedet, war rasch in mein Abteil zweiter geklettert, dann ging der Zug los und ich holte die Brieftasche heraus, um mit eiligem Bleistift die Gespräche der vergangenen zwei Stunden in kurzen Stichworten zu notieren. Doch schon auf der nächsten Station wurde ich abberufen: „Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin

lassen bitten." Und da habe ich dann noch reichliche 30 Minuten höchst anmutig und erquicklich mit der Lebensgefährtin unseres Heros verplaudern dürfen — der Frau, von der er noch jüngst bekannt hat, ohne sie würde er selber schwerlich noch leben, von der er vor langen Jahren gesagt hat, man ahne nicht, was sie aus ihm gemacht habe, und der er Briefe geschrieben hat, deren Treue, Tiefe und Größe auch die Empfängerin als eine große und reiche Natur ahnen läßt. Auch mir leuchtete hier die gütige vornehme Herzlichkeit ihres Wesens. Nicht nur, daß sie mich bald neben sich sitzen hieß, gegen den Wind geschützt, und mir wieder ihr Tuch schützend über den Schoß legte. Vor allem ging mir in ihrer Gegenwart das Herz leichter noch auf als bei ihrem gewaltigen Gatten; wir redeten mancherlei und ich konnte noch manches sagen, von den deutschen Historikern und ihrer Treue gegen ihn, von unserem Empfinden überhaupt. Nicht als ob wir politisiert hätten. Von allerlei ganz Persönlichem war vielmehr die Rede, von Berliner Theatern und Allers und Lenbach, von Hamburg und den Hamburgern, von Anekdoten aller Art. Wieder war sie Sein weibliches Echo, eben in ganz frauenhafter Art. Vorher hatte sie sich — bei Tische noch — einmal scharf über die Agrarier ausgesprochen, deren Wünsche die vorhergegangenen Wochen laut erfüllt hatten; sie fand die Leute langweilig: sie würden nichts fertig bringen, sie hätten keinen Mut; anstatt sich auf sich selber zu stellen, schweifwedelten sie bei Hofe: das kam ganz frauenhaft dilettantisch, ganz gefühlsmäßig heraus; daß es aber den Ansichten ihres Gemahls entsprach, hat bald darnach ein Artikel der „Hamburger Nachrichten" erwiesen. In der Eisenbahn klang ein ähnlicher Ton sehr weiblich an, indem die Fürstin sich der radikalen Schlechtigkeit des Kgl. Schauspielhauses, fast schadenfroh möchte ich sagen, zu freuen schien. Ganz Bismarckisch war ein Teil ihres Urteils über die Hamburger; Eines an ihnen sei gut, meinte sie: sie hätten den Mut, Verbrecher wirklich zu köpfen, sie scheuten sich nicht weichlich vor der Verantwortung. Reichstagsrede des norddeutschen Bundeskanzlers vom 1. März 1870.

Ihre ganze Seele atmet in der Welt ihres Mannes. Wie das Enkelkind einer Freundin dem durchreisenden Fürsten an die Bahn gebracht sei, ihn im Salonwagen gesehen habe und nachher da-

heim erzählt habe: „ja, gesehen habe ich den Bismarck, aber denkt Euch, er hatte gar keine Krone auf dem Kopf“: das erzählte sie mit lächelndem tiefem Stolze, zugleich mit einem Tone eigener großmütterlicher Freude. Sie ist nicht wohlbeleibt; auch ihrem Wesen fehlt das Behäbig-Breite ganz, das man wohl oft und gern bei den Großmüttern, den Siebzigerinnen sieht; bei aller Einfachheit eignet ihr doch der große Stil der hochstehenden Frau — unter diesen Einschränkungen indessen möchte ich auch ihr Wesen als großmütterlich bezeichnen, es strahlt Erfahrung, Sicherheit und überlegenes Wohlwollen aus.

Mit ihrer eigenen Darstellung in Allers' Skizzenbuch war sie — sehr begreiflich! — unzufrieden; auch Lenbach wisse sie nicht zu treffen, aber ihren Mann könne er malen; Allers könne das nicht. Nur die Dienerschaft, die Kinder, daneben allerdings auch L. Bucher, Lenbach und Schweninger seien Allers gelungen. Den Fürsten habe er teils zu klein aufgefaßt, teils posieren lassen. Immer mit der langen Pfeife! Die er doch lediglich nach dem Essen am Tische rauche. Daß man dennoch froh sei, neben Lenbachs stilisierten Bildern und deren großer historischer Charakteristik diese Zeichnungen zu haben, und daß manches nett daran sei, gab sie mir zu. Auf dem Hamburger Bahnhofe ein dankbarer Abschied — dann war ich allein, meine Reise glücklich beendet. Ich habe ihn gesehen, gehört, in seiner Welt geatmet, die Erinnerung bleibt mir für alle Tage meines Lebens ein kostbarer Schatz. Und recht anschaulich ist mir, soviel ich vorher von ihm gewußt und gedacht, doch manches geworden. Sieht man diese Persönlichkeit, die immer ist und sich nie spielt, so begreift man von neuem, wie ganz persönlich all sein Wirken ist. S i c h auszuleben, s i c h treu zu bleiben, zu tun, was das eigene Daimonion ihn heißt, wozu Genius, Stolz, Tatkraft, Betätigungsdrang, der mächtige Ehrgeiz der Größe ihn treiben — das bleibt die Wurzel der Tätigkeit des großen Menschen; vielleicht überall, sicher wenn er ein Staatsmann ist. Bei den größten, den dämonischen Menschen, ist es gewiß niemals anders. Wie sich dann doch der Bund mit der Idee schließt, wie der eigentlich Große diesen Bund innerlich und fest schürzt und sich über sich selber doch auch hinaushebt — diese Dinge zu erörtern verlangte Bände, und eine

Formel gibt es nie dafür. Aber der immer neu wirkende, ursprüngliche und allgewaltige Antrieb quillt doch stets „aus des Busens Tiefen", aus dem Flammenkern der gewaltigen Persönlichkeit als solcher hervor. Und das ganze Empfinden dieser Persönlichkeit ist bei Bismarck politisch geworden. Auch das trat mir überaus stark entgegen. Leidenschaftlich hängt er mit jeder Faser seines Wesens an der Politik. Wie könnte es freilich anders sein? Alles andere wies er ab; Historie und Historiker habe ich hier und da berührt, weder auf Sybel noch auf Treitschke — und beide stehen ihm doch nicht so ganz fern — ging er auch nur mit einem Worte ein. Auch soziale Gedanken berührte er nicht. Daraus etwas zu folgern, nach hundert Minuten zufälligen Gespräches, wäre unvorsichtig. Aber das spürt man doch: wirtschaftliche und persönliche Gedanken nehmen den Vordergrund seines stets heißbewegten Geistes und Fühlens ein, und beide sind politisch angeschaut — auf Ein Ziel richtet sich alles. Wie Treitschke es klagend vor Jahren ausrief: Der alte Herrscher verzehrt sich in der Glut seiner nun unbefriedigten Leidenschaft. Eine Tragödie von größtem Stile, daß das so hat kommen müssen. Daß auch in dem 78jährigen, der sich der Unmöglichkeit einer Rückkehr zu den Geschäften völlig bewußt ist, bei manchem Nachlassen der nun seit drei Jahren abgestellten Spannkraft noch Schwung, blitzende Schnelligkeit, die volle Bismarckische Farbe des Gedankens und Wortes lebendig ist, das habe ich in den Stunden zu Friedrichsruh freudig und staunend erfahren.

Ich werde nimmer seines Gleichen sehn.

Trauerrede auf Bismarck

Leipzig am 2. Auguſt 1898

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen, in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin; der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr, wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der 83jährige, seit langem in Einsamkeit, in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt, — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unablässig, solange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden: aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so Langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

Alle die größten Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet; Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an, und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen Grund monarchischer und religiöser Überzeugung gefunden hat,

dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig in sich die Forderungen der deutschen Nation und macht sie sich schließlich tief zu eigen. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor; der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: e r handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil e r das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neuen Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine Tat der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen, schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die sozialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltsschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gärt und tobt, er verarbeitet es in machtvoller seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher und nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drän-

genden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen Tat. Und auch sie hat er noch vollbracht: die Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer sittlicher und politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten, der Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal hat er, im Wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen; die großen Probleme des sozialen Kampfes und der sozialen Heilung hat Er zuerst, nach seiner Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von Neuem einte und beflügelte, blieb, so lange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste: er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwicklungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unauslöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung, bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man Größeres verkünden dürfte? Von wie Wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien unseres Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Taten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn vom Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dür-

sen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute, und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach: er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehe, und damit dem Erhabensten, davon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind", so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind."

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem Thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch

den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf; daß wir Otto von Bismarck als den Unsern wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres, immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig, als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so töricht und klein wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff; er hat zu jenen Stärksten unseres Geschlechtes gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem inneren Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm dennoch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und für uns gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur, weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat, und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperamentes unter die Zucht des

staatsmännischen Maßes, einer großartigen Selbstbeschränkung und weisen Besonnenheit beugte — sondern zudem und zumal, weil er so deutsch ist bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überspringt, und von zarter und schlichter Treue, wie er es besaß, an unseren besten und größten Deutschen kennen und ganz verstehen; weil diese Natur mit ihrem schöpferischen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfeslust ihre Wurzeln so tief in dem Boden des Gesunden und Allgemeinen, in dem Boden unserer Volksart hat; weil alles dies Große so echt und schließlich so einfach ist, daß unser Gefühl es nachempfindet, ohne über seine Gegensätze zu erstaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und stand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und dessen Früchte er, der Landedelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimischen Natur, so daß ein frischer Erdgeruch das ganze hohe Dasein auch des Staatsmannes, des Genius umwitterte; wie er so ganz in seiner Familie lebte, ein germanischer Mensch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauses, zart, innig und einfach in seiner Liebe, von der er doch bekannte, daß sie mit seinem Glauben zusammen die festeste gestaltende Kraft seines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu seiner Gemahlin, zu seiner Schwester gesprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles absichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernst: die tiefen Saiten seines Seelenlebens schwingen und klingen da so schlicht und so voll; wer diese Briefe liest, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, sein Wesen zusammenzusetzen und nachsinnend zu erläutern; wir wagen es in diesen Stunden nicht, einander die einzelnen Züge der Erscheinung, des Antlitzes zu schildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben wiedersehen sollen: aber in ihrem gesamten Bilde stehen sie uns allen doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir sehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigste waren, was unsere Zeit in einem Menschenantlitze zu schauen hatte, in diese Augen, von deren Blicken, wenn sie scharf auf dem Anderen ruhten, sich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrscht fühlte — wir sehen ruhig

und ohne Scheu in sie hinein: so löwenhaft sie sind, sie sind uns tief vertraut; wir fühlen es: er war unser.

Freilich, er selber ist er — und Gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unseres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat so wenig zu rasten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, solange ihm die Sonne noch schiene. Aber gewiß, nicht in dem harmonischen Gleichgewichte der Seele, wie es der höchste Mensch unseres humanistischen Zeitalters in sich selber, als Künstler und Weiser, ausgestaltet hatte; denn Bismarck war, so tief seine Bildung und seine Liebe in dem Kreise der Goethischen Kunst ruhte, wahrlich kein Humanist. Der stürmische Drang seiner Persönlichkeit sprengte alle Fesseln des Goethischen Ideales; er war der Genius der politischen Zeit, und seine Seele war politisches Handeln. Verstanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensschaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von seiner Welt, dem Schaffen und Herrschen, geschieden worden zu sein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen seiner wundervollen Ansprachen vom 80. Geburtstage auch bei Bismarck den Geist der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geist Goethischen Greisenalters, der die stille Welt beruhigt zu seinen Füßen sähe. Das waren Augenblicke, die auch bei Bismarck nicht selten sein mochten: aber sein Eigenstes enthielten sie nicht. Wie erschütternd klang seine Klage, daß ihm sein Leben in all dem Überschwange seiner Erfolge doch so wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genusse dieses Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geschick, protestierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt sich gegenüber sah, weiter streitend für sein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — so hat er fortgelebt in seiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den starken Strom seiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greisentum, vielmehr aufrichtig und stolz, herb, kriegerisch, und doch ein unvergängliches Schauspiel: er blieb sich treu; in der Rastlosigkeit, „im Weiterschreiten fand er Qual und Glück," wie Goethes ewiger Held: er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Faust nur an dies Irdische geglaubt und in ihm allein sich hätte betätigen wollen, sondern

weil er es nicht lassen konnte, solange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort strebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, solange sein Herz noch schlüge — der Träger und die Verkörperung der höchsten irdischen Erlösung, die der Dichter unserer Welt dereinst ersehnt und vorgehalten hatte: im Anfang war die Tat.

So ist er gewaltig und ganz er selber gewesen, bis in seinen letzten Tag. Eine Erscheinung von persönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert seit dem ersten Napoleon keine gesehen hat; und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menschenalter hindurch war er der Ausdruck, der Gestalter seiner Zeit; wir haben das Gefühl, daß sie nicht nur für Deutschland, daß sie für Europa das „Zeitalter Bismarcks" bleiben wird, und daß wir die Epoche von 1870 erst mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt seien, den Genius so leibhaft unter uns, vor unseren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geschlechtern den Umgang mit den Heroen der Menschheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieser Neid einst gelten: das sagte sich dankbar jeder, der einmal, erschauernd und erhoben, Angesicht gegen Angesicht, vor diesen ersten unter den lebenden Menschen treten gedurft.

Otto von Bismarck wurzelt in festbestimmtem Boden, in einer festbestimmten Epoche; seine besondere Art, seine besonderen Schöpfungen sind, wie alles Irdische und wie seine Lebensdauer selbst, zeitlich begrenzt: sie sind wandelbar, sie sind sterblich. Wer könnte sich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein gutes Stück seines Lebens ist dennoch ewig. Wann hat ein Einzelner sein Volk so überschwänglich reich und mit so innerlich gefesteten Gaben beschenkt? Was er zum Abschluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und starker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geschaffen, durch sich selber fortdauern wird; sein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unseres Vaterlandes selbst. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie sie vollendet ward, das ist sein Werk,

und tief hat sich sein Wille und sein Wesen in sie hineingeprägt: solange jene besteht, und mag sie auch weiter- und umgebildet werden, so lange wirkt auch sein Eigenstes in ihrem Gefüge und ihrem Geiste mitbestimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die Lehre seines Daseins zu Grunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle seiner Kraft und seines Ernstes, sein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter seines Staates und seiner Einheit ergreifend durch Wort und Tat an das Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geist, Willen und Strenge in unser aller Leben gepflanzt, den Geist der Wirklichkeit, der Treue, der Entschlossenheit, der in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Betätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampf, bei dem das Wort des Widerstrebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, solange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davontrugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiterwehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns

stähle für den Kampf des morgenden Tages, den sein Auge nicht mehr schaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft sein Geist des Mutes, der Verantwortung, der Tatkraft, des großen Willens uns weiterführe auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen doch das Licht der alten Sonne weiterscheinen muß. Wir können nur unsere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieses vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu stärken haben an diesem Bilde menschlicher und deutscher Erhabenheit. Er wird uns begleiten, — so wie in diesen ernsten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt wir ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in diesen Tagen, diesen Wochen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlassen mußte; mit allem Stolze des Gefühls, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menschlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die sich weiter und weiter entfalten müssen, lange über unser persönliches Dasein hinaus.

Wir nehmen von dem Gestorbenen Abschied — einen Abschied, bei dem wir dennoch wissen, daß Bismarck der Unsere nun erst recht bleibt und daß sein Besitz, den der Kampf seiner Lebenstage unmittelbar auf die beschränkte, die ihm anhingen, sich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unserer Nation, und dem Ganzen muß seine Nachwirkung und muß sein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiedersehen: ein Wiedersehen inmitten unserer Welt, in der wir ihn treffen sollen, alle Jahre und alle Tage; solange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unser Auge gesehen und unser Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem sagen wir heute, in den Tiefen unserer Seele erschüttert, unser Fahrewohl.

Fürst Bismarck

Ein Überblick, März 1901

Fürst Bismarck ist unter allen Deutschen des 19. Jahrhunderts der persönlich gewaltigste, in Taten und Wirkungen mächtigste, mit dem entscheidenden Neuen, das dieses von seinem langen Leben durchspannte Jahrhundert erfüllt hat, am sichtbarsten und allseitigsten verbundene gewesen; auch auf das Zeitalter als Ganzes, außerhalb der eigenen Nation, hat er unermeßlich eingewirkt; soweit das Menschenalter von 1850 und 1860 bis 1890 nach Einem zu benennen ist, kann es nur seinen Namen tragen.

Er ward während der hundert Tage, in denen der einzige, den dieses Jahrhundert neben ihn zu stellen hat, der französische Weltkaiser, seinen Verzweiflungskampf kämpfte, in dem altmärkischen Schlosse seines Geschlechtes geboren, ein Sohn des alten Preußens, durch die hochstrebende, kluge und ehrgeizige Mutter der Abkömmling einer Gelehrten- und Beamtenfamilie, durch den gutmütigen, wenig hervorragenden Vater dem Landadel verknüpft, durch die Familiengüter hier auf die Marken und Magdeburg, dort auf das westliche Hinterpommern gewiesen. Preußen war durch die Umbildungen der Reformzeit tief berührt worden; noch immer aber standen gegenüber den aufstrebenden neuen, bürgerlichen und staatsbürgerlichen Gewalten und Gedanken die alten konservativen aufrecht und traten gerade jetzt wieder in den Vordergrund: das starke Königtum, das diesen Staat geschaffen hatte, mit seinem modernen Beamtentume, seinem Anspruch auf eigene feste Autorität, die diesen Staat zusammenhalten mußte, und neben ihm der alte Adel, einst durch die Krone gebändigt und zurückgedrängt, jetzt seit langem ihr Verbündeter und ihr getreuer Diener, wenngleich mit ihrem Beamtenwesen niemals völlig versöhnt, in der neuen Zeit von erneutem Drange auf eigene, adlige Selbständigkeit beseelt; dem Ganzen wollte er freudig mit Schwert und Arbeit dienen, aber in seinen eigenen Bezirken, auf der eigenen Scholle der Herr bleiben, soweit es die Einheit und das Gleichheitsstreben des modernen Staates nur eben ertrüge. Der junge Bismarck ist von frühen Jahren an zwischen den Gütern der Eltern und der werdenden Großstadt Berlin hin- und hergeworfen worden; er erfuhr dort, in Erziehungsanstalt und Gymnasium, zu-

gleich die Einflüsse der empordrängenden, kritischen Zeit. Das Alte hatte sich in dieser Restaurationsepoche behauptet, wies gerade in Preußen die liberalen Bestrebungen mißtrauisch und spröde zurück, und Preußen verlor in den letzten Jahrzehnten Friedrich Wilhelms III. ein gutes Stück des gesteigerten Lebens, das es zwischen Jena und Waterloo in sich aufgenommen hatte; dennoch verwitterte das Alte in der Stille weiter; geistige und politische Keime der Zukunft drangen vor und zersetzten es. Auch Bismarck wurde von ihnen ergriffen; seine monarchische wie zumal seine religiöse Gläubigkeit wurde wankend, er wurde von liberalen und nationalen Gedanken wenigstens irgendwie berührt, von deistischen und pantheistischen Auffassungen offenbar stärker und dauernder gepackt. Jene politischen Regungen sind in dem Göttinger und Berliner Studenten, in dem Auskultator und Referendar zu Berlin, Aachen und Potsdam dann bald wieder zurückgeschoben worden, und höchstens eine Neigung zur Kritik blieb zurück, von der wir schwer entscheiden können, wie weit sie noch mit irgendwelchen zeitgenössischen Strömungen zusammenhing; der Aristokrat in ihm, das ist deutlich, wurde nach 1832 unmittelbar herrschend. Er war es völlig während des Aachener Aufenthaltes: der jugendliche Bismarck wurde dort vom Strudel des üppigen internationalen Weltlebens mitgerissen und scheint nicht ohne Mühe sich selber wiedergefunden zu haben. Gelernt hat er, wie in der Schulzeit, so in der Studienzeit und in diesen Beamtenjahren sehr viel; seine Prüfungsarbeiten von 1836 zeigen ein weites Wissen, ein klares praktisches Denken, und neben gewissen sachlich-altpreußischen Zügen in so Manchem bereits die ganz persönlichen seiner Eigenart; in mancher Wendung erkennt man die Klaue des Löwen. Daß er 1838 die Beamtenlaufbahn verließ und Landwirt wurde, ist wohl zu einem Teile durch die Rücksicht auf die Vermögenslage, auf den Stand der elterlichen Güter veranlaßt worden, hauptsächlich aber doch offenbar durch die tiefe Unzufriedenheit des 23jährigen mit der Bürokratie. Er spricht damals von seinen Überzeugungen, die mit dem alten preußischen System nicht übereinstimmten, und rühmt die Staaten mit freier Verfassung; ein Hauch von Liberalismus scheint in diesen Worten unleugbar. Hauptsächlich aber will er doch seine „Individualität" behaupten und frei betätigen,

freier als es die Gebundenheit der staatlichen Hierarchie dem einzelnen erlaubt: das kann er als Landwirt in seinem natürlichen Kreise; der Drang, der ihn trieb, war also wohl schon damals ein vorwiegend oder ganz persönlicher, eben jener angeborene Widerstand des Junkers, des Gutsherrn, der daheim wirklich Herr ist, gegen die Gleichmacherei und den Schematismus der allezeit befehdeten „Geheimen Räte". Seinen Ehrgeiz leugnet er nicht und große Dinge könnten ihn locken; aber die Selbständigkeit gewinnt den Sieg. Und sicher ist, daß all seine weitere Entwicklung in dem folgenden Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Landwirtes Bismarck (1838—48), auch politisch den adligen Gutsherren völlig in ihm ausgebildet hat, den Ständisch-Oppositionellen, den Monarchisten, der aber kein Absolutist, der indessen auch durchaus kein Liberaler ist. Die Bürokratie blieb der Gegenstand seiner Abneigung, die patrimonialen Befugnisse des Edelmannes wünschte er zu erhalten.

Seinen wirtschaftlichen Beruf hat er damals mit vollem Eifer und offenbar mit glücklichem Erfolge ausgeübt; er muß damals erst vollkommen mit der Scholle verwachsen, mit allem Lebendigen, das er als Gutsherr zu pflegen und zu beherrschen hatte, tief vertraut geworden sein. Zum Krautjunker wurde er auch jetzt nicht. Er machte weite Reisen und sah auf ihnen mit den hellsten Blicken um sich; er leistete dem Könige mit Freuden seinen Waffendienst; aber auch die seelischen Gärungen, die auf dem Gymnasium begonnen hatten, setzten sich in ihm fort. Er rief, nachdem er Hegel gelesen, nachdem er bei Spinoza „Beruhigung gesucht" hatte, in den vierziger Jahren die revolutionären Junghegelianer zu Hilfe; seine Skepsis wuchs und seine Unruhe auch. Er muß damals, auf seinem pommerischen Kniephof, lange und trübe innerliche Nöte durchstritten haben. In überraschend weitem Maße hat er sich damals die europäische Dichtung der Zerrissenheit zu eigen gemacht, Byron vor allem, dessen grandiose wilde Düsterkeit sein stürmischer Genius verständnisvoll ergriff; alle unbeschäftigten Kräfte, die in ihm brausten, rüttelten in der Einsamkeit dieser Jahre an seiner Seele: er blieb auf das Tiefste unbefriedigt, sein ganzes Wesen verlangte nach stärkerer Ausfüllung, nach dem Positiven. Seine Arbeit erweiterte sich; er übernahm das väter-

liche Schönhausen; er gewann im Kreise seiner Standesgenossen an Ansehen, an Tätigkeit innerhalb der Selbstverwaltung, er wurde Deichhauptmann und schien des Landratsamtes für die Zukunft gewiß, er trat im politischen Leben der Provinz bereits hervor. All das genügte ihm nicht; er brauchte einen festen, innerlichen Halt. Erst die Rückkehr zur christlichen Gläubigkeit hat ihm den geboten; auch sie hat er in innerlicher Wahrhaftigkeit, die sich selber nichts vorzutäuschen vermag, sich erst mühselig erkämpft; Freundschaft und Liebe erst haben ihm den Weg zuletzt geöffnet. Es ist bekannt, daß er durch Moritz von Blanckenburg und sein Haus, daß er vor allem dann durch Johanna von Puttkamer in den Kreis der pommerischen Pietisten hineingeführt wurde, deren innige persönliche Religiosität von da ab für sein Leben so unendlich wichtig wurde. Diese Bekehrung, von deren heiligem Ernste seine Briefe zeugen, und, untrennbar damit verkettet, die Verlobung und die Vermählung, führen ihn auf den festen Boden, nach dem sein Fuß verlangt hat, sie geben seinem Dasein den sehnlich erstrebten Inhalt. Und dasselbe Jahr 1847 gibt ihm die äußeren Aufgaben, die seiner Kraft gemäß sind. Der Vereinigte Landtag, dann der Sturm der 1848er Revolution riefen den 32jährigen aus seiner Stille auf den weiten Schauplatz seiner Zukunft heraus.

Die Revolution erschütterte Deutschland und auch Preußen bis in die Tiefen; die Einheit und die Freiheit und die Souveränität der Nation, der Anspruch des Bürgertums und hier und dort der städtischen und ländlichen Massen — das alles drang mit feuriger Leidenschaft hervor und warf zunächst alles alte Wesen über den Haufen. Aber auch die Gegenkräfte erhoben und sammelten sich wieder und gelangten erst in diesem Kampfe zum vollen Bewußtsein ihrer Bestrebungen und ihrer Macht. Es erhoben sich, in Bismarcks Kreisen, die realen Gewalten: Adel, Königtum, preußisches Sondertum, preußische Staatsmacht; und es erhoben sich die Ideen, die Lehren, unter deren Banner die Verfechter jener Gewalten sich scharten und an die sie glaubten: die christlich-ständische Staatslehre, Royalismus, Legitimismus im Innern, in der deutschen Frage, in der europäischen Bewegung; sie warfen sich dem revolutionären Dämon gewaffnet entgegen. Otto von Bismarck

war ihr eifrigster Bekenner. Er bekennt sich zu seinem neugewonnenen Christentum wie in den wunderschönen Briefen an die Braut und Frau, so in seinem öffentlichen, seinem parlamentarischen Kampfe von 1847 ab bis 1851; er bekennt dort alle die Lehren der christlichen Staatstheorie, die ständischen wie die monarchischen; er glüht in brennender Leidenschaft, wo er sein altes Preußen, seinen König geschlagen sieht oder ihren Rückzug von neuem fürchtet; die Tränen brechen ihm hervor, wo er auf dieses Äußerste stößt. Mit beiden Füßen steht er auf dem Boden seiner Partei, ihrer Anschauungen, ihrer Gefühle, auf dem Boden der Kreuzzeitung, die er mitgeschaffen hat, der Gerlach, deren Schüler er geworden ist.

Daran ist kein Zweifel. Und doch ragte er aus all diesen Gruppen zugleich um mehr denn Haupteslänge heraus; und doch war er nicht nur größer, sondern auch anders als all seine nahen Gefährten. Er bekannte ihr Ideal und hat offenbar an dies Ideal geglaubt; aber er war etwas für sich. Seine Persönlichkeit blieb eine eigene Macht, und das Eigenste an ihr war, neben der sich selber festhaltenden und durchsetzenden Stärke, eine unverlierbare Richtung auf das Wirkliche, die ihn gerade von seinen wichtigsten Parteigenossen schied. Selbständig blieb er bereits in seinem religiösen Glauben. Pietist wurde er nicht, auch nicht durch seine Frau und deren Haus, trotz aller Bedeutung des Einflusses, den er da erfuhr; das Freie und Männliche in ihm empfand den eigentlich pietistischen Klang allezeit als etwas Fremdartiges, und er war viel zu wahrhaftig, um irgend etwas Fremdes in diesem seinem innersten Empfinden zu dulden. Sein Glaube blieb einfach und schlicht, persönlich und protestantisch; er nahm auch den Kampf mit Zweifeln immer von neuem wieder auf, und es heißt, daß sie ihn noch in späten Jahren erschüttert haben; dennoch durchdrang ihn sein Gottesglaube tief, an jedem Tage, zu jeder Stunde; er verkehrte rückhaltlos mit seinem Gott, er sah seine Hand in all seinem Geschick, er stärkte seine Kraft in diesem Bewußtsein, in diesem Austausche; hier besaß er die Stütze, die ihm jede große Verantwortung erst ertragbar machte, die Leitung und Aufsicht, deren er bedurfte, um seine eigene Riesenkraft zu zügeln. Unlösbar erscheint überall sein Glaube mit seinem häuslichen Da-

sein, mit seinem Glück und seinen Pflichten verbunden; aber seiner Persönlichkeit war er dennoch nur der Halt und niemals die Fessel. Jede Kopfhängerei weist er zurück; seine frische Lebenskraft wirft ungescheut hier und dort ein urwüchsiges Scherzwort in seine Beziehungen zu dem Ewigen hinein; und in seinem Kampfe mit Menschen nimmt ihm sein Glaube wohl alle Menschenfurcht, aber die zarte Schonung der Persönlichkeit des anderen, die er im eigenen Hause so ergreifend übte, hat auch sein Christentum ihn gegenüber den Gegnern oder Genossen draußen nicht gelehrt. Sein Selbst blieb auch hierbei in all seiner Gewaltigkeit ungebrochen. Und gar erst in der Politik! Da vollends durchbricht die Kraft seines Wesens alle Schranken der Theorie, die er vertritt; unbeirrt von seiner Umgebung bleibt er stets der Mann der Wirklichkeit, des Handelns; er ergreift die Fragen unter dem Gesichtspunkte der Macht; blitzartig leuchtet durch all seinen Legitimismus die preußische Tradition hindurch, die mit dem Schwert in der Hand gebietet und neuert und erobert, deren eigentliche Seele das Machtgefühl, das Streben ist, den eigenen Staat zu heben, zu erweitern, die harte und stolze Überlieferung Friedrichs des Großen.

Es war ein Realismus, der Bismarck angeboren war, der in der Tätigkeit seiner Vorfahren, in seiner eigenen landwirtschaftlichen Arbeit, in der innigen und alltäglichen Gewöhnung an die Wirklichkeit seine stärksten Wurzeln hatte, ein Drang, mit dem Greifbaren allein zu rechnen, alle Dinge plastisch und einzeln zu sehen und zu packen. Dieser Realismus hatte von Bismarcks innerer Entwicklung die allgemeinen geistigen Mächte seines Jahrhunderts, die theoretischen Störungen nicht fernhalten können: auch Bismarck hatte mit ihnen um seine Weltanschauung gerungen, und als er jetzt aus der Friedlosigkeit dieses Ringens zu festen Überzeugungen aufstieg, waren auch diese wieder nicht völlig frei von theoretischer Färbung; gerade der Neubekehrte zeigte jahrelang eine gewisse Freude an den Dogmen seiner Partei. Im Berliner Abgeordnetenhause wies ihn schon die Aufgabe, die dort zu lösen war, der Kampf mit innerpolitischen Gegnern, auf diese Dogmen hin. Sobald er aber auf einen anderen Schauplatz trat, wichen sie weit zurück, und der Kern seiner Persönlichkeit wurde

ganz frei: der Praktiker, der Preuße, der Mensch der Wirklichkeiten. Und diese persönliche Entwicklung fiel mit einer allgemeineren seiner Zeitgenossen zusammen: das idealistische Deutschland war seit Jahrzehnten auf dem Wege nach neuen Zielen, realerem Denken und Streben; es nahm nach den Enttäuschungen von 1848—49 jetzt einen neuen, schärferen Anlauf zu diesen Zielen hin; der junge preußische Gesandte am Bundestage erlebte, indem er zu Frankfurt alle Fesseln der Berliner Dogmatik abstreifte, in sich die Vollendung desselben innerlichen Werdens, an dem auch seine Zeit sich ringsum abmühte: er bereitete sich im Stillen vor, für die aufsteigende realistische Epoche, seinem eigensten Wesen gemäß, der einstige Führer zu werden.

Die Frankfurter Jahre (1851—59) sind biographisch bis jetzt die reizvollsten seines Lebens. Wir kennen sie bereits heute aus vielen Zeugnissen; wie sehen den jungen Riesen, der plötzlich auf den Boden gestellt ist, auf den er gehört, mit unvergleichlicher Sicherheit sein Lebenswerk ergreifen. Die heimischen Parteikämpfe versinken hinter ihm; er wird, auf diesem Außenposten seines Staates, dessen unbedingter Vertreter: des Staates, des Ganzen allein. Er empfindet, daß die preußische Macht, die seine Seele längst ausgefüllt hat, und die er jetzt unmittelbar zu wahren hat, in den Bundesverhältnissen hoffnungslos geknebelt ist; daß das Interesse seines Landes darnach schreit, es aus dieser Überwucherung durch die Mittelstaaten, aus dieser Dienstbarkeit gegen Österreich zu befreien; er wird, lediglich als Preuße, zum Gegner des bisher unterstützten Kaiserstaates, zum Träger der historischen Nebenbuhlerschaft, und weil er Preuße ist, mit preußischem Großmachtsehrgeiz, zieht er von nun an die deutsche Frage in seine Rechnungen hinein. Er lernt Deutschland kennen und beschließt, seinem Staate in Deutschland neuen Boden und neue Ausdehnung zu schaffen; er lernt die europäische Lage und ihre Mächte kennen und sucht seinem Preußen innerhalb ihrer die richtige Stellung. Er bezieht alle preußische innere Politik wesentlich nur noch auf diese äußere Existenzfrage; er will durch ein preußisches Verfassungsleben für Preußen in Deutschland werben; er erbaut sich aus Innerem und Äußerem ein großes, völlig zusammenhängendes System, orientiert lediglich an den Machtinteressen seines

Staates. Jedes Vorurteil schwindet demgegenüber zusammen. Er verlangt als Mindestes für Preußen die Gleichberechtigung mit Österreich und erwartet, daß es vielmehr zum Kampfe mit Österreich kommen wird; er verlangt von Preußen eine großmächtlich unabhängige Haltung, ein festes Ruhen auf seinen eigenen Bedürfnissen und Entschlüssen, im Falle der Not das Zusammengehen mit Rußland, ja vielleicht mit Napoleon III.: Gefühlswallungen legitimistischer Art dürfen den preußischen Staatsmann nicht beirren, er verletzt seine Pflicht, wenn er auf seine eigenen Liebhabereien hört, statt auf den Nutzen seines Landes. So wuchs Bismarck schon damals, weit über die zurückweichenden alten Freunde, weit auch über den eigenen König hinweg, zur eigentlichen Verkörperung des preußischen Staates empor. Und all sein Wesen, die sichere Lässigkeit und brausende Kraft, die Tiefe und Weichheit und reiche Treue seines Herzens, die ganze überlegene Großartigkeit seines Verstandes und seines Willens spricht aus den Hunderten seiner damaligen Briefe überwältigend hervor. Er stand damals auf der Höhe des Mannesalters, ein Recke in jedem Belang, unerschöpflich an körperlichen und geistigen Hilfsmitteln, vom Frieden eines geliebten Hauses umwoben und gehalten, und dabei schon ganz der Herrscher, bis auf den Grund nur dann erschüttert, wenn er die Lenker seines Staates unbelehrbar auf die Klippen losfteuern sieht, vor denen er sie leidenschaftlich warnt: dann grollt er bitter und tröstet sich nutzlos, in gigantischen Bildern, mit dem Gedanken an den dereinstigen Tod, der doch einmal alle irdischen Wünsche und Gegensätze in nichts auflösen wird. Ihn selber aber beseelt, solchen Worten und mancher Sehnsucht nach der Stille des ländlichen Friedens zum Trotze, der ungeduldige Drang auf ein großes Wirken, auf die leitende Tat. Und so schreitet er, unbefriedigt, immer klarer in sich selbst, immer sichtbarer und bedeutsamer für alle Welt, aber als der Unberechenbare und Unzügelbare von ihr beargwohnt und gefürchtet, durch das Jahrzehnt der Reaktion und der Neuen Ära hin; er sammelt, nach Petersburg verbannt, dort (1859—62) neue Kenntnis und neue Waffen; er lernt Paris kennen, zuletzt (1862) als Gesandter. Er sieht in Deutschland die nationalen Wogen wieder steigen, in Preußen unter oder dann gegen König Wil-

helm eine neue, frischere Bewegung beginnen, die aber auch jetzt die eigentlichen Ziele seines preußischen Realismus nicht trifft. Und endlich sieht er sich, als alle andern scheitern, auf das Drängen Roons von dem widerstrebenden Könige berufen, sein Werk zu tun: noch ein letztes wundervolles Ausruhen in Biarritz, am Strande des Biskaischen Meeres, ein leuchtendes Bild von Böcklinscher Farbentiefe inmitten der Arbeiten und der Kämpfe: dann vollendet sich, an jenem 22. September 1862, seinem Könige und seinem Vaterlande und ihm selber das Geschick: er tritt, gestählt und ganz fertig, als 47jähriger auf den Platz, für den er geboren ist.

Er hat, mit Wilhelm I. und Roon zusammen, in diesen Jahren des Konflikts, die preußische und deutsche Monarchie gerettet, als den Kern unseres Staates; er hat — zum guten Teile wider seines Königs ursprünglichen Wunsch — sein altes Preußen, dessen inneres Wesen er so wahrte, schöpferisch in die Lösung der deutschen Frage hineingedrängt. Er tat es in einem Sinne, der seinen Erfahrungen und Vorsätzen aus Frankfurt entsprach: um seinem Sonderstaate die Lebensluft freizumachen, nahm er die Abrechnung mit Österreich auf. Er hätte auch die Vereinbarung mit Österreich hingenommen, wenn er sie erringen konnte und wenn er das höhere Ziel nicht zu erreichen vermochte: er hätte sich in die friedliche Teilung der Herrschaft über Deutschland zwischen den beiden Mächten gefügt, eine Lösung, an deren Endgültigkeit er selber nicht glaubte, die sich aber dem praktischen Staatsmanne vorerst aufzwingen konnte. Das eigentlich Beste aber blieb ihm, soweit wir schließen können, doch immer die klare Entscheidung der Waffen: er wußte gut genug, daß keine große und bleibende Regelung der Völkergeschicke anders zustande kommt, als durch das Spiel der eisernen Würfel, die der „Gott der Schlachten" wirft. Er hat, in den furchtbar großen Jahren von 1862 an, seinen König auf den Weg dieser Entscheidung hinübergezogen; er hat die österreichischen Gegenzüge zurückgewiesen, sich selber an Rußland, zwischendurch an Frankreich den Rückhalt gewonnen, er hat, in einem Feldzuge von beispielloser Kühnheit, im Widerstreite zu allem, was deutsch war, mit unfehlbarer Sicherheit und Selbstgewißheit die Befreiung der Nordmarken durchgesetzt, er hat aus

dem Zusammenwirken mit Österreich den unvermeidlichen Gegensatz zwischen Preußen und Österreich endlich hervorgehen gesehen oder vielmehr — noch weiß man es nicht völlig klar zu sagen — hervorgehen gemacht; er ist so eingetreten in den 1866er Krieg. Er allein hat das alles erreicht und getan, und außer ihm kennen und ahnen wir niemanden, der es vermocht hätte wie er. Er hat es getan unter Einsatz seines Namens und Vermögens und vielleicht seines Lebens, und unter Einsatz all seiner unerschöpflichen Kräfte, der Vollstrecker des Notwendigen und doch bisher so Unerreichten und, wie es schien, so Unerreichbaren, der Löser der Widersprüche, die Deutschland durchwalteten und umklammerten, der Befreier und Retter, der wahre Schöpfer einer neuen deutschen Welt. Aber er tat es ganz nach seiner Art: als jener preußische Staatsmann, der er war und der er sein mußte, im Kampfe für das Daseinsgebot seines preußischen Landes und für den ausschließend preußischen Machtehrgeiz; in steter Berührung mit dem Problem der deutschen Einigung, das ja mit Bismarcks preußischem Ehrgeiz unlösbar verknüpft war — aber als Preuße, nicht als Deutscher, als der Diener nicht deutscher Ideale, sondern preußischer Staatsinteressen, auf preußischen Wegen, auf den Wegen der Macht, der Wirklichkeit, mit den Mitteln des großen diplomatischen Fachmannes, vom Boden der europäischen Staatengegensätze her. Und erst im Augenblicke des Losbrechens, dicht vor dem österreichischen Kriege, hat er, der Preuße, die deutsche Losung ausgegeben: erst da schloß sich für ihn unmittelbar das Bündnis zwischen dem fridericianischen Staate und der deutschen Nation. Dann aber blieb das neue Programm das Leitseil aller seiner Zukunft.

Noch mußte er im Juli 1866, auf dem böhmischen Siegesmarsche, vor Napoleons Einspruch zurückweichen und sich zunächst auf Norddeutschland beschränken — das ja in der Tat Preußens nächstes Wirkungsfeld und zur Vereinigung reifer war als der Süden. Bismarck vor allem regelte unter diesem äußern Druck die Annexionen im Norden, die Verständigung mit Österreich und den Südstaaten: der große Dränger zeigte, daß er sich genau auf das im Augenblick Erreichbare zu beschränken, daß er die Weisheit so gut wie die Kraft zu üben verstand. Er erwirkte die innere

Versöhnung auf dem Boden der Verfassung; er gab dem Norddeutschen Bunde seine neue Konstitution, und gleichsam selbstverständlicherweise ward er, der bisher die Verkörperung des preußischen Staates gewesen war, von Stund an die Verkörperung der neuen Macht, an deren Spitze er als norddeutscher Bundeskanzler nunmehr trat: er füllte auch diesen Kreis ohne Rest aus; er war auch für diese Gesamtheit das lebendige Organ, auch diesmal völlig auf dem Boden des Bestehenden, der greifbaren Wirklichkeit. Und unvermeidlich wies diese Wirklichkeit über sich selber hinaus. Bismarck hatte früher den Dualismus von Nord und Süd wenigstens als Möglichkeit, als Notbehelf ins Auge gefaßt; diese Möglichkeit war durch Österreichs Niederlage und Ausscheiden gestrichen. Die neue Lage von 1866—67 ließ nur die eine Folge zu: der deutsche Südwesten mußte sich jetzt dem Norden vereinen; die äußeren Gestaltungen, das Verhältnis zu Europa erlaubten gar nichts anderes; und jetzt deckte sich für den Kanzler die politische Notwendigkeit und die Gesinnung der Nation unmittelbar; jetzt wollte er ganz und gar diese Gesinnung verwerten und vollstrecken. Freilich auch jetzt als der europäische Staatsmann: ohne Ungeduld, unter Rücksicht auf die Welt, auf die Gebote der Vorsicht und Sicherheit; die Drängenden wies er zurück. Aber sich selber hatte er unwiderruflich auf den Boden der Nation gestellt: die alten Pläne, im Notfalle mit Frankreich gegen Österreich zu gehen, hatte er, als Sieger über Österreich, soviel wir sehen, ganz und gar geopfert — er lehnte die Lockungen und Drohungen Napoleons seit dem Juli 1866 ab, er war entschieden, sein Werk ganz allein als Deutscher zu vollenden.

So hatte er sein Ziel und sein Wesen erweitert; aber sein Wesen beherrschte zugleich seinerseits den neuen Bund und die künftige Einheit. Der preußische Zug, von dem er immer beseelt gewesen war, durchwebte die neue Verfassung auch jetzt, da Bismarck den neuen Verhältnissen gemäß die Hand der Liberalen ergriff; Preußens Monarchie und Heer leiteten den norddeutschen Staat, die festen Wirklichkeiten des deutschen Daseins, für die Bismarck immer den feinsten Sinn besessen, waren in ihm erhalten geblieben, die Dynastien, die Vielheit in der Einheit; von 1848 war man weit entfernt, die Seele des Neuen war die staat-

liche Macht. Freilich, ohne den Idealismus der deutschen Bewegung, seine Vorarbeit, seinen innerlichen Zwang, war das alles nicht herstellbar gewesen; dessen Einheitsgedanke triumphierte ja jetzt und Bismarck nahm ihn in sich auf: aber auch diesen Gedanken und alles politische Denken und Wünschen der Nation überhaupt färbte er von nun an mit seiner Individualität. Der jetzt mit der Erbschaft des idealistischen Geschlechtes wirtschaftete, war allen deutlich als der Träger der neuen, realistischen Art: in ihm siegte die neue Zeit. Er war der Staatsmann, dessen Art man erkannte und anerkannte; er wurde zum Lehrer der Deutschen in staatlicher Kunst und ihren Wirklichkeiten; seine Methode eroberte sich in allem die deutsche Welt. Ein großer Strom von Idealismus mündete noch in diese ein; die Führung aber hatte der Bismarckische Zug, die Macht.

Auf deren Wegen, durch strenge Arbeit, zumal wirtschaftliche und militärische, rüsteten die folgenden Jahre der vollen Einigung die Pfade; auf ihren Wegen ist dann das Reich selber herbeigekommen. Daß es nur im Kampf mit dem westlichen Nachbarn zu begründen sein würde, der den Deutschen die Einheit verbot, war Bismarck längst zur Wahrscheinlichkeit, fast zur Gewißheit geworden. Wieviel er dann dazu getan hat, diesen Kampf im richtigen Augenblicke herbeizuführen, darüber ist unsere Kenntnis noch heute unvollständig. Es scheint nicht, daß er Napoleon III. im Sommer 1870 durch die Hohenzollerische Kandidatur in Spanien zum Kriege hat reizen wollen; sie war wohl nur ein Schachzug von ihm, der den Gegner beengen sollte, ein Schachzug, der freilich eine Kriegswirkung immer zugleich auch haben konnte. Daß dieser Zug, obwohl er unmittelbar mißlang, dann doch den Krieg im Gefolge gehabt hat, das entsprang der Spannung der Weltgegensätze und insbesondere der Kriegslust und Leidenschaft der Franzosen selbst; und als die Lage dann bereits unhaltbar geworden war, hat Graf Bismarck durch das Meisterstück seiner Redigierung der Emser Depesche das ohne Schmach nicht mehr Vermeidbare zu rechter Stunde zur Wirklichkeit gemacht. Kein Zweifel, daß jeder seiner Schritte gegen Frankreich in dieser gesamten Krise moralisch berechtigt gewesen war — den letzten glanzvollen Erfolg brachten ihm, nach allen Schwankungen der

Ereignisse, die Fehler seiner Gegner und die eigene zugreifende Entschlußkraft ein. Auf dieser Höhe aber ist er im ganzen Verlaufe des Krieges geblieben, im Kampfe und Friedensschlusse mit Frankreich, in der Deckung gegen das Ausland, und in dem Schwersten, was ihm der Siegeswinter auferlegte, der Verhandlungsarbeit mit den Süddeutschen, der Begründung von Kaisertum und Reich. Es ist bekannt, wie er da mitten inne stand zwischen der altpreußischen Abneigung seines greisen Königs und dem partikularistischen Widerstreben in den süddeutschen Königreichen einerseits, dem feurigen nationalen Idealismus und Radikalismus des Kronprinzen und eines Teiles der öffentlichen Meinung andererseits; wie ihn die Mühen und die Anklagen von rechts und von links getroffen haben, wie ihm die Nöte und Reibungen zu Versailles das Herz erregten, wie schließlich aber doch er der Ausgleicher der streitenden Kräfte geblieben ist, der eigentliche Durchführer der nationalen Einigung, der eigentliche Erbauer des neuen Werkes: aus allen Zügen unseres Reiches blickt die Stärke und blickt die Mäßigung des großen Begründers leuchtend hervor. Wieder ist er in seinem Gebilde ganz enthalten, in der theoretischen Unregelmäßigkeit, die den Staatsrechtlern so viele Mühe macht, in der fortwirkenden Lebendigkeit, die es dennoch bewiesen hat, der genauen Berücksichtigung aller vorhandenen Mächte und aller Möglichkeiten, der Befriedigung aller entscheidenden Bedürfnisse — ganz abgesehen davon, daß manches Einzelstück der Verfassung eben auf ihn persönlich zugeschnitten war. Und wieder setzte er sich mit dem nun entstandenen Gebilde gleich: er ging fürderhin im neuen Reiche auf.

Die erste Aufgabe war, es zu konsolidieren und auszubauen, alle Ansätze zu entwickeln, alle Formen zu beleben, mancherlei Lücken nachträglich zu füllen: das war die Arbeit zumal der 70er Jahre; sie drängte sich von selber auf und Viele arbeiteten mit, der Meister blieb er. Und auch der Kämpfer war er geblieben: mit den Liberalen, auf die er angewiesen war, die seine Partei waren, hatte er doch auch Streitigkeiten genug um die Macht; vor allem, mit ihnen zusammen führte er den Krieg gegen die katholische Kirche. Er hatte ihn nicht gern aufgenommen, aber die großen Gegensätze des weltlichen und protestantischen neuen Reiches und

des Papsttums, das sich soeben die Unfehlbarkeit erobert hatte, die Gegensätze der Konfessionen, die alle voraufgehenden Kämpfe bereits beeinflußt hatten, drängten zu dieser Abrechnung; politische Gründe trieben den Kanzler dabei vorwärts, auch hier war er vornehmlich der Gegner einer politischen Partei und ihrer nationalen, polnischen Verbündeten. Freilich auch sein persönlicher und ideeller Gegensatz zum Katholizismus ist dem großen Vertreter des Staates dabei so manchmal lebendig geworden, er hat auch als Protestant gesprochen und gefühlt, und es mag sein, daß er von dem Kampfe Weiteres, Höheres erhofft hat als bloß eine Eindämmung der kirchlichen Offensive. Und unzweifelhaft hat ihn in diesem Kampfe das Maß verlassen, das er sonst jeder Macht gegenüber nicht aus den Augen verlor; er mochte die juristischen Übertreibungen seiner liberalen Verbündeten, die falsch gegriffenen Mittel nicht ganz billigen, er hätte ihre Methode vielleicht nicht von sich aus angewandt, aber zum Mindesten hat er sie übernommen und unterstützt; seine Leidenschaft riß ihn im Streite mit fort. Gleichzeitig sprengte sein Bund mit der großen liberalen Partei sein altes Verhältnis zu den Konservativen; mit tiefem persönlichem Schmerze spürte er den Bruch; er hatte das Bewußtsein, der Lage Europas und Deutschlands gegenüber das Notwendige zu tun, indem er sich eine sichere Mehrheit schuf und sich an diese hielt, und sah die Feindschaft der früheren Freunde wie einen schnöden Abfall an. Er rang am Hofe mit katholischen, legitimistischen, persönlichen Gegnern; er stieß bei der Kaiserin auf unablässigen Widerstand und fühlte sich des Kaisers auf den neuen Bahnen nicht sicher genug. Er ließ seiner Bitterkeit freien Lauf und führte jeden seiner Konflikte mit schonungsloser Härte durch; wir kennen seine Beziehungen zu Moritz Busch, durch dessen Zeitschrift er damals alle seine Widersacher, auch die höchsten, anpacken ließ; er verschmähte kein Kampfmittel und litt selber in seiner zornigen Seele am tiefsten. Und in Wahrheit durfte er sich auch jetzt als den Pfeiler betrachten, ohne den das Gebäude nicht bestehen könnte; das Gesamtgefühl für das neue Deutschland, das Gefühl völliger Gleichsetzung der eigenen Person mit allen Bedrängnissen der Gesamtheit konnte doch keiner so in sich tragen wie er: über alle Parteien hielt er das Banner des Ganzen; die

Sorge vor den Gefahren, die sein Werk von außen bedrohten, „den Albdruck der Koalitionen", wenn Österreich den Weg zu Frankreich fände und auch Rußland gegnerisch würde, spürte keiner so wie er. Er hat diese Jahre überwunden; aber glücklich, so scheint es, ist er in ihnen nicht gewesen. Er sah sein Werk gefestigt und gesichert: es scheint, all dieses Wirken füllte ihn dennoch nicht aus; er blickte selber mit wachsendem Bedenken auf das innere System, das er doch noch nicht verlassen konnte: er sehnte sich nach frischem Schaffen — er „langweilte sich", bis er von neuem die Hand anlegte an ein neues Werk.

Die Antriebe zu diesem Neuen kamen ihm diesmal von den inneren Zuständen her.

Seine bisherige Laufbahn hatte ihn, als Vorkämpfer seines Standes wie der Krone, zum Gegner vornehmlich des vordringenden Bürgertums gemacht. Aus politischen, sozialen und wohl auch einfach menschlichen Beweggründen hatte er seit langer Zeit Sympathien für den vierten Stand, der sich unter dem Bürgertum und gegen dieses bildete, bekundet; auf Männer wie Lassalle, Wagener, Bucher hatte er gern gehört, gelegentlich auch selber bereits dem Staate ein Eingreifen zu Gunsten der Arbeiter zur Pflicht gemacht, ohne indessen nachdrücklicher darauf zu bestehen. Daß er das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung gebracht hatte, entsprang mehr politischen als im engen Sinne sozialen Absichten, hat seine Folgen freilich auf das Stärkste auch nach der sozialen Seite hin ausüben müssen. Nun aber ergriff in den siebziger Jahren die soziale und sozialistische Bewegung die städtischen Massen mit immer steigender Kraft; eine neue Gefahr, eine neue Aufgabe für das Reich stieg deutlich empor. Sollte das Ganze innen und außen lebendig bleiben, so mußte man diese Aufgabe ergreifen.

Auf dem Gebiete der Handels- und Zollpolitik hatte der leitende Minister die liberalen Überlieferungen des preußischen Beamtentumes, des Zollvereins vorgefunden und in Rudolf Delbrück den fähigsten Vertreter dieser Überlieferungen als überaus brauchbaren Mitarbeiter zu seiner Seite gehabt. Er hatte ihn und die Seinen gewähren lassen; seit 1866 vollends wirkte sein Bündnis mit den Liberalen in der gleichen Richtung; es

war im Wesentlichen bisher doch auch die seinige, sie entsprach zudem seiner auswärtigen Politik, die Regungen seiner Abneigung gegen ein bloßes Gehenlassen aller wirtschaftlichen und sozialen Kräfte kamen nicht dagegen auf. Jetzt machten ihn die soziale Erschütterung, die Ausschreitungen der Gründerzeit und ihre Folgen, zuletzt die wirtschaftlichen Beschwerden der Produzenten, ihr Ruf nach Zollschutz, die Maßregeln überdies des Auslandes, an dem gesamten System irre. Die Verschiebung der Weltwirtschaft, die zunehmende Konkurrenz des ausländischen Kornes führte nun auch die bisher freihändlerischen norddeutschen Landwirte in das Lager der Schutzzöllner; was seine Standesgenossen traf, berührte schließlich auch den Reichskanzler. Vor allem aber blieb er als solcher der Vertreter des Staates und des Reiches. Deren Macht und Leistungen zu erhöhen lag ihm am unmittelbarsten am Herzen; er wollte das Reich finanziell selbständig, von den Einzelstaaten unabhängig machen, so erst seinem Werke den Schlußstein einfügen: das war doch wohl für ihn das Entscheidende. Er hatte bereits früher den großen Plan aufgestellt, die Eisenbahnen an das Reich zu bringen, und erwarb, da das mißlang, nun wenigstens die preußischen Bahnen für den preußischen Staat: eine umfassende Stärkung des Staates an Einkünften und sozialer und politischer Gewalt, eine der tiefeingreifenden Neuerungen der neuen Epoche. Und Hand in Hand damit ging der gesamte Umschwung, den er von 1876/77, zumal dann von 1879 ab in immer höherem und weiterem Maße durchzusetzen begann: der Übergang zum Schutzzoll, die Steuerreformpläne mit ihrer Steigerung der indirekten Abgaben, und der Entwurf der sozialen Reformen, der großen Arbeiterversicherungen, als der positiven Ergänzung zu dem sozialen Kampfe, den er seit 1878, seit den Attentaten auf Kaiser Wilhelm, mit der Waffe des Sozialistengesetzes aufnahm, um der gewaltsamen Revolution die Wege mit Gewalt zu verlegen.

In alledem hat Fürst Bismarck eine riesenhafte Arbeit geleistet, in sich selber zuerst und dann innerhalb der deutschen, ja der europäischen Welt. In seiner Seele sammelten sich, während des denkwürdigen zehnmonatlichen Urlaubes von 1877, alle die Antriebe seiner Umgebung, seiner Zeit, er dachte und stritt sie

in sich durch, in schöpferischer Einsamkeit, und lenkte sie dann, als sein Eigentum, von den Kräften seines Geistes und zumal seines Willens durchdrungen, in einem einheitlichen, mächtigen Strome in die Welt zurück; er setzte seine ganze Leidenschaft an ihren Sieg. Er fand zunächst die öffentliche Meinung, die der Liberalismus noch beherrschte, seinen Plänen feindselig; er mußte einen neuen Kampf mit ihr aufnehmen, und dieser erweiterte sich zu einer neuen Abrechnung auch mit den liberalen Verfassungsgedanken: Bismarck bot alle monarchischen Kräfte für sich auf und rang noch einmal um das Übergewicht der Krone über das Parlament, um den vollen Abschluß seines monarchisch-konstitutionellen Systems. Er mußte dem neuen Zwecke manchen älteren opfern: er schloß, wogegen er sich ehedem gesträubt hatte, mit Rom seinen Waffenstillstand und schließlich eine Art von Frieden. Er brauchte jetzt die katholische Partei und hat es erreicht, ihre Einfügung in den nationalen Staat durch positive Mitarbeit wenigstens zu beginnen. Er riß, halb in selbständiger Reform, halb in Verhandlungen mit dem Gegner, einen großen Teil der Kulturkampfgesetzgebung ab, beseitigte das Unhaltbare, hielt von den innerlich bedeutsamsten Verstärkungen der staatlichen Position doch ein gutes Teil fest und wurde von den Verbündeten, die er sich hier gewann, keinen Augenblick lang abhängig. Ein Mißerfolg ist hier trotzdem unzweifelhaft geblieben: die Stärke dieses Feindes hatte er nach 1871 unterschätzt und die Tragweite der Verluste von 1879 ab, die man auf liberaler Seite gern übertrieb, hat er wohl manchmal ebenfalls unterschätzt. Seine Machtpolitik fand an den inneren Hilfsmitteln der Kirche sicherlich eine Grenze. Als ein klares Machtverhältnis zweier Gewalten, die einander fremdartig und beinah notwendigerweise innerliche Gegner sind und die ihre Beziehungen nach internationaler Art durch Vertrag und Entgegenkommen regeln müssen, wenn sie den Krieg nicht wollen: so hat er, nach seinem ersten Rückzuge, das Verhältnis seines Staates zur Papstkirche grundsätzlich aufgefaßt und diese Auffassung praktisch gewahrt; die innerlichsten Probleme, die er hier zuvor angerührt hatte, traten ihm zurück.

Im übrigen blieb er seit 1878 im Vordringen; nicht ohne heftige Rückschläge, ungünstige Wahlen, parlamentarische Gefechte,

die der älter Gewordene und nervös Leidende bitterer und schärfer empfand als der Minister der Konfliktszeit: aber er drang vor, er überwand mit ungeheurer Energie die allgemeine Verblüffung und Abneigung gegen sein neues System, er gewann für die Mehrzahl seiner Pläne — wenngleich nicht für den bedeutsamen des Tabakmonopols — die Zustimmung der Reichstage, er gewann von 1881 und 1884 ab die liberalen Mittelparteien nach und nach für seine Reform, er gewann in immer vollerer und feurigerer Hingabe die Jugend und er hat auch dieses zweite Mal gesiegt und sein Volk auf seine Bahnen hinüber- und emporgerissen. Sein ganzes Wesen betätigte sich in dieser inneren Politik, die er in rastloser Arbeit, in großartigen Reden, in stetem Mahnen und Treiben förderte: vor allem aber betätigte sich hier sein Realismus, der aus den Kämpfen des letzten Menschenalters, die zunächst der Verfassung und deshalb so vielfach den Formen, den Prinzipien hatten gelten müssen, entschlossen und offen zu den harten wirtschaftlichen Wirklichkeiten hinüberlenkte. Aber natürlich, auch hinter seiner Politik, die der alten Ideale, des alten Doktrinarismus spottete, standen Ideale und Prinzipien: ein starker religiöser, ein starker monarchisch-patriarchalischer Klang war darin und war sicherlich echt; und die Vertreter des modernen sozialreformatorischen Idealismus wurden wenigstens die Verbündeten Bismarcks. Er selbst errichtete sein großes System der nationalen Wirtschafts- und Sozialpolitik, ein umfassendes System, in dem er — begreiflicherweise nicht ohne Ungleichmäßigkeiten — alle Bedürfnisse und alle Kräfte zusammenzufassen strebte. Er ermöglichte die Durchführung, indem er die bisher einander so oft widerstrebenden Mächte von Industrie und Landwirtschaft dafür vereinigte. Er suchte die Unternehmer und gleichzeitig die Arbeiter heranzuziehen, und den letzteren gegenüber erwies sich wiederum die Grenze seines Vermögens; er gab ihnen durch seine große Gesetzgebung unermeßlich viel, und zumal, er leitete die Gesetzgebung grundsätzlich durch seinen machtvollen Anstoß in neue Bahnen hinüber, die dann über seine Ziele hinaus verfolgt werden mochten; den Freiheitsdrang jedoch des vierten Standes wollte und konnte er, der Mann des Staates und der Nation, der Autorität, der Gutsherr, vollends inmitten seines Rin-

gens gegen die revolutionären Drohungen der jungen, grundsätzlich inter- und antinationalen Sozialdemokratie, nicht anerkennen und nicht befriedigen. Den Widerstand des Handels gegen seine Schutzpolitik warf er zurück: aber auch die Hansastädte trachtete er, nicht bloß im Kampfe, sondern in positiver Unterstützung, in sein System hineinzufügen, und dem deutschen Welthandel lieh er seine Hilfe. All diese Neuerungen gipfelten in ihm selber; er predigte ihre sittliche Berechtigung und Notwendigkeit, er lehrte die Durchdringung von Politik und Wirtschaft, die praktische Politik, und zugleich die nationale; er umspannte jetzt erst völlig, auch im Innern, das Ganze des nationalen Staats- und Volkswesens. Und er war wie der handelnde Schöpfer so der allseitige Ausdruck dieser Richtung, die die Jahrzehnte des endenden Jahrhunderts beherrscht hat: feste Autorität, innere Einheitlichkeit und Belebung, äußere Abschließung, innen und außen Macht. Die Bahnen der eigentlich liberalen Epoche wurden verlassen; für Preußen erreichte der Zeitraum, der 1807 begonnen hat, dessen Stufen 1848 und 1866 sind, um 1879 sein Ende — gewiß nicht, ohne daß ein gewaltiges Stück liberaler Gedanken und Gewöhnungen, die das Leben der Nation völlig durchwachsen hatten, in die neue Zeit hinübergenommen worden wäre. Aber das starke Überwiegen der individuellen Kräfte, der bürgerlichen Interessen, der frei auf sich selber gestellten wirtschaftlichen Gewalten hörte auf; und für die entscheidende, das politische Leben gestaltende Tat war dabei Bismarcks Übertritt die entscheidende Vorbedingung. Er verteidigte sein gutes Recht zu solchem Übertritte, zum steten Um- und Hinzulernen. Tatsächlich war seine persönliche Wandlung dabei gar nicht einmal so tief: denn einerseits, er hatte, mindestens seit 1851, stets dasjenige getan, was ihm durch die Macht und die Lebendigkeit des Staatsganzen geboten erschien, und diese Gebote hatten für ihn bereits mehr als einmal gewechselt; und ferner, er trat diesmal in Wahrheit auf einen Boden, man darf wohl sagen: zurück, der sein eigenster gewesen war von Jugend her, auf den altpreußischen. Er knüpfte an das alte Königtum und dessen allseitige Umfassung aller Richtungen des Volks- und Wirtschaftslebens einfach an; er erneuerte, in veränderten Zeiten und Formen, das System Friedrichs des Großen,

des Merkantilismus; er brachte neben und über den liberalen Gegengewalten die altmonarchischen, monarchisch-aristokratischen der preußischen Geschichte zur vollen Wiedergeburt und Betätigung. Er war ja Royalist, und konnte jetzt, bei dem Bunde, der sich zwischen ihm und seinem ehrwürdigen Kaiser, nach manchen früheren Reibungen und Gegensätzen, in diesem letzten Jahrzehnte Wilhelms I., ganz rein, friedlich und innig ausgestaltete, Royalist sein ohne eine Spur von innerlichem Widerstreben. Freilich, der Monarch war nicht er, das blieb in jeglichem Sinne der alte Kaiser, und die eigentlich monarchistische Bewegung dieser Jahre behält in Wilhelm I. ihre klassische Persönlichkeit. Bismarck blieb neben dem Könige, so königstreu er war, jetzt wie in seiner Jugend doch immer noch etwas für sich, der freie Vasall, der selbständige Edelmann und Gutsherr; er stand neben seinem Herrscher persönlich wie die Großmacht neben der Großmacht, und, wenn man das Verhältnis verfassungsgeschichtlich — ein wenig zugespitzt vielleicht — ausdrücken will, nicht nur wie der verantwortliche konstitutionelle Minister neben dem Suverän, sondern zugleich wie der Bismarck neben dem Hohenzollern. Seinem Volke prägte sich dieser unlösbare Zusammenhang zwischen dem großen Staatsmanne und seiner Scholle unvergeßlich und auf das Anschaulichste ein: es sah, wie er am liebsten auf seinen Gütern, in Varzin, in Friedrichsruh, inmitten seiner Felder und seiner Wälder weilte, dem Boden und all seinem Leben innig verbunden, im Erdreich und im eigenen Hause wurzelnd, ein Kind dieses Bodens in allen entscheidenden Zügen seiner mächtigen Natur, mit ihrer Erdfrische, ihrem Blicke für das Besondere, Natürliche, Unabhängige, Freie: Preuße und Niedersachse, Offizier und Landmann und Edelmann zugleich: und es sah in diesem seinem erdgeborenen Wesen die volle Tiefe und Einfachheit der reinsten und besten deutschen Art, einen Ausdruck deutschen Wesens, wie das Lied und die Sehnsucht der Deutschen es feiert und wünscht, bei aller Hoheit und Herbheit und Härte der Genialität seinen Volksgenossen ganz und gar verständlich und menschlich teuer wie keiner der Größten außer ihm. Er war Preuße mit vielen Eigentümlichkeiten des Preußentums und blieb dies; er selber wollte ja aber Deutscher sein, und war und wurde auch das und wurde es für die Nation immer nur mehr

und mehr. Er rief sie in feierlichen Worten auf zur Hut des nationalen Gedankens; was national war, war für ihn und mit ihm, dem Gegenteile war er der eigentliche Feind. Das Reich stand in ihm leibhaftig da. Er wurde seinen Deutschen zum Ideale des Reichs; er schüttelte dazu den Kopf, er wollte von einer Emporhebung seiner Persönlichkeit in das Prinzipielle, von einer Heroisierung, ja selbst einer Genialisierung nichts wissen; er mißtraute dem Enthusiasmus von Natur aus und sah sich selber scharf real, wie er die anderen sah, als den natürlichen Menschen mit natürlichen Kräften logischen Denkens und praktischen Wollens. Daß diese Kräfte, so wie sie in ihm gesteigert waren, — ohne Mystik gesprochen — dennoch etwas Besonderes, eine eigene Macht von unermeßlicher und unvergleichbarer Wirkung aus ihm geschaffen hatten, und daß sein Leben und Wesen aus ihm etwas Allgemeines machte, die Verkörperung eines Begriffes, einer Weltanschauung, das sah er wohl nicht, und wir begreifen und feiern, daß er es nicht sehen konnte. Sein Wesen und Dasein, das die anderen anstaunten, war ihm selbstverständlich, er war ohne einen Anhauch von Eitelkeit und Absichtlichkeit, in jeder Hinsicht von elementarer Größe, von der naiven Tatsächlichkeit des höchsten Genius. Und er gehorchte der Macht seiner eigenen Natur; das eigentlichst Persönliche, nicht der allgemeine Gedanke regierte ihn zu allermeist; die persönliche Wucht und Leidenschaft, die ungeheure Kraft, die allein das Größte wirklich vermag, die nun aber auch sich selbst betätigen und durchsetzen will, war auch in ihm das letztlich Treibende, sie hat so manches Mal die Fesseln der Regel gesprengt und ihn im Drange des Kampfes wahllos und schonungslos zugreifen und zuschlagen lassen; er war der Titan, der wollte und zürnte wie kein anderer und das Gesetz seines Wesens zum guten Teile aus sich selber nahm. Es ist gegenüber den meisten anderen Gewaltigen in der Geschichte, die man an Höhe des Wuchses mit ihm vergleichen könnte, seine Besonderheit, daß er trotz dieser Riesenkräfte seines Innern sich dennoch zugleich eingeordnet und den allgmeinen Gewalten seiner Umwelt bewußt gedient hat. Das hebt ihn über Napoleon den Großen an sittlicher Hoheit hinaus. Es ist unendlich schwer, mit einiger Sicherheit festzustellen, wie er zu jenen allgemeinen Gewalten, zum

„praktischen Christentum" und Monarchismus, zur Nationalität und den Reformidealen in seinem tiefsten Innern, subjektiv, eigentlich stand; wieweit er sie als prinzipielle geistige Mächte auffaßte und anerkannte, die auch für ihn unbedingt verbindlich wären, wieweit sie ihm mehr nur tatsächliche Kräfte und Wirkungsmittel darstellten, wieweit er von ihnen in sich selber ergriffen war oder von ihnen unabhängig blieb, ihnen vielleicht auch manchmal widerstrebte — das alles mochte in ihm neben einander bestehen, und was im Ganzen oder jeweils überwog, wird man genau wohl niemals bestimmen können. So viel wird man sagen dürfen: nie ging sein Wesen — unendlich viel weniger noch als das der Kleineren — in diesen Ideen völlig restlos auf, und dogmatisch sich ihnen hinzugeben, sich ihnen als ihr Priester völlig einzuverleiben war er nicht fähig. In sich getragen hat er sie unzweifelhaft. Er gehörte der gefestigten alten Welt an, in der er geboren und groß geworden war, und blieb ihr treu; Religiosität, Pflichtgefühl, ein tiefer Ernst durchwalten all seine Beziehungen zu ihr; sein persönlicher Drang streitet damit und ordnet sich doch ein, er empfindet das Sachliche neben und in und vor allem Persönlichen und dient dem Sachlichen durchaus, mindestens solange als er und die Sachen, das Reich, der Staat, die Monarchie sich praktisch beinahe deckten. Das ist ja wohl gewiß, daß sein Selbst und die Gesamtheit für sein Fühlen und Handeln, solange er Kanzler war, unwillkürlich zusammenfielen; offen bleibt eben nur die feinere Frage, wie Subjektives und Objektives sich ihm dabei zu einander verhielt, mit einander stritt, einander durchdrang. Man wird diesen zarten Beziehungen, diesen unablässigen Grenzkämpfen führender persönlicher Selbstherrlichkeit und unleugbarer, dienender Hingabe in diesem großen Leben immer wieder forschend und fragend nachspüren; noch harrt unser da sicherlich so manche Bereicherung und Enthüllung, vielleicht so manche Überraschung. Daß diese Beziehungen da waren, ist klar: nicht nur, daß Bismarcks Dasein und das allgemeine Dasein seiner Welt unlöslich verkettet waren, daß er die großen Ideale von Nation und Kaisertum und Christentum körperhaft darstellte, sondern auch, daß er sie empfand, mit ihnen lebte nach seiner besonderen Art. Er blieb dabei stets im Zusammenhange des sich

fortbildenden Lebens ringsumher: wie er vom Preußen zum Deutschen wurde, so war er auch das oberste Wahrzeichen jenes siegenden Realismus, der seine Epoche auf allen ihren Gebieten, praktischen und geistigen, in Wirtschaft, Technik, Kunst, in Geistes- und Naturwissenschaften, in allem Denken und Fühlen der Menschen durchzog und sich immer stärker in ihr entfaltete; er war in seinem Sein und seinem Wirken zum einflußreichsten Führer dieser großen und breiten Bewegung geworden, die zumal der zweiten Jahrhunderthälfte den überwiegenden Charakter gab. Der Inhalt seines Jahrhunderts war so in ihm; und dabei blieb er selbst im Innersten, soweit er einer allgemeinen Gruppe zugehörte, doch stets der altmärkische Landedelmann und preußische Aristokrat, als der er geboren war. Jenen Blick für das Einzelne, der alles körperhaft sieht, teilte er sicherlich mit seinem letzten Vorgänger in der historischen Reihe der größten Vertreter des deutschen Wesens, mit Goethe, dem er so mannigfach vergleichbar ist. Aber wie drängt bei Goethe alles auf die Betrachtung hin, auf die einheitliche, zusammenhängende, bewußte Ordnung aller seiner Vorstellungen, seiner Weltansicht; bei Bismarck alles auf das große Handeln, auf die Erhaltung und Mehrung der Macht des Staatsganzen, das er jeweilig vertritt und das er ist, auf die politische Tat.

Er hat in den achtziger Jahren gesiegt. Der Stern der liberalen Generation erblich; selbst in England lieh ihm nur Gladstones eigentümliche Genialität, die der Bismarckischen so fremd war, noch eine Weile lang ein stärkeres Licht. Bismarcks System — das des wirtschaftlichen Kampfes, aber auch das der inneren Staatspflicht — übte seine Anregungen in weiter Welt; seine Größe leuchtete in alle Lande.

In seiner früheren Tätigkeit war er produktiv vor allem in seiner auswärtigen, jetzt vor allem in seiner inneren Arbeit. Auch die äußere aber entwickelte sich lebensvoll weiter. Die Wirkung der deutschen Einigung auf die wirtschaftliche Weltstellung Deutschlands sah er noch emporsteigen: sein Land trat voller und deutlicher in die Gemeinschaft der Weltvölker ein, der Gesichtskreis der Deutschen wie ihre Arbeit erweiterte sich, die handelspolitischen und machtpolitischen Folgerungen drängten sich auf. Bismarck

hat sie, wenigstens nach und nach, noch selber ergriffen; er führte sein Reich aus den kontinentalen Grenzen hier und dort heraus, nach Ägypten, nach Afrika, nach Australien; er eröffnete die deutsche Kolonialpolitik, und seine Zollreformen sollten sein Volk für den erweiterten Wettkampf stärken. Dem neuen Zeitalter hat er die Tore noch aufgetan; er selber aber blieb, der Hauptsache nach, durchaus auf dem Boden der kontinentalen Epoche stehen. Da gründete er, nach den ungewissen Schwankungen der siebziger Jahre, nach dem Hervortreten der russischen Eifersucht, von 1879 ab die Sicherheit seines Reiches auf den Bund mit Österreich und dann mit Italien: eine Leistung von weithin bestimmender Wucht. Er wünschte Österreich zu erhalten; die alldeutschen Gedanken lagen ihm völlig fern, er hat ihnen widersprochen bis an seinen Tod. Er hat doch wohl in Wahrheit dem Bestreben, den Frieden zu wahren, dem Grundsatze, daß Deutschland gesättigt sei, nicht nur in stets wiederholten Worten, sondern in vollem Ernste und mit der Tat gedient. Er gewann seinem Reiche innerhalb Europas eine Art von Übergewicht, zum mindesten die volle Unabhängigkeit; mit einer virtuosen Meisterschaft sondergleichen, einer vollständigen Beherrschung all seiner Mittel erhielt er sich, seit ihm sein Zwei- und Dreibund die Flanke gedeckt hatte, zugleich eine Stellung zwischen den Großmächten, mit Rußland in freundschaftlichen Beziehungen, soweit er nur vermochte, gebunden weder gegen Petersburg noch gegen Wien; eine Politik europäischen Charakters, die er, später besonders, in ein gewisses System gefaßt hat, die aber doch in sich selber niemals einen Anflug von Dogmatismus besaß. Auch den Russen hat er, und mehr als einmal, schneidend entgegentreten müssen, auch mit England wußte er, trotz einiger grundsätzlichen Zurückhaltung, sich zu vertragen und sich zu finden; einzig das Interesse der deutschen Macht bestimmte seine wechselnden Handlungen. Und wie die europäischen Verhältnisse ihm in den siebziger und achtziger Jahren die Gefahr neuer Kriege zu wiederholten Malen drohend nahebrachten — eine Gefahr, die jedesmal, wir wissen noch zu wenig: wie? beschworen worden ist —, so verstärkte er unablässig die Rüstung seines Reiches für den Landkrieg: das Heer und damit zugleich die Macht der Monarchie bildete er fort, solange er im Dienste war.

1885 feierte die Nation jubelnd seinen 70. Geburtstag. Neue Richtungen schlug er von da ab wohl nicht mehr ein; in seiner sozialen Politik blieb er auf dem Boden des Ausnahmegesetzes, die Versicherungsgesetze wurden daneben vollendet, die Bewegung der Reform wohl einigermaßen verlangsamt; zu weiterem Entgegenkommen war der große Staatsmann nicht gewillt. Zwischen ihm und einem Teile der Jugend, die zumeist er selber mit sozialen Bestrebungen erfüllt hatte, eröffnete sich ein Spalt. Zwischen ihm und dem jungen Kaiser, der sich als seinen Schüler bekannt hatte, enthüllte sich der Unterschied der Jahre, der Persönlichkeiten, der Ansprüche; Anschauung traf auf Anschauung und zumal Macht auf Macht; es trat zu Tage, daß die Stellung Bismarcks zu seinem alten Herrn so nur zwischen diesen beiden Männern möglich gewesen war. Es folgte die Tragödie von 1890; von sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten, von äußerpolitischen Maßregeln her kam es zum Bruch; tiefverletzt und in grimmiger Trauer zog sich der Fünfundsiebzigjährige nach Friedrichsruh zurück. Dann hat er noch Jahre lang, immer als einer der großen Faktoren unseres Lebens, auf dieses eingewirkt. Er war Deutschland gewesen, und war von der Höhe, in der sein ganzes Dasein geatmet hatte, gestürzt; schon das überwand er nicht. Aber zugleich verteidigte er seine Gedanken, sein Werk gegen alle, auch und zuerst gegen seine Nachfolger in der Macht. Er glaubte seine Schöpfung im Innern und Äußern bedroht; er erhob sich, der alte Kämpfer, dessen Dasein einmal Politik war, zornig und schmerzlich zur Warnung, zur Gegenwehr. Sicherlich in tiefem innerlichem Mißbehagen. Der Drang der Persönlichkeit ging jetzt nicht mehr einfach in derselben Richtung wie die allgemeinen Mächte, die er bisher verteidigt und verkörpert hatte; er, der Monarchist, mußte dem Monarchen widersprechen; manche der Waffen, die er gegen andere geschmiedet und geschwungen hatte, trafen nun ihn selbst. Die Mischung von Groll und Pflichtgefühl, von Anhänglichkeit und Opposition, die Kämpfe, die seine Seele erfüllten: alle die Züge dieses bittertragischen Ringens können wir nur ahnen. Kein Zweifel, daß so mancher der Stürme, die er entfesselte, an den Mauern seines eigenen Baues gerüttelt hat; kein Zweifel auch, daß die Wandlung, die seine spätesten Ministerjahre bereits erfüllt, die

Wendung zur überwiegend negativen sozialen Abwehr, von 1890 ab noch fortgeschritten ist, daß die Gedanken seiner Politik in diesen Zeiten an Leben und Beweglichkeit einbüßten, daß manches an ihm, auch in der auswärtigen Politik, jetzt, wo er nur zu widersprechen und nicht zu handeln hatte, dogmatischer wurde und zur Erstarrung neigte. Der politische Beurteiler mag Nutzen und Nachteil dieser letzten Wirksamkeit des Gewaltigen abwägen und umstreiten. Der Historiker erkennt in allem die Folgerichtigkeit von Bismarcks Art. Es war der Landedelmann, der jetzt erst ganz und gar wieder zum Durchbruch kam, wie in den sozialen Lehren, so zumal in seinem Verhältnis zum Herrscher; der stolze, freie, unbeugsame, der harte und eigenwillige Mann ohne Menschenfurcht und Rücksicht, der seine Meinung auch gegen den Fürsten verficht, und hier zudem mit dem tiefen Bewußtsein, den wahren Vorteil der Monarchie vertrete Er. Alle äußeren Widersprüche seiner Haltung von früher und jetzt, alle Fragen, ob er Recht oder Unrecht hatte, werden durch diese innere Notwendigkeit seiner leidenschaftlichen Natur übertönt. In manchem konnte er die Warnungen, die er nach 1890 erhob, noch selber weiterhin berücksichtigt finden. Die Welt allerdings, der Kaiser Wilhelm II. angehörte, blieb von der seinen, bei vielen inneren Gemeinsamkeiten, die wir stärker spüren als er es tat, doch durch breite Abweichungen getrennt. Vor allem darin hat Fürst Bismarck auch in den neunziger Jahren positiv gewirkt, daß er den Deutschen nach wie vor das Wahrzeichen der Einheit, der Nation geblieben ist; seine Persönlichkeit, seine Vergangenheit, der Kampf, den er weiterkämpfte, hielten ihn stets im Mittelpunkte des nationalen Empfindens. Er wurde brausend gefeiert, auf seinen Reisen von 1892, bei seinem Feste von 1895, er wurde unermeßlich geliebt und bewundert, in heiliger Scheu und heißer Treue blickten die Tausende der Wallfahrer auf den Größten ihres Volkes und ihres Jahrhunderts; er wurde, in aller Einfachheit seines täglichen Lebens, in der Ruhe seines Hauses, in die man hineinschauen durfte, den Deutschen vertrauter, heimischer denn je; er durfte, wie man gesagt hat, bei Lebzeiten die Unsterblichkeit seines Nachruhms empfinden. Einen Genuß oder auch nur einen Trost hat ihm selber all das schwerlich bereitet, ihm fehlte das schaffende

Handeln, und nur Handeln war ihm Beruf und Glück. Er durfte sich sagen, daß er, etwa bei seinem Aufrufe zur nationalen Sammlung wider das Polentum, im Sinne seiner großen Vergangenheit auch jetzt noch Greifbares erstritt, und eine moralische Kraft, die sich unablässig betätigte, blieb er für die andern gewiß. Seine eigene Stimmung aber spiegelte das Buch, das er in den ersten Jahren seiner Einsamkeit seinem Vertrauten diktiert und dann selber durchgearbeitet hat, die „Gedanken und Erinnerungen": das Vermächtnis seines Greisentums, noch immer voll von gewaltigem Leben, reckenhaft in Zorn und Selbstbehauptung, voll von tiefer reifer Weisheit in hundert seiner Mahnungen, packend und belehrend in so vielen seiner Erzählungen; aber freilich nicht nur für seine Vergangenheit so reich an mancherlei Verschiebungen, wie es jedes Memoirenwerk zu sein pflegt, nicht nur überall, auch im Historischen, von der Rücksicht auf die Gegenwart, auf die Lehren, die er verbreiten will, durchdrungen und bestimmt; nicht nur sehr sorgsam abzuwägen, zu prüfen in seinen Anklagen, seinen Verurteilungen, sondern auch in seinen politischen Lehren eben doch immer an der Strömung und den Gesichtspunkten der neunziger Jahre orientiert, so daß man nirgends den ganzen Bismarck, wie er wirklich gewesen war, wie er gehandelt und gedacht hatte, aus dem, was er hier ausspricht, einfach erschließen darf. Wohl aber ist es die ganze Wucht seines Wesens, die hinter dem Buche sichtbar wird: schroff, mächtig, einseitig, in Weisheit wie in Leidenschaft immer derselbe, der Eine, stärker als alle anderen noch er, der Greis, unerschöpflich reizvoll zugleich und tief erschütternd, ein Schauspiel von heroischer Macht.

Unter ihm wandelte sich die Welt. Neue Gedanken und Bestrebungen eines jüngeren Geschlechts, wirre und zukunftskräftige, wollten sich betätigen; seine eigene Art aber blieb über ihnen mächtig, jener Realismus, den er verkörperte, waltete noch überall unentwurzelt vor, auch wenn man ihn angriff und ihn in Bismarck haßte. Der „Altreichskanzler" blieb bis zuletzt, dafür wie für seine umfassende Schöpfung überhaupt, das lebende und immer weiter wirkende Symbol. Die Epoche der nationalen Idee wird keines finden, das sie so allgemeingültig bezeichnete wie er. Auch wo sie bereits weitergeht, als er gewollt hätte, zur Weltpolitik, beruft sie

sich mit gutem Rechte auf ihn: über die Schranken seines eigentlichen Daseins hinaus arbeitet er schöpferisch fort, als der Inbegriff einer Lebensrichtung, in allen zukünftigen Lebenskämpfen seines Volkes gegenwärtig und mitstreitend, zeitlich in sich selber bedingt, aber als Mensch und Staatsmann unsterblich für jede Zukunft; in Eigenart und Geheimnissen seines persönlichen Wesens niemals ganz zu enträtseln, niemals zu vergessen, in seiner Gesamtheit wie Martin Luther einer der Prüfsteine, daran sich die Geister scheiden immerdar.

Was er innerhalb seiner Zeitgenossen unmittelbar gewesen, ist hier verfolgt worden. Das Vorrücken seines Volkes und das Zurücktreten anderer, das innere Übergewicht seines Preußens, die innerliche Umwandlung, die politische, materielle und soziale Dehnung, Erhebung, Bereicherung des Goethischen Deutschlands zu dem Deutschland der Gegenwart: all dieses Neue, mit manchem Verluste und vielem Gewinne, für unsere Geschichte gewaltig ohne Gleichen, für die Menschheitsgeschichte des Jahrhunderts von tiefer und breitester Einwirkung: es ist uns ohne seine mächtige Hand undenkbar und ragt über das Zeitalter hinweg in den eisernen Formen seiner Gestalt.

Kaiser Wilhelm I.

Rede bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg 1901

Es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen des Dankes und der Verehrung sich in so großer Verbreitung kund tun: denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt."

Diese kaiserlichen Worte hat Wilhelm I. dereinst an seinen größten Diener gerichtet. Wir dürfen ihrer heute gedenken, auch wo es sich um ihn selber handelt, den Suverän: denn auch ihm strömt jene Dankbarkeit und Verehrung frei und reich entgegen, nicht nur dem Fürsten, auch dem Manne. Drei Jahre, nachdem er die Worte sprach, haben wir ihn zu Grabe geleitet; wir haben 1897 seinen 100. Geburtstag feierlich begangen; wir haben seitdem von dem Jahrhundert Abschied genommen, das sein Leben erfüllt hatte. Und allüberall im großen Vaterlande grüßen uns die Ehrenzeichen, dem Kaiser errichtet; er tritt uns entgegen in Erz und Stein, auf den Märkten unserer Städte, im Angesicht unserer Fürstenschlösser, er schaut von unseren Bergen weithin über deutsches Land. Auch die Bürgerschaft von Heidelberg hat ihm, im freiwilligen Zusammenwirken der Liebe, sein Standbild in dieser Stadt erhöht: ein Symbol für die allgemeinen Gewalten, die uns schirmen und leiten, und ein Denkmal der Persönlichkeit zugleich. Und alles beste Leben des badischen Landes zeigt sich ihm heute innig verknüpft: das Fürstenpaar dieses Landes ist herbeigekommen, um ihm von neuem Ehre und Liebe darzubringen, dem erlauchten Vater wie dem Begründer des deutschen Staates, ihm, dem es nahegestanden hat wie niemand mehr in unserer Gegenwart; alle Berufs- und Lebenskreise aber haben sich dabei um Euere Königlichen Hoheiten geschart.

Und wir begrüßen ihn alle, den ersten Kaiser des neuen Reichs. Wir empfinden es wiederum in tiefer Seele, was dieser Herrscher und sein Werk, was Reich und Kaisertum unserm Volke, was sie insbesondere dem Volke dieser rheinischen Gebiete bedeuten. Es klingen uns die Worte in den Ohren, die Kronprinz Friedrich Wilhelm vor fünfzehn Jahren in der Aula der Heidelberger Universität ihr zurufen konnte: „daß sie in dem halben Jahrtausend

ihres Bestehens nie glücklichere Zeiten geschaut habe als die, in denen wir leben," die Worte zudem, die ihm damals in diesem selben Saale aus erlauchtem Munde zurückerschollen sind, das Kaiserhoch auf den Behüter des deutschen Friedens, den Träger unserer Macht und Größe. Wir empfinden es, was uns diese Macht bedeutet, schirmend und deckend, leitend und erhebend; wir spüren dankbar und froh den ganzen Flügelschlag des nationalen Stolzes, der unsere Seele freier und weiter und größer macht, die unendliche Dehnung und Adelung unserer deutschen Welt, unserer Weltstellung, unseres Weltgefühles; wir preisen in unserem nationalen Staate die unaussprechlich segensreiche Voraussetzung aller äußeren Kraft und aller inneren Gesundheit, wir spüren es, ein jeglicher in sich selbst, daß wir nicht mehr zu leben vermöchten, daß wir nicht mehr atmen könnten ohne dieses Reich und sein Kaisertum. Und wo ringt sich solch ein Bekenntnis stärker und notwendiger aus den Herzen empor, als an dieser Stätte, wo aller Ruhm und alles Elend, alles Leid und alle Sehnsucht und aller aufwärtsdrängende Kampf unserer deutschen Geschichte aus den Zeugnissen der Jahrhunderte körperhaft zu uns redet in der unauslöschlichen Sprache unserer teuren Ruinen dort oben und aller lebendigen Erinnerungen rings um uns her? An dieser Stätte allgemein-deutschen Lebens, wo seit langem, in den Tagen der tapferen Vorarbeit für Kaiser und Reich wie seit den Tagen der Erfüllung, Nord und Süd sich einig zusammengefunden und, wie es der Kronprinz gerühmt hat, „den schönen Glauben der Volksgemeinschaft" gepflegt und ausgebreitet haben, „der unser Hort und unsere Stärke ist"; hier, wo die Liebe zu dem schönen engeren Vaterlande und seinem lebensvollen und altgetreuen Staate und die zu dem weiten Deutschland sich inniger verbinden konnten als fast irgendwo sonst. Gewiß, die Stadt Heidelberg durfte sich ihr Kaiserbild wünschen und schaffen, wenn eine in Deutschland; und unsere Hochschule — das darf ich wohl aussprechen — wird es freudig preisen, daß Kaiser Wilhelm gerade hinreitet auf sie. Als die Verkörperung des großen Ganzen steht dieses Bildnis künftig in unserer Mitte. Und wir beugen uns vor dieser Verkörperung unseres Reichs: denn es gibt keine, so ganz umfassend, so hoheitsvoll und so rein wie sie. Längst ist es uns so gut wie selbst-

verständlich geworden, daß diese ehrwürdige Gestalt der Ausdruck alles dessen ist, was wir gemeinsam besitzen und ehren: wir müssen uns fast gewaltsam daran erinnern, daß heute vor erst fünfzig Jahren die Welt in zitternder Bangigkeit auf Paris, auf den Staatsstreich des dritten Napoleon, auf den neuen Störer und Lenker des Erdteils sah; wer hätte damals in dem vielgehaßten Prinzen von Preußen in seinem Koblenz den Besieger Napoleons, den ersten Kaiser eines stärkeren Deutschlands geahnt? Und es sind vor wenig Wochen erst 40 Jahre gewesen, daß König Wilhelm sich zu Königsberg, unter dem Mißfallen der deutschen Welt, die preußische Krone auf das Haupt setzte; damals grollte der aufsteigende preußische Verfassungskonflikt; und kurz darauf hat er einem englischen Staatsmanne gesagt, „er selbst werde die Einigung Deutschlands wohl nicht mehr erleben, aber hoffentlich sein Sohn oder Enkel". Kaum ein Jahrzehnt danach, so war er Deutscher Kaiser, und 1881 erklang aus seinem Munde die kaiserliche Botschaft des 17. Novembers über die Welt: er stand auf der Höhe.

So starker Wechsel in so schnellen Wandlungen, in harten Kämpfen, hat dieses lange Leben durchzogen und erhoben, das unser Auge jetzt beinahe anschauen möchte wie einen einzigen, müheloſen, selbstverständlichen Sieg. Es ist Arbeit und Not und Leistung gewesen von Anbeginn an: erst darin ruht für uns Erben sein innerster Wert. Wir schreiten auch heute mit raschem Schritte den wundersamen Gängen dieser Laufbahn nach.

& & &

Aus dem alten Preußen kam Kaiser Wilhelm her: das ist die Heimat seines Wesens geblieben. In dem alten Preußen, als Teile des alten Deutschlands, ist er geboren worden, in dem festen, harten Sonderstaate, dem Beamten- und dem Soldatenstaate, den auch im neuen Jahrhundert immer wieder von neuem der Geist Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen durchweht hat. Zwar schon der Knabe sah das System des alten Absolutismus bei Jena erliegen und aß in schweren Jahren das Brot des Kummers, beinahe der Verbannung; er schaute die Erhebung von 1813

und machte sie mit, er spürte damals den Hauch des deutschen Ideals, der auch seinen Staat ergriff. Und er sah die umgestaltenden Gedanken der Scharnhorst-Stein-Hardenbergischen Reform in dessen Gefüge eindringen; er erlebte das gewaltigste Gesetz des 19. Jahrhunderts, das Boyensche Wehrgesetz, das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht: er erlebte es in seinem eigensten Lebens- und Arbeitskreise. Aber dann trat neben die neuen Antriebe volkstümlicher Reformen in ungebrochener Kraft von frischem das alte Preußentum; neben und über Stein und den Seinigen blieb Friedrich II. der Zukunftsgenius dieses Staats. So standen die Gegensätze in den letzten Jahrzehnten König Friedrich Wilhelms III., in der eigentlich entscheidenden Lehrzeit seines Sohnes. Die alte Zucht, ein Stück von der alten Trockenheit, aber auch die alte Eigenart dieses Gebildes herrschte wieder vor; es war der alte Sonderstaat, der seine besonderen Wege in der Welt zu gehen beanspruchte, abgeschlossen und selbständig, ein europäischer Großstaat noch mehr als ein Teil der deutschen Staatenwelt. Es war ein Staat, von welchem Prinz Wilhelm rühmte, daß er seiner Kleinheit, seiner „körperlichen Schwäche" nachhelfen müsse „durch intellektuelle Kräfte": „und diese", so sagte er, „müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden" — es war ihm der Staat des Geistes und der Waffen. Ihm diente er, in den freilich eng gewordenen Kreisen des alternden Vaters, ein fester Legitimist, und zumal: ein preußischer Offizier. Im Heere stieg er auf; das lernte er völlig kennen und beherrschen, er wurde Fachmann von Grunde aus und gewann sich damit für alle Aufgaben seiner Zukunft das feste klare Maß; zunächst jedoch ergriff er in seiner Armee das Preußentum mit all seiner Wucht und all seinem Ernst. Es war das Heer der allgemeinen Dienstpflicht, und an der hielt er fest: aber er wollte es gleichzeitig weiterbilden; er wurde von frühen Jahren an der vornehmste und sachkundigste Führer einer realistischen, militärischen Partei, die manchen doktrinären Auswuchs aus diesem Volksheer entfernen wollte und die unablässig Verbesserung, aber auch unablässig Verstärkung des Heeres forderte. Er aber forderte sie im Sinne der Macht. Im Hause Friedrich Wilhelms III. war er der Einzige, der den hohen Ehrgeiz seines Staates, den fridericianischen Sinn stolz und un-

geduldig durch die Stille der matten Friedensjahre dahintrug; wohl Schulung des Geistes und Schärfung der Waffen — aber alles im Dienste g r o ß e r Ziele, einer lebendigen preußischen Zukunft. Darin ragte er weit über seine Umgebung hinweg; im übrigen wollte er, und bis auf die Höhe des Mannesalters hinauf, nichts weiter sein als seines königlichen Vaters getreuer wesensverwandter Sohn. So erschien er, das vornehmste Bild eines preußischen Militärs; hoch und straff, gütig und heiter, pflichteifrig und klar; in Antlitz und Wort und täglicher Arbeit schlicht und getreu, von einfach großen Zügen, all sein Wesen verständig-gesund, entschieden, echt, von tiefer Wärme und weichem Herzen — nur in der Stille hinter dem allem ein Zug von unbewußt heroischer Größe des Willens, bereit, einmal hinauszudrängen in die weite Welt der Tat.

Auf diese ruhige Entwickelung aber traf seit seines Vaters Tode, seit 1840, der wirbelnde Strom der unruhigen Zeit, mit ihrem doppelten Streben, dem liberalen und dem nationalen. Lange vorbereitet, in Wirtschaft und Gesellschaft, in Geist und Staat, oft zurückgedrängt und doch niemals bezwungen, brauste die neue Forderung jetzt stürmisch daher. Sie verlangte für die Deutschen die Einheit in Handel und Wandel, und vor allem die Einheit des Staatslebens; nach innen die geordnete Teilnahme der Nation an ihrer Regierung, das längst erstrebte Recht zumal des Bürgertums; nach außen hin, inmitten der großen Völker Europas, endlich auch unserem Volke Achtung und feste Macht. Sie verlangte das alles, nach langen und bitteren Erfahrungen, mit heißem Eifer, mit leuchtendem Glauben an ihr eigenes Recht, im Namen der Nation, des souveränen nationalen Willens. Sie wollte die alten Gewalten unseres staatlichen Daseins hineinzwingen in die neue Bahn; und als aus natürlichem Widerstande und persönlichem Mißverstehen, aus hundert verborgenen Quellen dann die Revolution von 1848 hervorbrach, da sollte alles mit einem Schlage neue Gestalt gewinnen, in Einheit und Freiheit, nach einem einzigen, lebensvollen, leidenschaftsvollen Ideal. Damals wurden ja die Gedanken durchgedacht, Gedanken der Zerstörung und des Wiederaufbaues, Gedanken tragisch notwendiger Ablösung des engeren Deutschlands von dem alten Bunde mit

Österreich, und die neuen Formen für das neue Deutschland — Gedanken, die dann die Zukunft zur Grundlage der Wirklichkeit gemacht hat; aber sie alle noch einseitig, grenzenlos, maßlos: alle aber abgeleitet aus der Allmacht, der Alleinberechtigung des nationalen Willens.

Durchgesetzt worden sind sie später in Kampf und Ausgleich mit den altbestehenden Mächten, unter der Gegenwehr der alten Staaten und lebendiger Menschen, durch die Hand lebendiger Menschen, nicht abstrakt und souverän, wie man sie 1848 gedacht, sondern mit anderen Elementen gemischt, gedämpft, verwandelt. Und der sie als König und Kaiser zum Sieg führen sollte, freilich zugleich sie durchdringen sollte mit der historischen Eigenart seines Wesens und seines Staates, das war Prinz Wilhelm von Preußen, er, der diesen Ideen von Hause aus entgegengesetzt schien und war wie kaum ein anderer sonst.

Sie sind auf ihn eingestürmt und er hat sie lange verworfen und bekämpft; er hat sich ihnen nähern müssen, zuerst da sein Bruder, der neue König, es gebot; er hat sich von ihnen ergreifen lassen, als sie im Sturm des 1848er Frühlings allüberall die Gegner brachen und selbst die Herzen so vieler Widerstrebenden eroberten; er hat die Verfassungs- und hat die Einheitsgedanken charaktervoll und ernsthaft in sich aufgenommen — der Barrikade ein unversöhnlicher Feind, der Notwendigkeit maßvoll neuer Entwickelungen erschließbar, in ehrlicher, innerer Arbeit, in langsamer pflichtgetreuer Prüfung und Umbildung seiner Ideenwelt, seines ganzen inneren Lebens. Er war von jeher ein Deutscher, aber er war vor allem, in erster Reihe, Preuße gewesen. Und da war es nun der immer wiederholte Hergang seines seelischen Werdens und Weiterwachsens, daß er das Neue voller in sich aufnahm und verarbeitete und daß dann doch, stets von frischem, seine Eigenart in allem Neuen sich wiederfand, daß sein Altpreußentum, in verwandelter Welt, in verwandelter Richtung seines eigenen Wollens, doch immer wieder hervortauchte und sich mit allem Neuen, Liberalem und Deutschem, durchdrang. Die Führung in seinem Innern gewann stets wieder diese seine eingeborene Kraft, der heimatliche Kern seines Geistes und seines Strebens; der hat sich in Kaiser Wilhelm innerlich, durch alle Weiterbildungen hindurch,

behauptet und Kaiser Wilhelm hat ihn behauptet und durchgesetzt in ganz Deutschland. Dieser preußische Fürst und Offizier trug in sich selber das Maß für jede Aufgabe und jeden Anspruch des Lebens, die ihm von außen nahten: er fügte sich in die Welt, aber er fügte zugleich dem neuen Weltbilde, das ihm erstand, die Elemente seiner Gesinnungen ein, seiner Monarchie, seines Heerwesens, seiner staatlich selbstbewußten Kraft. Und nur dadurch wirkt ja der historische Mensch, daß er den Notwendigkeiten seiner Zeit ein Eigenes hinzuzubringen hat, an dem er festhält, das er inmitten jener Notwendigkeiten durchsetzt, das er aus seiner Persönlichkeit hinüberführt in die Erscheinungswelt. Dasjenige altpreußische Wesen aber, von dem Prinz Wilhelm ausging, war nicht nur Vergangenheit. Es blieb auf Wirksamkeit und Tat gerichtet, es war erfüllt von jenem Glauben an die Bestimmung, an die Größe seines Staates; der Prinz von Preußen zog 1849 aus dem Mißlingen der deutschen Revolution die positive Folgerung: wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern. Das blieb die Sehnsucht und die Kraft seiner eigenen Zukunft.

Und dafür hat er gearbeitet, unabgelenkt, in den Jahren der Enttäuschung. Er stand von 1850 ab in stiller und offener Opposition; er verschmerzte die Demütigung seines Staates, den Tag von Olmütz, nicht. Er schuf an der Heeresreform; er gewann seinem Heere schon damals die dreijährige Dienstzeit zurück. Und als ihn dann 1857 die Erkrankung König Friedrich Wilhelms zum Lenker Preußens machte, da ging er den Aufgaben der neuen Zeit mutig zu Leibe, mit ihren Mitteln, vielfach in ihrem Geiste, aber im Grunde doch immer er selber, der Hüter und Wahrer der Eigenart seines alten Staates. Er hat von 1858 ab in bewegten Jahren der preußischen und der deutschen Welt bedeutungsvollen Anstoß gegeben; er sprengte die Eisdecke der Reaktionszeit, er brachte nach seiner Art, bedächtig, aufrichtig, mit vornehmer Selbstlosigkeit und tiefem Ernste, die stockenden Probleme in Fluß. Er ließ sich wohl hemmen durch die furchtbare Schwere der Verantwortung: denn die deutsche Frage lösen hieß doch den Krieg mit Österreich wagen, es hieß die alte Legitimität zerbrechen, es hieß, die eigene Krone, den eigenen Staat, es hieß alles an alles setzen. Auf einem Gebiete hat er selber bereits das Notwendige

bis an das Ende vollbracht: er reorganisierte das Heer, vergrößerte es, beseitigte endlich alle die gefährlichen Mängel, die sein sachkundiger Realismus seit Jahrzehnten erkannt und angegriffen hatte: er war hier der Bahnbrecher und der Vollender zugleich, er setzte hier die Ziele und er entschied über die Mittel aus tiefster Kenntnis heraus, es war seine eigenste Tat, und alles, was fürder geschah, ruhte auf dieser Heereserneuerung. Und überall öffnete er selber dem kommenden, großen Jahrzehnt die Wege; von 1858 bis 1862 hat er im unmittelbarsten Sinne selber regiert, selber geschaffen. Aber gegen die Heeresreform erhob sich der politische Widerstand, und die tragische Wirrnis des preußischen Konfliktes begann. König Wilhelm sah genau, worum es sich handelte: um den Fortbestand der königlichen Vorgewalt in Preußen, um den Lebensnerv des altpreußischen Staates. Und er sah zugleich, daß diesem Staate die große Arbeit des Kampfes um Deutschland heraufstieg. Er hatte von 1858 ab die Dinge persönlich geführt. Auch den furchtbaren Doppelkampf, der sich jetzt aufzwang, auszufechten hat er, nach schmerzhaft schwerem innerlichem Ringen, er der Tiefbescheidene, der 65jährige, der sich als Sohn einer vergangenen Epoche empfand, zuletzt dennoch beschlossen, in königlichem Entschluß: er hat ihn ausgefochten, aber nicht mehr er allein; er hat ihn als Herrscher ausgefochten, als Staatsmann — wie bis zum September 1862 — nicht mehr. Er ist der Herrscher geblieben, auch als er die riesenhafte Aufgabe, das zu bezwingen, was nun auf Preußen eindrang, in die Hände des Staatsmannes legte, des Genius, den ihm sein Schicksal wies, des Gewaltigsten, den die Geschichte des vergangenen Jahrhunderts kennt: er hat ihn berufen, er hat ihn ertragen und ihn gehalten, er hat, in starker Auseinandersetzung und starkem Ineinanderwirken, mit ihm zusammen gekämpft und gelitten und gesiegt. Er hatte Roon neben sich gestellt, den Tapferen und Getreuen, seinen großen Kriegsminister, der ihm half, das Heer umzuschaffen, und ihm half, die Krone festzuhalten im Beginne des inneren Sturmes; er hat mit Bismarck den Bund geschlossen in jener weltgeschichtlichen Stunde zu Babelsberg; er hat Moltke die Bahn seiner Schlachten aufgetan: die größte Zeit unserer neuen Geschichte, von der höchsten Wirkenskraft unvergleichlicher Männer herbeigerufen

und durchstritten, brach an. Und zwischen ihnen allen, wie sie so reich und machtvoll selten derselbe Lebenskreis vereinigt hat, blieb König Wilhelm allezeit der Herr. Er hat in alles eingegriffen und nie auf die oberste Leitung verzichtet: er hätte es nicht gekonnt; er hat die letzte Verantwortung stets für sich beansprucht und sie ganz durchgekämpft; er hat mit jenen und mit sich selber gerungen, bis er ganz klar war; er hat in fester Weisheit zwischen ihnen ausgeglichen, wo ihre starke Leidenschaft sie gegeneinander stieß, er hat die oberste Ordnung gebildet und festgehalten inmitten des Wetteifers naturgewaltiger Menschen; er hat die Kreise der anderen auseinandergehalten und alle Tätigkeiten allein in seiner eigenen Entscheidung gipfeln lassen, Staatslenkung, Heeresverwaltung, Strategie: nur e r vereinigte alles in sich, es blieb über allem ein höchster Wille bestehen. Über den ragenden Großen behauptete sich so Seine schlichte und königliche Natur: in sich selber von keiner Mißgunst berührt, von keiner Empfindlichkeit jemals dauernd gestört, der eigenen lebhaften Erregbarkeit immer bald wieder Meisterin, stets ihres auf das Sachliche gekehrten Adels, stets ihrer klaren Majestät, ihres göttlichen Auftrages sich einfach bewußt — eine Vereinigung von leitender Seelengröße, die sich selber und die heilsame Einheit der Taten unverbrüchlich wahrt, mit der Schöpferkraft drängender Genialität, wundervoll wirksam und wundervoll anzuschauen: schon allein als historischer Anblick so groß und zugleich so rein. Die Ungeduld der suveränen Streiter, die wahrlich natürliche Leidenschaft des heißen Augenblicks klingt wohl hinein; aber sie ist stets wieder verhallt, und Weisheit und Versöhnung, ein erhabener Einklang sind immer das letzte Ende. In diesem Verhältnis zu seinen Paladinen hat König Wilhelm die ehrwürdigsten Eigenschaften seines persönlichen Wesens entfaltet. Fürst Bismarck selber hat ihn mit dem Worte aus dem Lear gefeiert: „Jeder Zoll ein König", und die vielfältigen Beteuerungen in Bismarcks Briefen, die dem stolzen Manne sichtbarlich aus tiefster Seele hervorgequollen sind, umschreiben seinem Herrscher gegenüber stets von neuem das andere Wort, das der verkleidete Kent dort zu seinem König spricht: „Es ist etwas in Euch, das ich gern Herr nennen möchte". „Und was ist das?" „H o h e i t!"

In reiner Hingabe und Ehrfurcht, in wahrhaftiger persönlichster Liebe gipfelt schließlich das Empfinden all dieser Großen zu ihm — am Ergreifendsten das des eisernen Kanzlers selbst; und ein Besitz für immer bleibt seinem Volke gerade dieses menschlich vornehme Bild, das Kaiser Wilhelm ihm hinterlassen hat, wie um den Einen sich die Schar seiner mächtigen Diener schließt, in letzter und höchster Einigkeit; und all der Reichtum hoher Menschen, der ihn mitschaffend umgibt, aus seinem eigensten Hause, aus dem deutschen Fürstenstande, und all der Mitarbeiter weit hinaus in Heer und Nation.

Wo aber wäre aus diesem Kreise die eigene Wirksamkeit Kaiser Wilhelms hinwegzudenken? Am Inneren und Äußeren, an Politik und Krieg ist er beteiligt mit handelnder und ausschlaggebender Kraft. Wir wissen wohl, es ist ihm schwer geworden, all die Daseinskämpfe auf sich zu nehmen, 1864, 1866, wie 1870 und 71. Es ist ihm schwer geworden, sein konservatives Gefühl und sein Verantwortungsbewußtsein der Notwendigkeit des deutschen Krieges zu beugen. Es ist ihm bitterschwer geworden, den Stolz seines Daseins, den preußischen Königsnamen, die preußische Sonderart aufgehen zu lassen im deutschen Kaisertum, im neuen Reich — war es doch eben seine eigenste Leistung gewesen, daß er, seinem Kanzler darin ganz wesensverwandt, seinen Sonderstaat wirklich gegen die nationale Souveränität der 1848er Gedanken behauptet und die alte preußische Machtpolitik von neuem hinausgeführt hatte. Nun mußte er Abschied nehmen von diesem Höchsten und Liebsten aus seiner angestammten Welt. Er hat sich in herzerschütterndem Kampfe, in Schmerzen und Gebeten überwunden und hat sein Altpreußentum hingegeben für die Nation. Eine Selbstüberwindung, die auch ihre Ehrfurcht heischt, und deren Schwere wir preisen sollen: kostbare Gewissenskräfte sind so mit eingemauert worden in die Fundamente unseres Reichs. Und wenn König Wilhelm sich die Taten schwer abgerungen hat nach seiner getreuen Art: wie hat er dann auch dem einmal gefaßten Entschlusse alle seine Kräfte restlos hingegeben, wie war die Tat dann einheitlich, folgerichtig, fest, so daß Ein majestätisch großer Zug durch alle die dreißig Jahre der Regierung dieses gewissensstarken Mannes geht. Wie war er zuverlässig in einem heroischen Sinne:

denn wo in aller Welt ist die Staatsform und ist die Persönlichkeit, die einen Bismarck über ein Vierteljahrhundert hindurch ununterbrochen in der Macht, an der Spitze der Geschäfte, gelassen hätte, wie diese Monarchie und dieser Monarch, der doch Monarch war in allen Fasern seines Wesens? Und vollends im Kriege! Wer vermag sich die beispiellose Einheitlichkeit unserer Heerführung vorzustellen, im Kriegswinter 1870 zumal, in einem neugebildeten, weithin zerstreuten, vielköpfigen Heeresorganismus, wie es der der Deutschen damals war, ohne die unbedingte Einheit und Sicherheit der obersten Leitung durch ihn? Ja, mehr noch: alle Sturmeskraft der stolzen Offensive, die diesen Feldzug durchweht hat von Weißenburg bis nach Le Mans und Pontarlier, war sie nicht mit den hundert geheimnisvollen Fäden, die den Feldherrn und sein Heer miteinander verknüpfen, an die Person dieses obersten Feldherrn gebunden? Strömte sie nicht lebendig von ihm hernieder auf das ganze Heer? Der unbedingte Wille zu siegen, die kostbare Frucht seiner militärischen Jugenderfahrungen und eines langen, reichen, unendlich fruchtbaren militärischen Lebens, und die Frucht zugleich seines Charakters, seiner Furchtlosigkeit und Mannhaftigkeit — dieser Wille zu siegen, in dem er mit seinem genialen Strategen so völlig Eins war, der ist doch die eigentliche Seele unserer Erfolge gewesen, und Kaiser Wilhelm, der große Soldat, der Heereskönig, ist ganz gewiß nicht nur dem Range nach der erste gewesen unter den Siegern unseres heiligen Kriegs.

Wir wissen es alle, was dieser Krieg uns vollendet hat; wie nach allen Opfern des Blutes und der Überlieferungen die Einheit aus ihm emporstieg, die wir heute und immer feiern, wie auf das ehrwürdigste Haupt, das über Deutschland walten konnte, die Kaiserkrone herniedersank; ich habe hier nichts zu sagen von der Weihestunde des 18. Januars. Und wir wissen es, aus dem Vierundsiebzigjährigen wurde ein Neunziger. Und er war nun der Kaiser. Inmitten des flutenden, immer breiteren, immer wirreren Lebens einer verwandelten Zeit blieb er der Alte und blieb doch ihr lebendiges Oberhaupt. Er blieb der Preuße und wurde nun doch völlig zum Deutschen, er hatte die besten Kräfte seines Wesens in die deutsche Welt überführt und fand in dieser jetzt sich selber wieder; er hütete und mehrte die Einheit und wachte doch über

dem Rechte eines jeglichen Suveräns und Staates; er ließ die Dinge wachsen und reifen und sah noch selber die Scheuern sich reicher und immer reicher füllen. Er regierte ein Jahrzehnt hindurch mit den Gewalten der neuen Epoche, und schritt dann, als Achtzigjähriger, mit seinem Kanzler zusammen, noch einmal auf neue Bahnen hinüber. Er ging mit ganzer Seele an das Werk weitausschauender sozialer Reform; er lebte in allem mit, in allen Sorgen der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, religiösen Krisen der 1870er Jahre, in der Umwendung der inneren Politik, in den Wandlungen und Erweiterungen der deutschen Weltstellung, sowohl in Europa wie jenseits der See. Er lernte unabläßig fort und freute sich am Lebendigen; und wo wir nur je in das Getriebe an der Spitze unseres Staatslebens hineinblicken können, da finden wir den Kaiser von 1875 und 1885, in inneren und äußeren Fragen, doch wohl noch immer so unmittelbar beteiligt wie einst den König seines ersten Jahrzehnts: er blieb auch jetzt, mit seinem großen wirkenden Staatsmanne im engsten Bunde, doch der Monarch. Und dem greisen Helden strömte jetzt die Liebe, die Ehrfurcht, der Dank seiner Deutschen brausend entgegen; er wurde die Verkörperung des Sieges und nun des Friedens, die Verkörperung der Einheit und der Macht; mit sagenhaftem Glanze und doch so menschlich schlicht leuchtete sein weißes Haupt über der Nation. Ein jeder von uns liebte ihn und traute auf ihn; ein jeder strebte zu ihm hin und wollte ihn sehen, ihm huldigen, ihn grüßen. Er trat bei seinen Gedenkfeiern — dem 80., dem 90. Geburtstage, dem 80. Jahrestage seines Eintrittes in das Heer — mit herzlicher Bescheidenheit und doch mit Worten von monumentaler Größe vor sein Volk. Wie groß der Rückblick, den er 1887 auf jene acht Jahrzehnte der Heeresgeschichte warf, der Blick, der von den alten Niederlagen und Siegen seiner Jugend sich bis auf die Höhen von 1870 erhebt, der Dank an seine geliebte Armee, das Bekenntnis zu ihrem Geiste, der sein Geist war; wie erschütternd groß der Abschied von dem Treuesten der Treuen, von dem sterbenden Roon, den sein Kriegsherr an seinem letzten Lager besucht: er spricht leise zu ihm, dann hebt er seinen Arm, der noch von der Kugel des Mörders gelähmt war, aus der Binde heraus und weist nach oben: Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie

finden viele! und im Nebenzimmer drückt er das Tuch vor die nassen Augen und schluchzt.

Uns steht er vor der Seele, wie er damals war: noch immer der Erste seines Volkes in Waffen; arbeitsam bis an die letzte Stunde, stattlich und gütevoll, schlicht und fromm; rüstig bis in die höchsten Jahre hinein, und schon seit Jahrzehnten seines Endes gewärtig. Wir lesen seine Bekenntnisse aus einsamer Neujahrsnacht, Rückblicke auf das, was er erlebt hat, was ihn erhob und schmerzte, mild aber entschlossen im politischen Urteil, stets voll ergreifender Demut gegenüber seinen Siegen, und immer des Gefühles voll, daß er nur ein Werkzeug sei in höherer Hand: er lebt im Angesichte der Ewigkeit.

Und dann seine letzten Lebensnöte und sein Tod. Was bei dem majestätischen Begängnisse in der Winterkälte des 1888er Märzes, was bei der Aufbahrung des toten Herrschers in seinem Dome, gegenüber seiner Siegesstraße zu Berlin, seine Kampfesgenossen empfanden, das komme — denn dieses Bild und dieser Klang gehört zu seinem Gedächtnis! —, das komme auch in diesem Saale, besser als der Historiker es sagen könnte, durch den Dichter[1] zu Worte, der sein Offizier gewesen war.

. . . Noch einmal auf Knieen vor ihm will ich liegen,
Meine Stirn an die purpurne Ruhstatt biegen.
Bei Gravelotte, spät war die Stunde,
Der König! rief es in weiter Runde,
Und jauchzend hemmten wir seinen Zügel,
Bedeckten mit Küssen ihm Hand und Bügel.
Die Sonne in sinkender Abendflut
Umrahmt seinen Helm in Gloriaglut,
Sein Auge tropft, seine Lippe bebt —
Mit ihm, mit ihm hab' ich's durchgelebt.

[1] Detlev von Liliencron, In einer Winternacht.

Das ist Kaiser Wilhelm.

Und so tönt es wohl auch heute noch durch die Herzen derer, die ihn gekannt und nahe geschaut. Aber auch durch die unseren, der Entfernteren, der Jüngeren, tönt es nach. Wir brauchen nicht der Reflexion, um ihn zu fühlen, wie er war: den Mann des alten Preußens und des alten Deutschlands, und uns vertraut, als stünde er, ein Lebendiger, noch immer mitten unter uns; war es uns doch, als er starb, als stürbe jedem deutschen Hause der Vater. Vertraut und unmittelbar verständlich klingt auch uns sein Wort aus seinen Briefen, aus den Jünglings- wie aus den Greisentagen, entgegen, altfränkisch und doch schwungvoll, sachlich und warm, echt, kräftig, ergreifend: wer ihn da sieht, der hat ihn lieb. Aber indem wir ihn so menschlich vor uns schauen, da wächst er uns doch zugleich empor. Nicht in die Höhe unberechenbar schaffender Genialität — und doch in das menschlich Große, ja in das menschlich Ewige hinauf, in seiner sicheren Tapferkeit, in der Erhabenheit ehrwürdigsten Herrschertums. Und in dem einfachen Manne erscheint uns, aus dem Persönlichen zum Sachlichen gesteigert, eine historisch unsterbliche Macht: wir fühlen es, als solche wird er dahinragen über kommende Jahrhunderte, der Ausdruck einer Zeit und eines Ideals. Ich habe sein Standbild ein Symbol seines Werkes zugleich und ein Denkmal der Persönlichkeit genannt: beides ist dasselbe, das eine geht in das andere über. Er ist und bleibt uns Er selber, — und er ist uns der Inbegriff von Siegen, auf denen wir stehen, von Kräften, deren Fülle noch ringsum unsere Gegenwart durchwirkt. All das, was er wollte und war, ist rings um uns her lebendig: Einheit und Monarchie und Heer, die Zucht des Staates und des Charakters. Sein altes Preußen hat sich mit deutschem Wesen durchtränkt und seine Eigenart erweitert, aber es hat auch Deutschland durchtränkt mit sich. Wir streben weiter, über Wilhelms I. begrenzte Zeit hinaus; neue Aufgaben, neue Horizonte, neue Besonderheiten erwachsen einem jeden neuen Geschlecht — aber unser ganzes Dasein ist noch und bleibt noch durchdrungen von seiner Erbschaft: wir bedürfen jener Kräfte noch, die er geführt hat und die er darstellte, immer von neuem, heute und alle Tage.

Und über alle Endlichkeit hinweg, über den unmittelbaren

Kampf hinweg, den seine Gestalt noch unter uns mitkämpft: ja! er bleibt uns ein Symbol: der Ausdruck wirklich für das, was den Deutschen gemeinsam ist, was wir halten, wahren und mehren möchten, der Ausdruck deutschen Wesens, wie wir es erwünschen, der Ausdruck deutscher Macht und Größe an sich. Wir empfinden ihn als ein kostbarstes Stück der gemeinschaftlichen Habe unseres Volkes, als etwas, das uns zusammenschließt und das uns aufwärts weist; aus seinem Namen und seinem Gedächtnis quellen uns Wärme und Liebe und Vertrauen entgegen; er ist uns etwas, dem einzelnen und der Nation, er ist es dem heutigen Geschlechte und wird es sein für Kind und Kindeskind — etwas Reines, Starkes, Erhebendes, das unverlierbar bleibt. So trete denn sein Erzbild unter uns, wie der Künstler es uns geformt hat, als eine belebte und lebenschaffende Gewalt! Wir werden ihn vor Augen haben, heute und immer wieder, als den Kriegsherrn, wie er an festlichem Tage durch seine Truppen und durch sein Volk dahinritt, würdig, einfach, in Majestät; umrauscht von dem Hauche unsterblicher Vergangenheit, von dem Zuge des klaren und großen Willens, der in ihm war, von aller selbstlos schlichten Hoheit seiner Natur. Und so bleibe er unter uns, sammelnd, tröstend, mahnend in Stunden künftiger Not, der Mann der Treue, der die Treue aufruft für sein Angedenken und für sein Werk, der Mann der Pflicht, der Selbstbeherrschung und des Gewissens, der Mann der festen Kraft und des heldenhaften Mutes. So bleibe er unter uns, ein Wirkender für und für; und die Hand, die sein Erzbild über diese Stadt und dieses Tal ausstreckt, mit der Gebärde des Grußes und fast des Segens, — ströme sie Willen und ströme sie Segen aus, Segen über unser Vaterland und über all seine Zukunft!

Albrecht von Roon

Seine Persönlichkeit und seine geschichtliche Stellung

Zum 100. Geburtstage 1903

Am 30. April 1903 sind es hundert Jahre geworden, daß in einem kleinen hinterpommerschen Dorfe der große Kriegsminister Wilhelms I. geboren worden ist. Man wird in diesen Wochen Roons bei uns stärker gedenken als es wohl sonst geschieht. Denn mancher wird die Erfahrung gemacht haben, daß von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, die man dereinst, von 1866 an, nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, dieser, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, wenigstens dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden ist: man kann fast von einer Art von Vergessenheit reden. Woher stammt sie? Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch-nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den unser Verfassungsleben durchgemacht hat: noch heute erhebt sich gegen den Kriegsminister des preußischen Konfliktes gelegentlich, sogar bei Historikern, Abneigung und Tadel. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen: man sucht und kennt ihn weniger. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung, die mittelbare wie die unmittelbare, erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres 19. Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat: aus der Mischung der beiden ist unser heutiges Wesen entstanden. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: es ist durchtränkt worden mit organisatorischer und zusammenfassender Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlichkeit, und durchtränkt worden mit Realismus. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten; kein Faktor hat auch darin so stark wie der preußische gewirkt. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes

und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Fürst Bismarck gewesen; auch für die große realistische Bewegung, die in allem, in Wissenschaft, Kunst und Technik, in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, in der gesamten Denkweise der Menschen durch dieses Jahrhundert hinflutete, bleibt sicherlich er der monumentalste Ausdruck und der wichtigste Führer. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt, auch wenn sie nur auf diese weitesten Zusammenhänge und auf die höchsten Höhen blickt, Albrecht von Roon finden. Von jenem preußischen Wesen vertrat er, der Offizier und Organisator, eine besondere, wenn man will eine besonders einseitige Art, aber sicher eine seiner leitenden schöpferischen Kräfte. Keiner, der das vergangene Jahrhundert verstehen will, kommt um die volle Würdigung dieser Kräfte herum. Und erst in den Taten Roons, in der lebendigen Einzelpersönlichkeit sind sie zur unmittelbaren Wirkung gelangt. Auch um Roon selber, eckig und mächtig wie er inmitten der Strömungen seiner Tage stand, wird keine Betrachtung ihrer Geschichte herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Zwar: was er in Deutschland *geschaffen* hat, ist uns noch heute in vollem Sinne modern; wie er *war*, erscheint er selber heute überwiegend als der Mensch einer vergangenen Generation. Dennoch gebietet und belohnt auch das Persönlichste an ihm die Aufmerksamkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Wir können ihm in die Seele blicken wie wenigen. Die Erinnerungen an ihn, und zumal der Schatz seiner eigenen Briefe, die sein ältester Sohn in den „Denkwürdigkeiten" zu Roons Leben zusammengefaßt hat, bilden eines der kostbarsten Zeugnisse zur hohen Geschichte der Epoche, und darüber hinaus, das darf man wohl sagen, eines der schönsten Zeugnisse eines Menschenlebens überhaupt: es ist durchaus und für jeden ein ergreifendes Buch. Den Mann, der da redet, wird in seiner knorrigen und rauhen, seiner warmen, treuen und zähen Art schwerlich jemand idealisieren: aber wer Augen hat, zu sehen, der gewinnt ihn lieb und hält ihn auch innerlich fest. Der Historiker jedoch, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein.

Albrecht (oder wie die Familienbriefe ihn nennen: Albert) von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Calvinisten im 16. Jahrhundert aus Holland ausgewandert, sie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt am Main gelebt, spätere Generationen wandten sich nach Frankfurt an der Oder und wurden preußische Beamte und Offiziere. Man spürt in dem Feldmarschall leicht ein altcalvinistisches Element. Ob er sein Wesen von den väterlichen Vorfahren ererbt hat, möchte ich dennoch nicht entscheiden. Mindestens war sein Vater von völlig anderer Art: ein stattlicher, leichtfertiger, abenteuernder Mann, ein Frauenverführer, früh mit seinen Kräften zu Rande; die schwache und schwächliche Mutter lebte mit ihm in unglücklicher Ehe; beide sind sie in früher Kindheit des Sohnes aus dessen Dasein ausgeschieden. In höchst unerquickliche Verhältnisse hinein ward dieser (30. April 1803) in dem Dorfe Pleushagen bei Kolberg geboren. Er hat die Stätte seiner ersten Jahre später geschildert: das Gutshaus, dem Strande nahe, die Dünenhügel, das Schlummerlied, das ihm „die brüllende Brandung" der Ostsee sang. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeister war zugleich Dorfschneider und komische Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die verwitwete Majorin und frühere Oberhofmeisterin von Borcke, eine geborene v. d. Osten, aus wohlhabendem hinterpommerschem Land- und Dienstadel, eine strenge, energische und stolze Frau; inmitten der französischen Besatzung brachte sie in dem belagerten Altdamm am 3. August 1813, dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III., tapfer am geöffneten Fenster ihr Königshoch aus. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerst festen, geregelten Ernst; er meinte noch als Siebziger, daß er ihr sehr viel zu verdanken gehabt habe; ihr Beispiel sei ihm unvergeßlich geblieben. Auf ihr Wesen am ehesten scheinen die Grundzüge des seinigen zurückzudeuten. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; er machte damals die Wechselfälle jener Belagerung durch, wurde selber einmal leicht verwundet; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachsinn. Eine harte Kindheit, die ihren Einfluß wohl üben mußte — zerstörenden oder stählenden, je nach

dem Stoffe, auf den sie traf. Auf Roon hat sie vielleicht härtend gewirkt, verhärtend nicht, und niederdrückend erst recht nicht. Und nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter, die Franckenberg, später die ihnen nahverbundenen Blanckenburg auf Zimmerhausen, nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. In harter Zucht, auf einem dürren Kulturboden, hat er dort seine erste folgerichtige Ausbildung genossen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Er wies ihm auch den Freiheitsgedanken der neuen Zeit gegenüber, die den 1818 — und zwar, mit seinen Kameraden zusammen, auf großen Leiterwagen! — in die entfernte Hauptstadt Übergesiedelten im Berliner Kadettenkorps verwirrend berührten, den einfachen Weg und mahnte ihn zur Zurückhaltung und inneren Selbständigkeit. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Freilich die Kosten eines Besuches bei den Verwandten oder gar die der militärischen Equipierung machten jedesmal Sorge, er mußte auf den Pfennig sehen; aber er besaß doch in Zimmerhausen für sein Herz eine Heimat, und stieg im Dienste mählich empor. Er wurde 1821 Leutnant; er lernte nachher im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule, die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie, und hörte zugleich an der Universität, er trat hier wie dort zumal Karl Ritter dem Geographen nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn" nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon"; aber er nahm auch an ihren Kampfspielen und an ihrem persönlichen Leben gerne teil.

Und er gelangte, an der Hand pädagogischer Arbeit für sein militärisches Lehramt, zu literarischer Tätigkeit, die für viel weitere Kreise fruchtbar wurde: er schrieb (1832—1844) eine Anzahl geographischer Werke, zwei Lehrbücher zumal, die weiteren „Grundzüge" und die engeren „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde"; man kannte und benutzte sie lange als den „großen und kleinen Roon". Sie alle standen auf Ritterschem Boden und wollten es nicht anders: schöne, ernsthafte, inhaltreiche und weitausgreifende Arbeiten von historisch-geographischem und zudem von militärisch-geographischem Zuge. Man sieht den künftigen Minister hier mit Vergnügen über Staat und Staatslehre handeln; die Selbständigkeit der Forschung tritt wohl hinter die geschickte und kräftige Zusammenfassung der Lehren seines Meisters zurück, aber das Gesicht Roons blickt überall charaktervoll hindurch; er urteilt sehr bestimmt und positiv, einigermaßen dogmatisch, er spricht als Christ und Monarchist, er preist gegenüber der modern-konstitutionellen die eigentliche, sei es absolute, sei es ständische, Monarchie — die andere ist nur verhüllte Republik. Die geistige Luft des alten Preußens und auch die der großen Wissenschaft seiner Tage weht durch Roons Buch, aber geschrieben hat es ein Praktiker, der die Dinge sicher ordnet und verwertbar macht und allen Stoff in den Dienst einer geregelten und bekenntnisfrohen Gesinnung stellt.

Wie Moltke also ist Roon groß geworden: ein gut Teil geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit vereinigt sich mit der militärischen, und die Honorare, die nicht eben fett sind, helfen doch auch wirtschaftlich nach. Einmal (1832) trat angesichts der niederländischen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwischen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalstabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsschule. Und Reisen, die mit der Generalstabsarbeit zusammenhingen, führten ihn einmal, im Jahre 1834, in Hinterpommern, in seines Neffen Moritz von Blanckenburgs Gesellschaft, dem jungen, neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zu; sie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Besuche von Verwandten, in dem schlesischen Pfarrhause von Großtinz, in der achtzehn-

jährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Nach einjährigem Brautstande sind sie — auf eigenem Schimmelgefährt — frohmutig in die Welt hinausgezogen; dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten, und die Briefe an sie begleiten seitdem in immer gleicher Wärme und Treue seinen Lebensweg.

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Gleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter militärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritte in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III. Ich habe es hier nicht zu schildern, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln, in der bescheiden engen, so fruchtbaren und dennoch matten Friedensarbeit dieses stillen Vierteljahrhunderts, das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königtums; auch nicht zu schildern, wie die Blüte unserer großen Literatur verwelkte, die unserer großen Wissenschaft sich entfaltete und verwandelte; wie im außerpreußischen Deutschland, unter dem Drucke der Restaurationszeit, das politische Leben seine bittere Schule durchmachte, der Liberalismus emporkam und sich aus- und umformte, wie alle die großen Fragen der Nation, die Fragen der Freiheit und dann auch der Einheit, immer wieder aus allen Nöten und aller Niederhaltung emportauchten, immer erkennbarer und immer dringender wurden; wie sich um den preußischen Mittelpunkt

seit 1827, im Zollverein, im werdenden Eisenbahnsysteme, langsam ein neues Deutschland fügte. Überall reisten neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Mittelstand, der sich allmählich durch Deutschland hin ausglich und zusammenschloß, das Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen, noch vielfach unreif, gequält, verbittert, durch die Schuld der Regierungen und manchen Mangel der Verhältnisse wie seiner selbst. Das, worauf es hier hauptsächlich hinzuweisen gilt, ist die besondere Schwierigkeit, die der Erziehung unseres Volkes zum staatlichen Leben ohnehin im Wege stand: der wesentlich unpolitische Charakter der besten und höchsten deutschen Bildung. Wie er entstanden war, ist hier nicht einmal zu streifen; aber vorhanden war er in dem Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte überall; man weiß, wie er unsere große Dichtung und Philosophie durchwehte, wie das Denken unserer Literaturzeit, auch wo es dem Staate näher trat, doch in seiner ganzen Richtung, seiner Methode unpolitisch war, idealistisch-allgemein bis zur Ideologie; wie das Allgemeine, das Geistige, die Theorie die Führer unserer Bildung und ihre Jünger beherrschte und auch das politische Interesse der neuen Zeit noch lange durchdrang und färbte. Und ich sprach eingangs von jener gewaltigen Wandlung, die über dieses Deutschland des alten Idealismus zum mindesten seit den dreißiger Jahren hereinbrach, deren erste Stadien Heinrich von Treitschke uns noch packend dargestellt hat, das Vordringen der realen Kräfte in Wirtschaft und Politik, in Literatur, Kunst, Philosophie, in allen Zweigen der Wissenschaft, die beginnende materielle Bereicherung des Lebens, Denkens, Wollens. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideale des allumfassenden Menschentums und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, von der Theorie zum Greifbar-Wirklichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Der gleiche Gang der Entwicklung aber ist innerhalb der Geschichte des preußischen Heeres nachgewiesen worden: hier wirkte

er besonders früh und besonders stark. Und hier stellt sich uns neben die bürgerlich-liberale Welt, die soeben als die eine Trägerin des Neuen in Deutschland gekennzeichnet worden ist, und die auch in Roons Leben immer wieder bedeutsam hineinragt, eine andere, eigene, von bedeutsamer Zukunftkraft auch sie: die altpreußische, die preußisch-militärische, bestimmt, mit jener ersten zu ringen, sich schließlich mit ihr zu vereinen und zu ergänzen, sich siegreich, und doch nicht allein, im allgemein-deutschen Wesen der neuen Zeiten zu behaupten.

Auch in diesem preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon. Die Umgebung, durch die wir Roons persönlichen Lebensgang ein Menschenalter lang verfolgt haben, beschäftigt uns hier nach ihrer sachlichen historischen Stellung.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit, dessen Werk und Wesen und weite Zusammenhänge wir jetzt aus Friedrich Meineckes glänzender Biographie bis in die Tiefen hinein kennen, Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht, mit seiner Linie und Landwehr — auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II., und ein Phantast war er wahrlich nicht. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, dem Ostpreußen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusamenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm neben der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie

sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne, unberührt von allem Aristokratischen, mit dem er überall im Streite lag, von allem Kastenmäßigen; die Berufsoffiziere wünschte er ihr fernzuhalten. Boyens Leistung war ebenso wirksam wie sie in sich selber ehrwürdig war; man hat sein Wehrgesetz mit gutem Grunde das größte Gesetz des 19. Jahrhunderts genannt; alle Teile seiner Schöpfung, das hat Meinecke dargetan, bilden eine psychologisch festgefügte, innerliche Einheit. Freilich, seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt, und man kann behaupten, daß Boyens starre Treue gegen sich selbst an diesem Sturze und seinen bösen, sachlichen Folgen doch auch nicht ganz unschuldig war. Und auch seine militärische Gründung war von gewissen technischen Mängeln nicht frei, die aus seinem Ideale und den Zeitbedingungen begreiflich, aber doch unbestreitbar sind. Er hat Preußen mit der Zucht und Volkskräftigkeit der Wehrpflicht durchdrungen, das Volksleben mit dem Heere, das Heer mit dem Volksleben: aber von Anfang an war die Landwehr zu groß, zu abgetrennt vom Feldheere, in ihrem Offizierkorps wie ihrem Ersatzwesen lagen von Anfang an militärische Mißstände und wirkliche Gefahren. Sie wurden erhöht durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III.: die Dienstzeit sank, die Zahlen wuchsen nicht, das Heer litt ernstlich unter dem Geldmangel und der Mattigkeit der Zeit, es entwickelte sich jahrzehntelang nicht recht fort. Dazu der lange Friede; die Ungeduld, die aus den Jugendbriefen des Prinzen Wilhelm spricht, kehrt auch bei Roon wieder: immer nur Vorbereitung, niemals lebendige Tat! Der Offizier sehnt sich nach der Ausübung seines Berufs. Das preußische Offizierkorps blieb dennoch frisch, in der geistigen Arbeit, deren Genosse auch Roon war, in der Nachwirkung der Reformzeit und der Freiheitskriege mit all ihren Lehren; es versank nicht in Friedensträgheit, in aller Dürftigkeit waltete ein sehniger Ernst, Moltke und Roon, Blumenthal und Goeben sind damals herangereift, aber freilich Moltke rettete seinen Tatendrang in die türkischen, Goeben in die spanischen Kämpfe hinaus. In Anderen warf sich der gleiche Drang auf die innere Weiterbildung der Organisation. Und dabei vollzog sich, gleich von 1819 ab, die große Wandlung: das jün-

gere Offizierkorps hörte auf Boyensch zu sein. Auf die liberalen Reformen von 1807 und 1814 folgte der Rückschlag der alten Monarchie: das alte Preußen, streng königlich, mit starkem aristokratischem Beisatz, betätigte sich von neuem, auf allen staatlichen Gebieten, es betätigte sich auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wozu es immer geneigt hatte und wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feste, aristokratische Berufsstand, fest und kräftig in sich geschlossen, durchaus nicht verknöchert oder dem allgemeinen Leben abgekehrt, auch keineswegs ohne eine stattliche Anzahl liberaler Elemente: indes als Ganzes nicht so volkstümlich und frei, wie es der Idealist und Reformer gewünscht hatte, etwas enger, fachmännisch nüchterner, positiver, aber dafür auch fachmännisch reich und mit der vollen Sammlung auf die greifbaren und speziellen Aufgaben des Berufs: frei von der doktrinären Hauche des philosophischen Organisators. Der höchstgestellte Führer dieses jüngeren Geschlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Praktisch gründliche Durchbildung, Schulung, technische Vollendung; dazu Erweiterung des Heeres, seiner Mannschaftsbestände, Zurückführung der verkürzten Dienstzeit auf die ursprünglichen drei Jahre; und andererseits: Heilung der Gebrechen der Landwehr, ihre Heranziehung an das stehende Heer, die Vermehrung der Linienoffiziere in der Landwehr, bessere Schulung der Landwehr durch diese — und zugleich eine überwiegende Entwicklung der eigentlichen Feldarmee, ihre Verstärkung und die Beschränkung der Landwehr: das sind die Gedanken, die von 1819—1859 unablässig vertreten, die Forderungen, die an erster Stelle und mit entscheidender Beharrlichkeit und entscheidendem Gewichte gerade von Prinz Wilhelm immer wieder gestellt worden sind. Er hat sie gegenüber dem Geldmangel und gegenüber der — von Boyen selbst hartnäckig verteidigten — Überlieferung niemals durchsetzen können, aber er blieb ihr unermüdlicher Verfechter unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., der eigentliche Träger der militärischen Staatsansicht, der große Berufssoldat, der seine fachmännische Art, die stählerne Kraft der selbsterlebten militärischen Facherziehung, dem Widerstande des alten Geschlechts gegenüber durchzusetzen strebte. Denn so war es: gegen das alte Ideal der weiten Menschlichkeit er-

hob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung; keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem fridericianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Zum guten Teile sind in dieser engen Retorte die tatenfähigen Kräfte der deutschen Wiedergeburt des großen Jahrzehnts gekocht worden, in starker innerer Sammlung, Kräfte, die sich dann ausgedehnt haben weithin über Deutschland und Europa. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des konservativen alten Preußens. Alles ist da organisiert, königstreu, gläubig, fest in Zucht und in Arbeit: konservativ im sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-fachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft

und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

& & &

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn, wo sein Prinz studierte, und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durchlebt. Seine Briefe sind wohl die ergreifendsten Zeugnisse der Einwirkung, welche die ungeheure Veränderung auf die Seele eines preußischen Offiziers übte. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt — die Tatsache ist ja gewiß — sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Ruhmlos und haltlos stürzt das absolutistische Preußen zu Boden. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?“: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Aber er ist kein Mann der bloßen Klage, er klammert sich an seinen Glauben und an die Notwendigkeit weiterzuleben. „Rufe mich an in der Not!“ Und: „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen.“ Es ist der Entschluß des Offiziers, Worte, die an die gleichzeitigen des Prinzen von Preußen erinnern. Roon hat dann Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt, und

hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt, im Groll auf den Liberalismus, der jetzt vor den Radikalen bebe, auf die Undeutschheit und den Leichtsinn der Rheinländer, in deren Mitte er geführt ward, aber zugleich auf die Haltlosigkeit des Königs. Sein Trost war die Armee: „ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland"; es wird auch wieder sein Wort mitreden, wie es der Grund der preußischen Größe, wie es durch seinen Offiziersstand der Volkserzieher gewesen ist bisher. Denn auch jetzt noch ist „Zeitungsgeist und Zeitgeist" bei weitem nicht dasselbe.

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit einer Weiterbildung der vormärzlichen Zustände in Preußen und Deutschland, doch für ein solches Amt nicht „zeitgemäß" genug zu sein, er hätte auch die Entfernung des fürstlichen Zöglings aus der Hofluft ausbedungen. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Daß die liberalnationale Strömung zurückflutete, war für Roon kein Kummer; aber die Revolution hatte Preußen als den Hort der deutschen Zukunft ausgerufen und der Gegenschlag, der nun seinen Staat traf, traf auch den Kern von Roons Gesinnungen. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand — von Koblenz Ende 1850 nach Thorn und Königsberg verschlagen, dann bald nach Köln zurückgekehrt — äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn, den im Rheinlande nun fast Eingewurzelten, sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeut-

samste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einflusse in Deutschland, die Roon im Januar 1854 für Perthes, tatsächlich aber für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau, und kräftig, lebensvoll, gelegentlich von straffer Größe in der Form, gleich seinen und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die gegenwärtige Lage so Deutschlands wie Preußens, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirmherr werden. Setzt es aber jemals seine Existenz für das Ganze ein, so muß ihm dafür vor allem die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; er rief die preußische Politik zu Taten auf, im Rahmen seiner Vorschläge, vielleicht auch über diesen hinaus; er sprach dabei unter dem Eindrucke der Gelegenheiten der gegenwärtigen europäischen Krise, des Krimkrieges. Er wolle, sagt er freilich, nur als Offizier reden, er nennt sich einen politischen Dilettanten. Aber man sieht wohl, zwischen diesem Offizier und dem Gesandten von Bismarck war eine Verständigung sehr möglich: auch Bismarck hat ja der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; und vor allem, die politische Gesinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtsgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen." Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer" und zum ruhmlosen Tode. Die Schwere der Aufgabe verhehlt sich Roon nicht: das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder

der „Heldentaten und Leichenhügel" bedürfen; all seine Fetzen wirklich zusammenzuheilen, „wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen?" Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten, preußischen Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

In Koblenz fanden sie Anklang, aber keine praktische Zustimmung; und der Krimkrieg ging ja vorüber ohne einen größeren Gewinn. Roon ward 1856 in den Osten zurückversetzt, und der Prinz bedauerte die Trennung lebhaft. Roon selber war in Posen nicht allzu wohl; die Arbeit für seine Brigade füllte ihn bei weitem nicht aus. Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Der König erkrankte im Herbst 1857, und noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von dem Manne, dessen Stellung und Begabung bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit konservativer Politiker auf sich gezogen und der zu ihm selber ehedem von den militärischen Organisationsfragen gesprochen hatte, zu Babelsberg seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte zu Kolberg, im Juli, seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung". Seine große Zeit brach an.

❧ ❧ ❧

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben dargelegt worden. Die Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen, — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument der preußischen Größe war mannigfach eingerostet. Die Mobilmachungen hatten es vollends an den Tag gebracht; die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult, zu ausgedehnt, zu bejahrt; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes und zumal die Linie selber zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht

nachgefolgt. Die Mängel schrieen nach Abhilfe; als Roon befragt wurde, waren die Verhandlungen im Kriegsministerium längst im Flusse. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich, ja feurig vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt" werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zugunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 59 eine bedeutende Rolle gespielt. Ich darf diesen Fragen hier nicht, wie ich es an anderer Stelle („Kaiser Wilhelm I.", besonders S. 168 ff.) getan habe, auch nur in ihre technischen Hauptrichtungen hinein nachgehen. Es muß genügen, festzustellen, daß nicht Roon es gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und daß auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Die Grundlage der Reformen haben vielmehr Entwürfe gebildet, die bereits vorher im Kriegsministerium aufgestellt worden, die in einigen Dingen nicht ganz so radikal waren wie die Roons, die auf das Wirtschaftliche, die Entlastung der verheirateten älteren Landwehrleute ein noch stärkeres Gewicht legten als er. Die Organisation wurde, in Einteilungen, Namen, Zahlen, schließlich mannigfach anders, als er sie 1858 anriet; aber sie entsprach allerdings, den Hauptsachen und dem Geiste nach, seinen Wünschen durchaus, und einiges, zumal die dreijährige Dienstzeit, wurde aus seinem Plane in den ministeriellen erst übertragen. Es entstand, nach Reibungen, Überlegungen, Umgießungen mancher Art, die neue Armee: die Linie ganz außerordentlich verstärkt; die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in die Linienreserve einbezogen, des Landwehrnamens wie -Charakters völlig entkleidet; die vier älteren traten zum zweiten Aufgebot über, und diese Landwehr, die nun als solche selbständig bestehen blieb, wurde erleichtert, zugleich aber in Leistung und Bedeutung erheblich hinter die bis-

herige zurückgedrängt. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierkorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von allem dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: sein Werk war die Heeresreform durchaus. Die einzelnen Maßregeln sind von verschiedenen unter den hohen Offizieren vorgeschlagen und umgestaltet, vom Prinzregenten geprüft, ergänzt und endgültig festgelegt worden. Unter diesen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Er hielt keinen Augenblick lang eigensinnig an den einzelnen Ratschlägen seiner Denkschrift fest; er wirkte weiter, auch auf den etwas abweichenden Wegen, die andere gewiesen hatten; er durfte sich auch im Technischen ein reichliches Teil der Miturheberschaft zusprechen, — aber was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., doch den entscheidendsten Anteil. Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt; Roon selber graute wohl ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühle des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch, so scheint mir, freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es *muß* vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan.

Und diese Leistung war die eigentlich große in seinem wie in seines Herrschers Leben. Das historisch und seelisch Besondere daran aber sei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: sie wollten feste fachmäßige Ordnung und feste Zucht, sie schoben das Volkstümliche zugunsten ihrer Berufsauffassung und ihres Berufsstandes in den Schatten. Das alles aber geschah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfassung, das Volk nahm an seiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politisch vor. Neben ihm erhob sich jetzt die konservative Gegenmacht, das konservative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das Altpreußentum, die Gedanken der Disziplin und der Autorität, das altpreußische Staatsgefühl; sie vertraten das alles im Geiste moderner Technik; und — ich wies bereits darauf hin — sie erfaßten das Staatsleben unter dem Gesichtspunkte der Macht, des großstaatlichen Ehrgeizes, der herausdrängenden, erobernden Kraft. So tat es Wilhelm I. selbst, so seine bedeutenden Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies sich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geschichte des preußischen Staates, als schöpferisch zugleich nach innen hin. Roon wollte in seiner Denkschrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbstbehauptung aus den gottgewollten, menschheitlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es sich erhalten müsse; er brachte aus seiner wissenschaftlichen Vergangenheit diesen Drang zum allgemeinen, teleologischen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, seine weiteren Folgerungen im vollen Maße realistisch zu ziehen. Das Heer ist für Preußens Bestand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich sparsam sein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachlässigung der Waffenrüstung ist eine falsche und kostspielige Ersparnis, und auch die Wirtschaft gedeiht besser „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates". Der ererbte kriegerische Schwung aber besteht noch heute „in dem lebendigen Bewußtsein des Volkes" fort. Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung gleichbedeutend mit Leben überhaupt: so hatte er 1854 die Wahl gestellt

zwischen dem Hinvegetieren und dem kühnen Vordringen; immer von neuem schlug er später in seinen Reden diese Töne an; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist oben als altpreußisch, als fridericianisch bezeichnet worden. Sie klingt uns zugleich im höchsten Sinne modern, sie ist uns allen wieder ganz vertraut geworden. Das Zeitalter von 1860 an hat für Deutschland und dann für Europa, das von 1890 an für den Erdball die alte Lehre und Übung wieder frisch erneuert. Macht ist Lebendigkeit und schafft Lebendigkeit: das hat Fürst Bismarck seinem Volke immer wieder vorgehalten, und Kaiser Wilhelm II. hat voll an ihn angeknüpft. Es ist ein Hauptgewinn, eine Hauptkraft einer neuen, auf das Wirkliche, Starke und Weite gerichteten Zeit, einer Zeit, die nicht arm ist an Einseitigket, aber auch nicht an Kraft; dahinter steckt, als seelischer Antrieb, der Glaube an die Tat, an den Charakter, den großen Willen als führende Mächte des Menschentums.

Das also ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltansicht.

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Er kam von der anderen, ebenfalls zukunftsreich vordringenden Zeitgewalt her, der liberalen. Das Bürgertum war in Deutschland, entsprechend seiner politischen Erziehung in überwiegend kleinstaatlichen Verhältnissen und unter dem bösen Druck des Restaurationszeitalters, von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum, soeben von den bitteren Erlebnissen der fünfziger Jahre ganz durchtränkt, traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte, in Boyens Sinne, die Landwehr, die, als das eine der wenigen, ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode, für heilig galt. Es war kein Zweifel, daß man sie

festhielt, und daß die Parteigänger der Freiheit, der politischen wie der persönlichen, die Erben des humanistischen Ideals — und auch des Schlagwortes! — von der Selbständigkeit, Freiwilligkeit und Allseitigkeit des Einzelnen sich gegen die Ausdehnung zugleich des fachlich-militärischen Wesens, der militärischen „Abrichtung", und der organisierten Zwangsgewalt von Staat und Krone sperrten. Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer" gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen" wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde, — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Wie nun Ministerium und Parteien der neuen Ära dies Mißbehagen durch Fehler aller Art verschärft, wie die Einflüsse der deutschen Frage es gesteigert haben, wie Mißverständnisse sich einfanden und vergiftend wirkten, — das kann hier nicht erzählt werden. Die eigentliche Hauptsache blieb doch, daß an die Heeresfrage ganz natürlicherweise sich die Verfassungsfrage anschloß: sich anschließen mußte, so möchte man nachträglich urteilen. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die Krone sich behauptet, aber ihr Regiment war, dem Charakter der fünfziger Jahre gemäß, ein Ausnahmeregiment, ja, fast ein konservativadliges Parteiregiment gewesen; jetzt erst wollte der Prinzregent und König Wilhelm dem Konstitutionalismus ungefesselte Entwicklung gewähren, jetzt erst sollte das Verfassungsleben wahrhaft beginnen. Die Liberalen wünschten der Parteiherrschaft die Parteiherrschaft, nunmehr natürlich in ihrem Sinne, folgen zu lassen; sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone, über den Parteien und über dem Parlamente, vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen nun irgendwie in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen

Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, jetzt, wo es Ernst machte mit dem Neuen, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende Formen des konstitutionellen Wesens ausbilden? Die Frage bestand; längst war sie erwogen, politisch und grundsätzlich umstritten worden, jetzt wurde sie von Neuem praktisch, aber eben praktisch war sie noch immer ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen, sie konnte in Schwankungen, konnte vielleicht in unmerklicher Entwicklung vor sich gehen: da rollte ihr, gleich in den ersten Tagen des neuen Systems, der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtume einen neuen starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem bewilligenden, entscheidenden, Veränderungen erzwingenden Abgeordnetenhause? Sollte das Parlament sich selber schwächen, indem es Heer und Krone einseitig verstärkte? Oder würde es Bedingungen stellen, die seine eigene Macht sicherten und erhöhten? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter allen Einzelstreitigkeiten, die die Reform aufwühlte; die Heeresfrage, die erste große politische Frage der Verfassungsära, brachte diesen politischen Gegensatz zur vollen Klarheit. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ; daß sich auch diesmal die Prinzipien von Freiheit und Persönlichkeit, von Zucht und Zwang, die innerlichen Zeitgedanken an die Heeresumgestaltung anknüpften, wurde dargelegt. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Heer zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet, es wurde immer bewußter und immer zwingender: in wessen Sinne die Militärreorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; un-

trennbar von der Heeresreform, bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens. Er blieb dabei seiner Vergangenheit, seinen alten Anschauungen folgerichtig treu. Sicherlich wird die Staatslehre des Konservatismus, wie Stahl sie ausgebildet hatte, diese Anschauungen geklärt und fortentwickelt haben: im Grunde aber war es die Wirklichkeit des alten Preußens, das in Roon wie in seiner ganzen Umwelt lebte, die hier in ihm ihre Stimme gewann.

Sollte Preußen wirklich regiert werden wie die vorangeschrittenen Nachbarländer? Oder war sein altes Königtum dafür zu stark? War das Land, weit hingestreckt, zerstückelt, unfertig, von Feinden umgeben, wie es war, imstande, den Parlamentarismus zu ertragen? War das preußische Parteileben dafür selber reif genug? Was man da mit rückblickendem, subjektivem Urteil für möglich und für heilsam halten will, wird allezeit umstritten bleiben; die objektive Antwort der Tatsachen ist bis heute im Sinne Roons gefallen. Die leitende Monarchie, durch das Parlament ergänzt, aber nicht beherrscht, ist in Preußen aufrecht geblieben, und dieser Ausgang hat die gesamtdeutsche Verfassungsgeschichte seit 1860 maßgebend beeinflußt; ich sagte: im Sinne Roons. Denn es ist merkwürdig, auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch selbsttätiger, man darf es so nennen: schöpferischer, gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile, in ebenso bestimmenden persönlichen Handlungen, Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, aber tritt dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene tieferen politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon alsdann mit mutiger Entschlossenheit. Sie kamen aus dem innersten Gefüge der preußischen Verhältnisse heraus: so sah er selber sie an. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der

Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm, das scheint unzweifelhaft, Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und Warnungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon wendet sich darin, in unmittelbarem, verborgenem Verkehre mit dem Suverän, gegen seine Mitminister; das ist gewiß konstitutionell unerlaubt — aber Roon erkannte sich hier nicht als konstitutionell gebunden an und konnte das auch gar nicht. Er erkannte eben kein liberal-konstitutionelles System in Preußen an — rechtlich so wenig wie praktisch-politisch —, das die Monarchie in Fesseln lege. Er trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft: darin sah er zugleich ein Widerrechtliches. Er bekannte sich, gelegentlich mit juristisch bedenklichen Theorien, der Hauptsache nach im Anschlusse an die historische und politische Wirklichkeit, ohne Doktrinarismus und ohne Mystik, zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Wilhelm bedarf anderer Minister; es dürfen keine Parteiminister sein, welcher Färbung auch immer; Königstreue müssen es sein. Das alles faßt Roon, nach erregten Sitzungen, nach Auftritten des Streites zwischen Wilhelm und

dem Ministerium, aus bewegter Seele in Worte, ganz persönlich, herzlich, kraftvoll, aufrichtig. Eine Falschheit gegen seine Kollegen war es ihm selber nicht, und auch heute wird sie niemand behaupten dürfen; es war für Roon die äußerlich wie innerlich einfach selbstverständliche, die sicher pflichtgemäße Haltung. Alles andere, schweigende Fügsamkeit wie entsagender oder protestierender Rücktritt, wäre ihm Untreue gegen König und Vaterland gewesen, und nicht einmal Treue gegen die Verfassung. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain" und die Personen; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: auch so aber tat er nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird auch nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit heraus. Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele, die Entrüstung und der Ratschlag; es zeigt die volle Farbe des innerlich Erlebten, die volle Furchtlosigkeit der unbedingten Hingabe, und es formt sich ihm zu Sätzen von hinreißender Kraft. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es *muß* geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen." Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps". Wilhelm *kann* auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen". „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. *Er* löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird *nicht* gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den

Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen Herrn am Rande des Abgrundes erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja, zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten, mannhaft stolz und rückhaltlos groß, — in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Ist das zuviel gesagt? Ich glaube nicht. Auch in der Verfassungsgeschichte machen sich ja die Dinge nicht mechanisch, von selbst. Hier springt es zutage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen — so wich die Monarchie in schicksalsvollster Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, die den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

❧ ❧ ❧

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tat-

sachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860—1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechtes überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären; aber vorerst war die Aufgabe, den Kampf selber mit all seiner Wirrnis und Schwierigkeit zu führen. Aus den inneren preußischen Problemen hatte er sich ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, d. h. zumal deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden ja Manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der in langen Anstrengungen und schließlich in siegreicher Tat Bismarcks Ernennung wirklich durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausche vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab, in treuester Waffenbrüderschaft, zusammengestanden, Roon hat Bismarck in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beidem war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 61 wesentlich auf technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und

bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter, historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühle und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie je mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Roon hat, wie die gesamte Regierung, den budgetlosen Zustand immer bedauert und immer nur als vorübergehend anerkannt; Anläufen zu gewissen militärischen Konzessionen, die er wie Bismarck dem Abgeordnetenhause mehrmals machen wollte, ist König Wilhelm jedesmal in den Weg getreten; im ganzen aber waren die drei hohen Männer den inneren Nöten gegenüber vollkommen einig. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenoß. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens und seines kampfesfreudigen Ehrgeizes besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbefehdeten, durch entsetzlich schwere Jahre hindurch, getreu und heldenhaft zusammenzuhalten, bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber der Feindschaft der königlichen Familie; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes, gegen

dessen zartes Empfinden und dogmatischere Weltansicht er immer von neuem die Persönlichkeit und den derben Realismus des Amtsgenossen zu verteidigen hatte. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidenden Verdienste zu und mahnt ihn, angesichts des unberechenbaren Genius, unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung": seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er, mit diesem vereint, in wundervoller Ergänzung, auf die Höhen des Sieges zu. —

Auf der Höhe seines Lebens und Wesens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend wie viel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; wie bei Perthes' Tode (1867) ihn eine dumpfe Betäubung packt, die sich dann erst, als näherer Bericht eintrifft, in befreienden Tränen löst; wie geduldig und gütig er die Jahre vorher auf alle politischen Einwürfe und Vorwürfe des feiner, aber auch schwächer geschaffenen Freundes eingeht: dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges in ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein Debattierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Man muß anerkennen, daß er es tapfer im Zaume hielt: einige Male führte ihn die Heftigkeit des Streites freilich in dramatische Auseinandersetzungen von explodierender Leidenschaftlichkeit hinein; auch dann blieb er, so schilderte es sein Sohn, äußerlich von erzener Ruhe. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit, seiner Sache und seiner selbst völlig gewiß. Mit dem Fortgange der parlamentarischen Kämpfe, mit der wachsenden Schärfe der Gegner und den wachsenden Erfolgen der eigenen Taten wuchs in seinen Worten die Anklage gegen die „Tendenzpolitik" des Landtages, die Geringschätzung der Demokratie, der sichere Stolz des Fachmannes und des Staatsmannes. Man begreift, daß er verletzte. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und

nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn, er suchte Zuspruch und Trost bei dem „Zeugnisse des christlichen Laien" Perthes. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht; Moritz von Blankenburg blieb seinem Herzen besonders immer nah. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit und Absonderung, zu irgend welcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht; 1835 beschrieb er seinen Schwiegervater als „ernsten, frommen, fast zu orthodoxen Mann." Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang, sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er empfindet diesen Widerstreit: neben dem Gebote des Christentums, an das er glaubt, dem „das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens nichtig und gleichgültig ist, das wahre Leben erst nach diesem beginnt," die Fülle seiner eigenen, auf das Diesseits und auf den Augenblick gerichteten Kräfte und Wünsche, die ihre Betätigung heischen — denn er sei kein Asket. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß

sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich, „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wie viele eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er urteilt dann schneidend, wie über sein Leben so über die Anderen. Er verhehlt es sich gar nicht, daß das Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld: „die Sünde ist der Leute Verderben." Trotz allem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen." Und zum Schlusse der resignierte Satz: „die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; im Sturme des Augenblicks und der Gefühle, in Gegensätzen und Gärungen der Kräfte, in stetem rastlosen Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkt wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und — man muß doch sagen — die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zu Mute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens." Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitele Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehren-

werter Mann? Ein jeder redlicher Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber mußte in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiligstes zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt, — aber er hat dem Könige, an dessen Amt und an dessen persönlichste und oberste Mitarbeit in diesen großen Zeiten doch alles gebunden war, freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen Menschen geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allzeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete: „ein König, der ein tapferer Mann, kann alles; er kann Zauberdinge tun, weil sein Mut der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet". Und er diente und fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug. Gewiß, kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit „dem größten unter ihnen so nahe wie Roon". Mit gutem Recht hat Friedrich Meinecke Bismarck und Roon auch innerlich zusammengestellt: sie gehören innerhalb der Zeitgegensätze überall auf die gleiche Linie, sie sind einander ähnlicher als irgend welchem Dritten. Bismarck ist suveräner in Wesen und Tat, ohne irgend einen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammen, Roon unter den anderen empor! Wie packt er überall, wo man ihm begegnet; wie strahlt — um doch das eine zu erwähnen — seine Echtheit und Männlichkeit über Theodor von Bernhardi hinweg, den klugen kritischen Be-

obachter und Gloſſierer, der uns ſo manches Geſpräch mit Roon aufgezeichnet hat und ihn auszuforſchen und zu überſehen vermeinte! Er ſelber hat ſich beſcheidentlich einmal den „Feldwebel“ ſeines Königs, als des Hauptmanns der preußiſchen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feſte und tiefbewegte Weſen ſich damals ſpiegelte, das Bild ſeiner äußeren Erſcheinung. Er war „der alte Roon“ geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge, auf der Stirn vertieft; die Augen ſelber ſind anſcheinend kleiner geworden, das obere Lid hat ſich etwas geſenkt; um ſo ſchärfer, ſicherer, kriegeriſcher zeigt ſich der Blick. Die Linien ſind überaus vornehm geſchnitten; alles in dieſem Antlitz iſt groß, kräftig, ſtark; charakteriſtiſch der derbe, graue Schnurrbart; alles militäriſch, mannhaft und eiſern. So war ſein hiſtoriſches Geſicht, das Geſicht des Sechzigers, — ein Geſicht, das man niemals wieder vergißt.

❧ ❧ ❧

Und ſicherlich: auch ſeine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenſchmied“ der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat ſich in den ſechziger Jahren durchgeſetzt, der Fachmann wie der Monarchiſt; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zuſammen, die beſten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutſchland hinüber. Nur noch mit raſchen Schritten gehe ich den Stufen dieſes mächtigen Schaffens nach.

Im Konflikte bis 1864, in der däniſchen Angelegenheit, dann im däniſchen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege trieb er zu durchſchlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußiſchen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutſche Entſcheidung auf gleicher Bahn. Er nahm ſein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagniſſe, an dem Bewußtſein ungeheurer Verantwortung auf ſich, die nicht nur das eigene Selbſt in die Schanze geſchlagen hat, ſondern „die ſchwere, ſchwankende tote Laſt“ des ganzen Preußens „auf dem Nacken über den Niagara trägt“; er war nicht ſelbſt der leitende Staatsmann und ſeine

Natur nicht in dem Maße vulkanisch wie die Bismarcks, aber auch ihm ward sein Stück zerdrückender Arbeit und zerreibender Spannung. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg," so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm, nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens, „auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — dir sei es gestanden, aber nur dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich *vorher* kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864, im dänischen Kriege, die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegsminister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten drängte und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb; er schäumte in den Bügel. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen; entbehrlich war er in Berlin noch keineswegs, weder mit seiner Arbeit noch mit seiner Vermittlung zwischen dem Bundeskanzler, der jetzt neuen Notwendigkeiten gehorchend weiterschritt, und den alten konservativen Freunden. Ihm selber behagte der deutsch-liberale Gang der Politik nicht immer; da hob ihn noch einmal das Jahr 1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzler-

palais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!“ Er konnte versichern, man werde es den Franzosen „bestens besorgen“: er hielt sein Wort. Die Wogen des unvergeßlich großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung, — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig erschien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Siegs. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Es ist hier nicht der Ort, die altbekannten Gegensätze dieses Winters zu erklären und zu beurteilen, und auch diesen einen, bittersten unter ihnen sachlich näher zu entwickeln. Vorwürfe hat man von Anfang an ausgetauscht, die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, und selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton; die zornigen Anschuldigungen, die Roon, wie Bismarck, gegen die militärische Sachlichkeit der Beweggründe seiner Gegner ausgesprochen hat, wird man in der Hauptsache

ebensowohl ablehnen dürfen wie den Tadel, der noch heute von manchen gegen ihn selber gerichtet wird. Im Grunde bleibt es doch offenbar dabei, daß, trotz allen unleugbaren technischen Schwierigkeiten, und wenn auch Recht und Unrecht vielleicht nicht ohne Rest zu sondern sind, das bessere Recht durchaus auf seiten der „Schießer" war, an deren Spitze schließlich der König selber stand, das Recht vor allem des stärksten Willens zur Tat. Hier genügt dieser Hinweis, und die Angabe, wie heftig Roon unter diesen Kämpfen und Verstimmungen litt — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen, nach seiner zäh-preußischen Art; der Badener Julius Jolly fand ihn in den militärischen Fragen anfangs nicht eben entgegenkommend [1]. Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen: noch am 18. November fragte er sich angstvoll, ob das „Kaiserhühnchen" wohl auch „wohlgestaltet aus dem Ei kriechen" werde? Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar, bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über alles Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative, ostdeutsche Preußen, die „patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es

[1] Ich kann mir ‚nicht versagen, aus Hausraths Erinnerungen an Jolly (S. 249) das Folgende abzudrucken: „Ergreifend war für ihn eine seiner Konferenzen mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärkonvention bei Roon erschienen war. Überwältigt von seiner Rührung, erhob der General sich und breitete die Arme aus: ‚Mein lieber . . .' Dann aber winkte er ab: ‚Ich habe Geschäfte.' Jolly wollte sich zurückziehen, Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr mit seinen Auseinandersetzungen fort." Vgl. übrigens Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, S. 350.

ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden. „Ich kann in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen."

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatsboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer — ich habe an anderer Stelle nicht nur die Tragik im Leben dieser altpreußischen Sieger, sondern auch die Kraft gewürdigt, die in ihrer Treue gegen das Alte lag, und die dem Alten das Fortwirken innerhalb des Neuen gewährleistete. Indessen auch Kaiser Wilhelm lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die neben Heer und Preußentum Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. „Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben"; so hatte er bereits im März 1848 ausgerufen. Mit jener Wendung war er fertig geworden — mit der von 1867 und gar von 1871 konnte er es nicht mehr. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte Bismarcks Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und

sein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem historischen Betrachter ein prächtiges Schauspiel — die beiden Eisernen aufeinander, und die Funken sprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beschuldigt, er leiste seinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderseits gegeben; Roon verteidigte sich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch seiner „Explosivität", Verkennung und rücksichtslose Behandlung dulde er nicht — dann reichten sich beide doch wieder in ehrlicher und männlicher Versöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erschöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verlust. Er hatte vor Jahren von seiner „von Jugendheimweh getragenen Freundschaft" für Roon gesprochen; er schrieb ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-schönen Abschiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatz nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872 zur konservativen Lösung innerer Schwierigkeiten im Ministerium, das preußische Ministerpräsidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe sein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf (in dem er preußisch und staatlich dachte und handelte), die Lasten des Amtes waren ihm zuviel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war sein Wunsch seit Jahren. „Mir ist sehr abendlich zu Sinne; die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens," schrieb er bereits 1868. Jetzt rettete er sich in die Wärme des Südens; dann wurde sein Dotationsgut Krobnitz in der Lausitz der Sitz seines Greisenalters. Die dankbare Freundschaft seines Kaisers begleitete ihn; sie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarschall erhoben; sie sprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrscher dem getreuesten und seelenverwandtesten seiner Berater, zumal über militärische Dinge, das Herz ausschüttete. Sie tauschten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt." Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieser Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl besser täte, an seiner Seele Seligkeit

zu denken." Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878, in tiefem Herzensjammer, die Attentate, er ruft Bismarck auf: „handeln Sie!" Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht." Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Die Ideale Roons, eine ganz feste christliche Autorität, hat auch Bismarck in den neuen Zeiten nicht einfach durchführen können; wohl aber würde Roon die neue Bewegung der achtziger Jahre mit ihrem monarchischen, sozialreformerischen, zugleich auch christlich-positiven Zuge freudig mitgemacht haben. Indessen, sein Leben erlosch. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre, die uns zugänglich sind, spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen; daß die Probleme „dieses unseres fröhnerischen Erdendaseins" den alten Kämpfer doch nicht losließen, sahen wir; sein letztes Trostwort für sie ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln, „oder doch um die Gewißheit des Glaubens" zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit, von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig, wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiser-

lichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam sein Kaiser oder, wie er es empfand und sagte, sein König zu ihm. Die Witwe hat geschildert, wie Wilhelm sich auf einen Lehnstuhl neben dem Bett niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen waren und sie leise sprachen, Roon immer von neuem das eine: „Dank, Dank, mein König." „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: „Dort sehen wir uns wieder," drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: „Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!" Das war erschütternd. Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte."

So schlicht-heroisch und so groß war das Lebewohl der beiden Greise, die so viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geschichte untrennbar sein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit diesem Abschiede seines Königs schließen.

❧ ❧ ❧

Ich wende mich zum Eingange zurück.

Roon war als Mann über das ältere, idealistische Geschlecht unter seinen Zeitgenossen hinausgegangen. Als Greis ist er wieder abgelöst worden durch ein nachwachsendes, jüngeres; die flutende, massenerfüllte Gegenwart entzog sich ihm, er blieb hinter ihr zurück. Daß auch sie von seinen Kräften miterfüllt ist, hat uns sein Leben dargetan. Heute noch ist seine Einwirkung, diese Einwirkung nicht nur des Realismus, dem er gedient und vorgekämpft hat, und der Deutschland noch jetzt im wesentlichen beherrscht, nicht nur des Staatsmannes, sondern zumal des Eigensten, das in ihm war, des militärischen Altpreußentums, die Einwirkung des preußischen Militärs von 1860—1870, ganz greifbar unter uns; und sie wird weiterwirken, auch wenn sich ihre unmittelbaren Spuren nach menschlicher Art allmählich mehr und mehr verwischen. Noch sind sie völlig unverwischt: die Nachwelt wird in der Neubegründung unserer Flotte — auch er hat dereinst ihren ersten Anfängen manch gutes Wort geredet! — vergleichend und

verbindend einen Folgeakt aus Wilhelms I. und Roons Neubegründung unseres Landheeres erblicken und sicherlich feststellen, daß die Kräfte von 1860 um 1900, wenn auch mannigfach verwandelt, doch wieder zu Tage getreten sind. Gewiß, das Lebenswerk Roons ist den Deutschen in das Blut übergegangen. Andere Einwirkungen sind neben der seinigen einhergeschritten und ihr nachgefolgt; die einen, die Bismarck verkörpert, schwungvoller und von großartigerer Genialität als die seine, aber von verwandter Richtung; indessen, auch entgegengesetzte haben sich wieder geregt. Auch das Berechtigte der Roonschen Art bedarf der Ergänzung; andersartige Kräfte des deutschen Wesens, leichtere, freiere, geistigere, künstlerischere sind wieder am Werke, und wir müssen wünschen, daß auch sie sich lebendig in unserem Vaterlande behaupten und entwickeln. Auch diese aber, sicherlich, dürfen sich des Mannes freuen, wie er war und bleibt: in seiner starken und einfachen Monumentalität wird er, der große Handler, auch dem künstlerisch schauenden Blicke immer eine der Zierden seines Zeitalters sein, für jedes künftige reizvoll und unausschöpfbar, weil er — so trat er uns vor Augen — in sich selber lebensvoll, reich und tief war, ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch. Er wird weiterwirken, lange über uns hinaus; weiterleben aber wird er in aller Zeit.

Baden, Preußen und Deutschland in Großherzog Friedrichs I. Geschichte

Rede, gehalten bei der Universitäts-Feier des 80. Geburtstages und der goldenen Hochzeit des Großherzogs, zu Heidelberg 1906

Es war unserer Universität ein selbstverständlicher Wunsch, die dreifache Feier des Großherzogshauses und seines Landes, in der sich das goldene Ehefest und der 80. Geburtstag mit fünfzigjähriger Führung der Fürstenwürde in einzigartiger Vereinigung verband, noch einmal in besonderem Akte akademisch zu begehen, sobald die neue Arbeitszeit ihre Lehrer und Schüler wieder zusammenführte. Sie hat durch ihre berufenen Sprecher freudig Anteil genommen an den Huldigungen der Septembertage. Und wie vielen ihrer Mitglieder ist in den Stunden, die das Großherzogliche Paar dann hier in Heidelberg verbracht hat, die volle Wärme dieses großen Familienfestes, das in aller Wahrheit die Tausende eng und herzlich aneinander band, ganz unmittelbar durch Auge und Seele geströmt, die Welle von schlichter Liebe und reiner Ehrfurcht, die von dem Anblick der zwei greisen Häupter, die aus dem Klange bewegter und bewegender Herrscherworte, aus dem ergreifenden Klange einer gütigen, tiefvertrauten Stimme zu uns herüberflutete. Es waren Worte, die sich, wie einst bei den zwei Jubelfeiern unserer Hochschule, gerade auch uns zuwendeten: Worte der Erinnerung, der Zusammengehörigkeit, des Vertrauens. Drei Namen aber hat Großherzog Friedrich, wenn er so zu uns von den Mächten seines Lebensganges und seiner Lebensansicht sprach, in alten und neuen Tagen bedeutungsvoll miteinander verknüpft: mit dem der Ruperto-Carola, deren Schüler er sich nannte, die beiden fürstlichen des Markgrafen und Großherzogs Karl Friedrich, des Königs und Kaisers Wilhelm I. Er selber hat vor unseren Ohren die Töne angeschlagen, die wir auch heute weiterhallen lassen mögen, wenn wir uns rüsten, ihn zu feiern nach seinem Sinn: nicht bloß, weil diese Universität heute des Bundes zwischen Karl Friedrichs Enkel und Kaiser Wilhelms Tochter festlich gedenkt, sondern weil auch der strengen Betrachtung, die ihre leitenden Gedanken aus dem Innern seines historischen Wesens emporzuholen strebt, diese Namen die Leuchten sind, die ihren Blick in die Tiefe führen. Und nur das kann ja die Absicht akademischer Feier sein, dem Herrscher zu huldigen, indem sie in erneuter Betrachtung die großen Zu-

sammenhänge der Regierung aufsucht, auf deren goldener Abendhöhe wir stehn. Der Prorektor hat dem Historiker das Wort erteilt. Wir freuen uns in Dankbarkeit, daß unser Fürstenpaar in lebendig frischer Gegenwart unter uns weilt und über uns waltet; wir haben es in diesen Jahren erfahren, wie das Regiment des Achtzigjährigen die Anforderungen neuer Tage ergriff, den Bau der Verfassung mit Kühnheit weiterbildete: das aber empfinden wir doch, daß diese Regierung längst einen festen historischen Klang hat, der ihr Wesen bestimmt. Immer von Neuem hat Großherzog Friedrich ja dieses Eine, Beherrschende verkündet, hell und tief wie mit Glockengeläut: er ist in Preis und Mahnung der hohe Prediger des Reiches geblieben, dem die mitschaffende Arbeit seiner früheren, die erhaltende seiner späteren Tage gegolten hat und das er verkörpert als badischer Fürst. Von besonderer Stelle aus, die er stets behauptete, hat er seinen bedeutsamen Anteil genommen an einer weiten Bewegung der Gesamtnation: wie Badisches und Deutsches — um es gleich hier zu sagen: Preußisch-Deutsches — sich in seinem Wesen und seinem Wirken lebenslang zueinander verhalten haben, das ist für seine Geschichte der entscheidende Gesichtspunkt historischer Erfassung.

Der Zusammenhang, in den damit auch unsere Betrachtung hinausgewiesen wird, ist weit und tief. Wie viele und vielgestaltige Kräfte haben zu der Einigung Deutschlands, in der dies Dasein gipfelte, zusammengewirkt! Wir wissen es: geistige Kräfte des Gedankens und der Sittlichkeit und der schöpferischen Kunst, die hoch hinaufgehen in das Innerste unserer Geschichte, die unserem zerfallenden Volke Größe und Einheit bedeuteten in Zeiten der Machtlosigkeit und der Schmach, die es zusammenfaßten, es emporhoben und stählten, die Deutschland waren, als es kein Deutschland gab, die ihm Gewähr und Antrieb nationaler Zukunft blieben, weil dieser Geist sich auch seinen Körper bauen werde — aus seinem großen geistigen Zeitalter der kulturellen Einheit ist unserem Volke das große politische hervorgegangen, nicht durch den Gegensatz allein, sondern viel mehr noch in lebendiger Fortwirkung. Und wir kennen die wirtschaftlichen, die sozialen Gewalten, die dann — lange nach jenen geistigen — die Einheit forderten, vorbildeten, ihre Träger und Hebel wurden: der Ver-

kehr, der Deutschland zusammenschloß, das Bürgertum, das gesamtdeutsch wurde und eines Gesamtdeutschlands bedurfte. Für unsere Einigung als Hergang, für einen Fürsten, der in ihr stand, war dies beides, Geist wie Wirtschaft, aber doch nur der Hintergrund: unmittelbar berührten ihn die reinpolitischen Faktoren, untrennbar von jenen anderen und doch eine Welt für sich, mit eigenen Formen, eigenen Antrieben und Wirkungen: die politischen Bewegungen, die von der französischen Revolution aus auch den deutschen Boden erschüttert haben, mit Idealen, die das achtzehnte Jahrhundert sich vollenden gesehen in Paris, die der Liberalismus des neunzehnten auch in Deutschland zur Macht erhob, Idealen der Freiheit und der Einheit, des Rechtes und der eigenen Souveränität der Gesamtnation, mit Idealen, die ein dumpfes Menschenalter hindurch im stillen rangen, bis sie Geist und Wirtschaft in ihren Dienst gezwungen hatten, und nun, in den tragisch großen und tragisch törichten Kämpfen von 1848, die zähe Wirklichkeit des deutschen Lebens großartig und vorschnell zu unterwerfen, umzugestalten, nach ihren Regeln neu aufzubauen unternahmen. Das deutsche Bürgertum brach damals, als politische Gewalt, wirklich zum Lichte durch; Einheit und Selbstbestimmung der Nation aber scheiterten auf den Sandbänken der Unreife der Zeit, an den Felswänden des alten deutschen Staates. Der Liberalismus, das deutsche Gefühl, der Glaube an die Nationalsouveränität sind damit nicht getötet worden, aber in den Vordergrund des staatlichen Wirkens trat die staatliche Macht: Preußen hat, wohl im Bunde, aber zugleich im Gegensatze mit jenem Deutschtum, aus *seinem* Wesen heraus, im Sinne seiner staatlichen Selbstsucht, das neue Reich geschaffen. Man kann die deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zuspitzend auf die Formel dieses Gegen- und Ineinanderwirkens, dieses immer flutenden Gegensatzes von Deutschland und Preußen bringen. In strenger Zucht und rauhen Kämpfen hatte sich der Staat der Hohenzollern aufgeschwungen, in dem staatlich matten Deutschland der alten Zeit ein fremdartiges Wesen von stählerner Kraft und stählerner Härte; er hatte sich durchdringen lassen von deutschem Geiste und die Führung des deutschen Wirtschaftslebens an sich gebracht, er hatte ein Bürgertum in sich ausgebildet, er wuchs

seit der ersten Hälfte des Jahrhunderts hundertfach mit Deutschland ineinander — und blieb doch in den Tiefen seines Charakters er selbst. Reichtum und Feinheit der Kultur kam ihm von Deutschland her: er blieb die Macht. Den kleindeutschen Patrioten der Kaiserpartei ward der Entschluß, das Band mit Österreich zu zerreißen und den Gesamtstaat auf die allein mögliche Grundlage der preußischen Führung zu stellen, schwer wie er war, doch immer noch leichter als die Auseinandersetzung mit Preußen selbst. Sollte der preußische Sonderstaat Deutschland beherrschen? nur dann, wenn er aufhörte Sonderstaat zu sein, wenn er in Deutschland aufginge: sie wollten, so hat mein Freiburger Amtsgenosse vor kurzem dargetan, Preußen in sich zerschlagen, ihm keinen Gesamtlandtag, nur Provinziallandtage gönnen; ein deutsches Land sollte es sein, kein eigener Staat. Aber das alte Preußen reckte sich und zersprengte das Gewand, in dem man es fesseln wollte; es blieb es selber; aus seiner Eigenart, aus jenem heroischen Großstaatsdrange, der von jeher innere wie äußere Macht und zugleich innere Lebendigkeit erzeugt hat, sind Wilhelm I. und Otto von Bismarck emporgestiegen, die Söhne, die Vollstrecker, die Vollender der altpreußischen Geschichte und der altpreußischen Sonderart. Nicht die Ideen von 1848, nicht den Glauben des Deutschtums an sein nationales Recht haben sie vollstreckt; sie haben diese deutschen Kräfte benutzt und ein Teil davon anerkannt, und Altes und Neues hat sich seit 1866 immer tiefer durchdrungen: allein der Bildner des neuen Deutschlands war das alte Preußen als territorialer Staat. In dem Hergange unserer Einigung aber stand denen, die sie geleistet oder doch geleitet haben, das Verhältnis Preußens nicht einmal zur Nation, sondern zu den deutschen Einzelstaaten bei weitem in erster Reihe; sind es doch die Regierenden in allen diesen Staaten, die Dynastien und ihre Häupter gewesen, an die sich der Vollzug der Einheit — weit stärker als eine unklare Auffassung es wohl geglaubt hat — tatsächlich anschloß. Unmittelbar neben Preußen stand da der zweite dieser Staaten, die größte der vielgescholtenen napoleonischen Gründungen des Südens, das bairische Königreich: eine volle Eigengewalt auch dieses, kraft seiner Größe, seiner Vergangenheit und seines staatlichen Selbstgefühls, eine Gewalt von halb euro-

päischer Stellung, wie Preußen sie ganz besaß, hart in der Selbstsucht ihrer Macht und für die Nation so manches Mal unbequem, aber eine Tatsache, die sich behauptet hat wie die preußische auch. Und neben diesen beiden, dem Großstaat und dem eigentlichen Mittelstaat, die Reihe der andern aus Nord und Süd, in sich gegründet ein jeder und willens, sein Dasein und sein Wesen festzuhalten, Erzeugnisse und Träger der deutschen Staatsgeschichte seit einem halben Jahrtausend: in dieser Reihe auch Baden.

Dieses badische Großherzogtum, lang hingelagert vom Bodensee zum Main, die Grenzmark des Südwestens gegen Frankreich, in sich bunt zusammengefügt, und doch, als Rheinstaat und dank einer eigentümlichen Lebenskraft und -frische, rasch zusammengewachsen zu Einheit und individuellem Leben — es hat von Anbeginn seines neuen Bestandes an jede Bewegung des deutschen Gesamtlebens besonders heftig in sich gespürt; es war wie vorausbestimmt zur Hingabe an die nationale Idee. Es nahm die geistigpolitischen Anregungen, die Frankreich so reichlich ausströmte, in seiner ganzen Breite, in ihrer ganzen Stärke in sich auf; Lage und Einflüsse und eigenes Temperament führten sein Volk von 1815 an immer an die Spitze der liberalen Heerschar. In keinem der mittleren Staaten war die Regierung dem Drange der modernen politischen Kräfte, dem Drange der nationalen Souveränität so stark und unmittelbar ausgesetzt: wenn die Hoffnung der Nation scheiterte, wenn Nation und Sonderstaat in Gegensatz traten, hier drohte der Gegensatz und die Enttäuschung, das erlebte man in dem radikalen Taumel von 1848—1849, alsbald mit der Verneinung, der Zerstörung des Sonderstaates und seiner neuen Dynastie. Diese selbst aber trug aus den engen Gebieten, in denen sie seit alters wurzelte, in die neue Zeit eine Eigenart hinüber, die auch geneigt war, sich den Strömungen freundlich einzuordnen, deren Feindseligkeit ihr gefährlich werden konnte. Der Biograph Großherzog Friedrichs hat die innerliche Verwandtschaft nachgewiesen, die durch die weiten Generationen des Zähringer Hauses hindurchgeht: ein Zug milder Friedlichkeit, der Liebe zum stillschaffenden Wirken daheim, der Selbstbeschränkung und Weisheit; der derbe, hohe Ehrgeiz des Eroberns, des Hinausdrängens in die Welt ist ihnen fremd. Karl Friedrich ist für diese Eigenart reicher

und seiner kultureller Arbeit im patriarchalischen Staate das vollendete Musterbild: der gesetzlose Gewinn, den die Epoche Napoleons ihm zuwarf, war seine eigenste Sehnsucht nicht, aber in der friedlichen Durchdringung und Hebung des Gewonnenen arbeitete sein Anstoß fort. Indessen ward seine Schöpfung von außen her feindlich bedroht: deutsche Nachbarn hätten gewünscht, sie zu verkleinern, und härter und dauernder als sie lastete auf Baden der französische Druck. Was hat diese welsche Gefahr dem deutschen Westen lange Jahrhunderte hindurch bedeutet! wie haben immer von neuem französische Heere diese schönen Lande verwüstend durchzogen, französisches Machtgebot in alles Leben dieser Staaten eisern hineingegriffen, hemmend, ängstigend, zerstörend! Das hörte im neuen Jahrhundert nicht auf: immer stand vor den Toren Badens der mächtige Nachbar, und die Kanonen Straßburgs beherrschten Süddeutschland.

Wen also in der deutschen Welt führte die überlieferte Eigenart seines Hauses, führte der innere Zustand seines bewegungsreichen Landes, die natürliche Stimmung seines Volkes gegenüber der nationalen Idee, die Gefährdung durch Frankreich und die europäische Politik, wen führten positives Erbe und der Trieb der Selbsterhaltung gegen Revolution und Ausland, das Bedürfnis seines Hauses gleichermaßen wie seines Landes, so sehr zur Anlehnung an ein größeres, deckendes, ebenso beruhigendes wie schirmendes Ganzes? Man könnte von diesen sachlichen Vorbedingungen aus das Streben nach diesem innen und außen sichernden Gesamtstaate bei einem badischen Fürsten gewissermaßen als eine Forderung der Staatsraison, des Eigeninteresses konstruieren wollen. Ehre genug läge auch darin: ein klares Rechnen ist ein staatsmännisches Verdienst, und wie viele haben denn zur richtigen Zeit so richtig gerechnet? Zumal da ja doch die Opfer an fürstlicher und staatlicher Selbstherrlichkeit, die man immer zu bringen hätte, auf der Hand lagen: und wenn sie auch eingebracht werden mochten durch die Mitgliedschaft in einem starken Bundesstaate, einen Entschluß, eine tapfere und schmerzliche seelische Durchkämpfung kosteten sie stets. Das war unter allen Umständen, auch falls es von nüchterner Überlegung des eigenen Nutzens ausging, ein hohes Verdienst.

Aber die Konstruktion, so wenig sie dem Großherzoge etwas nähme: unvollständig und falsch wäre sie doch. In so glatten Bahnen laufen menschliche Dinge nicht: die lebendige Persönlichkeit verlangt ihr Recht. Karl Friedrichs Enkel trug die feine Gewissenhaftigkeit, die Empfänglichkeit des Markgrafen für die sittlich-geistigen Gewalten seiner Zeit in seiner Seele weiter. Sie berührten ihn auf der Universität: der ältesten einen ihrer lebenden Schüler hat er sich neulich genannt; was er vor 63 Jahren hier aufnahm, bei dem alten Schlosser, mehr noch bei dem jugendlich vorwärtsweisenden Häusser und nachher in Bonn bei Dahlmann, das ist eine bestimmende, niemals erloschene Macht seines Lebens geworden: das aber war wohl die bedeutsame Lehre des politischen Wirklichkeitssinnes, der in den 40er Jahren aufzublühen wenigstens begann, jedoch vor allem war es der Glaube der Zeit, eine Überzeugung, die über die Schichten kühler Klugheit hinabreichte in die Tiefen einer warmgestimmten Seele. Wir wiederholen, wenn wir diese Einflüsse mit einer Art eigenen körperschaftlichen Stolzes betonen, nur, was der Großherzog selber mehr als einmal in schöner Dankbarkeit beteuert hat. Zu diesen Männern und diesen Gedanken, die aus dem 18. Jahrhundert herkamen und das 19. gestalten halfen, zu diesen Reichen unserer alten Bildung und der neuen Bekennerschaft zur Nation führen die Wurzeln seiner geschichtlichen Wirksamkeit hin, und mit dem Rechnen, das der Fürst sich und seinem Amte schuldig ist, durchdrang sich die Ehrlichkeit eines hellen Idealismus. Es haben auch andere unter seinen Standesgenossen bei Dahlmann gelernt und dort oder sonst sich jenen Glauben ihrer Zeit erlebt: Friedrich von Baden ist unter ihnen der hervorragendste geblieben, an Höhe der Stellung und an Persönlichkeit und Durchbildung zugleich. Freilich, als er in Heidelberg studierte, war er noch nicht einmal Thronfolger: da mochte er die Schwingen noch leicht heben, in den Äther des allgemeinen Gedankens empor; es kamen die Tage, da die Wirklichkeit ihre Lasten auf ihn lud, und vor der deutschen stand ihm als nächste und selbstverständliche die badische Pflicht.

Die Aufgabe seiner Biographie wird stets sein, die Stufen klarzulegen, in denen seine Entwicklung dann wieder aufgestiegen ist zum Deutschen. Die Revolution hat ihn nach Schleswig, aber auch

nach Wien getragen und ihn im eignen Lande tief und schwer verletzt; auf die Episode der preußischen Freundschaft von 1849—50 folgte ein Jahrzehnt, das in Deutschland und auch am Oberrhein der Vorherrschaft Österreichs gehörte. Der junge Regent und Großherzog hat sich ihr niemals rückhaltlos hingegeben; so manches wies ihn, den Protestanten wie den Politiker, auch damals auf Preußen. Über seiner innerlichen Stellung in diesen dumpfen Jahren liegt noch ein Schleier. Die badische Politik, das ist gewiß, lief in den Gleisen der Reaktion und wesentlich denen Österreichs: das Schwergewicht dieser Zeiten bestimmte auch ihr die Richtung. Der Großherzog wünschte die deutsche Einigkeit: Preußen und Österreich im Einvernehmen. Uns ist es leicht zu wissen, daß die Lage unserer Nation erst geklärt werden konnte, wenn diese Zweiheit überwunden ward; den Zeitgenossen, überall, vollends im Süden, war dies eine Erkenntnis, die erst erstritten werden wollte; und wer konnte an Preußen glauben, solange es — denn Friedrich Wilhelm IV. war König — kein Preußen gab? Die friedenstörenden Stöße, die in Frankfurt a. M. der jugendliche Bismarck den deutschen Verhältnissen und jenem Einvernehmen versetzte, brachten auch in Karlsruhe ein charakteristisches Mißfallen hervor: es konnte schwerlich anders sein. Und doch war jener Kämpfer die preußische Zukunft. Die Gegenwart aber dieses preußischen Preußentumes war damals bereits Prinz Wilhelm, der die Regierung seines königlichen Bruders während der 50er Jahre so schwer ertrug. Und den jungen badischen Herrscher führte sein Leben langsam und unweigerlich dennoch diesem Preußen zu: in den Zeiten, da es als Staat versagte, reichte er ihm in seiner reinsten Persönlichkeit menschlich und doch auch politisch die Hand: er trat dem Koblenzer Gegenhofe, dem Prinzen von Preußen herzlich nahe, er führte Prinz Wilhelms Tochter als seine Gemahlin nach Karlsruhe. Sie war nicht ihres Vaters Kind allein: wie sie dem jüngeren Geschlechte zugehörte, so mischte sich in ihr mit dem altpreußischen Zuge der weimarisch-deutsche. Sie hat sich dem Lande, dessen Fürstin sie wurde, rückhaltlos angetraut und ist Badnerin geworden und stets gewesen mit ganzer Seele, wie Pflicht und Liebe es sie gleichermaßen hieß. Darum die Herkunft aus ihrem heimatlichen Boden in ihrem Wesen zu verleugnen war sie so

wenig berufen wie irgendeine lebendige und feste Natur: seine Spuren hat sie mit Selbstverständlichkeit bewahrt, und die innerliche Durchdringung der Schicksale ihres alten und ihres neuen Heimatlandes bahnte ihr Dasein ganz von selber mit an.

Der Prinzregent von Preußen war es, der als Erster die Starrheit der Reaktionszeit löste: unter den befreienden Antrieben, die aus Deutschland kamen, das ist doch unzweifelhaft, hat auch sein Schwiegersohn daheim den Bann dieser Jahrzehnte gesprengt. Der Umschwung von Ostern 1860 wies seinem ganzen künftigen Leben, den Geschicken Badens bis heute mit einem entscheidungsvollen Stoße die Bahn. Jedoch es war eine badische Landessache, in der sich dieser Umschwung, gewiß nicht ohne Zusammenhänge mit dem allgemein-deutschen, und dennoch ebenso gewiß von innen heraus vollzog: die Abwerfung des Konkordats; und die Gestaltung, die er Baden gab, war so badisch wie nur möglich. In dem Augenblicke, der Preußen und Baden innerlich zu vereinen schien, wich die Zukunft des einen weit von der des andern ab. In Preußen führte die liberale Ära von 1858 zum Verfassungskonflikt: denn allzu weite Probleme und Gegensätze waren in diesem Staate ungelöst und hinter allen inneren Ausgleichversuchen stand gebieterisch drohend die große Frage der Macht, der monarchischen wie der deutsch-europäischen. Wenn dieser Staat voranschritt, klirrte es von Waffen, und wenn sein König sich den Wünschen der Zeit zuneigte, so schnellte er doch alsbald zu seinem vollen Machtanspruch, zu neuem Kampfe wieder zurück. Auch Baden blieb seinem natürlichen Wesen getreu, aber es war von anderer Struktur: ungestört von europäischen Aufgaben mochte es sich den Pflichten widmen, die einst Karl Friedrichs Sorge gewesen und die in der neuen Zeit neu wurden und doch die alten blieben. Die Osterproklamation Großherzog Friedrichs ist uns eine der feinsten Blüten des liberalen Zeitalters, eines der schönsten und der bezeichnendsten Schriftwerke der deutschen Verfassungsgeschichte ihres Jahrhunderts. In ihr gewinnt das neue Baden, in ihr sein Herrscher erst sein eigenstes historisches Gesicht: Versöhnung mit der katholischen Kirche, aber Autonomie des Staates; Vereinigung von Volks- und Fürstenrecht; eine einmütig vorwärtsgeführte Entwicklung unter dem Segen gesetzlicher Freiheit. Baden

trat an die Spitze des konstitutionellen Staatslebens in Deutschland; an seine Spitze im vollen Sinne sein Fürst. In seiner Seele ist die Entscheidung von 1860 gereift, durchstritten worden; mit voller persönlicher Kraft setzte er sich für sie ein: die eingeborene Art seines Landes wurde erst Wirklichkeit durch seine persönliche Tat, und über alle Kämpfe und Erfolge eines reichen halben Jahrhunderts hat sie hingeleuchtet, diese Persönlichkeit, milde und dennoch fest, von ausgeprägter Besonderheit, die sich behauptet hat nach rechts und links, ausgleichend und zielsetzend zugleich, liberal zugleich und fürstlich, und bei bestimmtem persönlichem Willen eben doch die eigentliche Verkörperung seines Badnertums.

Nun folgte die reiche Gesetzgebung der 60er Jahre. Kirche und Schule, Gerichtsverfassung und Verfahren, Verwaltung und Wirtschaft und Geistesleben: alle wurden sie von einem Strome liberaler Neuordnung erfaßt und mitgeführt, überall im siegreichen Geiste des bürgerlich-individualistischen Geschlechts, parlamentarisch und dennoch fürstlich; über die mancherlei inneren Anstöße führte die leise und feste Hand des obersten Steuermannes sein Schiff hinweg. Treu blieb sich dieses Regiment auch nach außen hin: auch in der deutschen Politik lebte es sein Wesen aus und wirkte es lebenschaffend: aber freilich, hier stieß es an die Grenzen *seiner* Art und seiner Macht.

Die nationale Bewegung war seit 1859 in neuem Flusse; neue Wolken stiegen von Frankreich her auf; mit Franz von Roggenbach zusammen versuchte Großherzog Friedrich, von Baden aus, eine nationale Politik. Alles, was einst in dem Jüngling Wurzel geschlagen hatte von nationalen Gedanken liberaler und kleindeutscher Richtung, alles, was aus der Lage seines Staates und seiner Dynastie an Anregungen hervorgehen konnte, das blühte jetzt — wie? vermögen wir noch nicht im einzelnen zu verfolgen — in ihm auf und gewann seine staatsmännische Wirkung. Jetzt gab es wieder eine bewußte Nation und gab es vor allem wieder ein Preußen: er reichte ihm die Hand; er wünschte, es vorwärts zu treiben zu nationalen Schöpfungen, er diente so seiner Politik, seinem Lande und seinem Gesamtvolke zugleich. Er erkannte dies Preußen als den natürlichen Halt, als den einzig möglichen Träger deutscher Einheit; er nahte ihm werbend und helfend — aber frei-

lich als Badener und als Deutscher. Er wollte den engeren Bundesstaat unter Preußen, mit Österreich durch ein dauerndes, weiteres Bündnis verknüpft. Das waren die Ziele, zu denen die Zukunft gelangt ist, und auch die Ziele preußischer Politik. Aber wieweit geht die Gesinnung auseinander, mit der im Jahre 1861 Roggenbach von der einen, Bismarck von der andern Seite her dem König Wilhelm ihr äußerlich verwandtes Programm vortrugen! Hier stehen die Macht und daneben die Wirtschaft voran, und gebietet über Zwecke und Mittel, hart und stolz und nüchtern erfaßt, das preußische Staatsbedürfnis; dort das der deutschen Nation und ihrer Ideale. Der Großherzog hat bald darauf die ganz persönlich durchgearbeiteten Leitgedanken seiner Politik selber aufgezeichnet: die Konsolidierung Mitteleuropas — Deutschlands nebst Österreich — ist ohne die kleindeutsche Einheit nicht möglich, und ohne diese Konsolidierung kein freies Vorwärtsschreiten Europas; innerhalb Deutschlands aber wird der Bundesstaat die Einzelstaaten und ihre Dynastien decken, die der Einheitsstaat zerdrücken möchte. Da verbindet sich also der notwendige badische Gesichtspunkt, die für einen badischen Staatsmann und Fürsten entscheidende Realpolitik, mit dem gesamteuropäisch-liberalen. Und auf dem Frankfurter Fürstentage von 1863 führte der Großherzog zwar mit klarer Tapferkeit die Opposition gegen Österreichs zerfließende großdeutsche Reformpläne und trat für Preußen mit einer Wucht ein, die den halb bairisch, halb altreichsfürstlich gestimmten Chlodwig von Hohenlohe verwunderte: er legte dem Kaiser Franz Josef aufrichtig und rückhaltlos seinen Glauben an die Notwendigkeit des Bundesstaates, d. h. der Ausstoßung Österreichs dar. Indessen, von Preußen, so wie es war und handelte, trennte ihn hier wie in jenen Äußerungen vieles. Er wollte, seiner Stellung und Gesinnung nach, das engste Bündnis mit der liberalen deutschen Meinung, auf der er fußte, auf die er belebend einwirkte, und der Weg, den er wie sein Minister anstrebten und für möglich hielten, war der einer friedlichen Auseinandersetzung mit Österreich; naturgemäß, denn der Bruderkrieg war ihrem Sinne innerlich zuwider und bedrohte zudem Badens staatliche Existenz. Daß dennoch er allein helfen konnte, hat die Tat Bismarcks gelehrt; wer aber wußte und wollte das damals? Die Zahl dieser Realisten des

Entschlusses war — und zwar in allen Lagern — winzig genug; und durchgesetzt hat diesen Entschluß Bismarck fast völlig allein. Aber freilich, sein Preußen war dem Großherzoge auch wesensfremd: es war und wollte etwas anderes als er. Auch für Friedrich von Baden ward Bismarck zum Manne des Schicksals. Mit König Wilhelm konnte sich der Großherzog, obwohl er einem jüngeren und andersgerichteten Geschlechte angehörte, verständigen und verstehen und immer mehr zu tiefer Einigkeit durchdringen, Fürst und Fürst, Mensch und Mensch. Mit Otto von Bismarck hat er sich verbünden können: sie haben schon 1863 tatsächlich zusammengewirkt, und von 1866 ab unmittelbar und bewußt; immer wieder hat sie dann, zwei Jahrzehnte hindurch, ihr oberster Leitstern, der nationale, zusammengeführt. Doch hält es schwer zu glauben, daß sie sich jemals innerlich miteinander verständigt, geschweige denn innerlich miteinander gedeckt haben, und daß nicht das Gefühl persönlicher und ideeller Abweichung in jedem von ihnen stärker gewesen sein sollte als das der Gemeinsamkeit. Sie atmeten, der preußische Edelmann und der südwestdeutsche Fürst, allzu verschiedene Luft, und sie waren allzu verschieden geartet. Die wahrhaft historische Betrachtung, die sich über den Tageslärm erhebt, wird das schwerlich bestreiten, aber auch schwerlich beklagen. Sie wird sich der Vielfältigkeit unseres deutschen Daseins und unserer Geschichte und ihrer persönlichen Träger und Spiegelbilder freuen, der Fülle lebendiger Kräfte und lebendiger Gestalten gerade inmitten unseres hehren Einheitskampfs. Sie wird einen jeden von seinem Boden aus seinen Zielen natürlich zuschreiten sehen, in seiner Besonderheit, mit seinem Rechte, nach dem besonderen Maße seiner Antriebe, seines Wollens, seiner Kraft: sie ist berufen, sie alle verstehend zusammenzufügen und nicht nörgelnd gegeneinanderzustellen, aber freilich, sie der Wahrheit gemäß voneinander zu unterscheiden. Auch Großherzog Friedrich ging seinen Gang. Ich darf ihn hier nicht erzählend verfolgen, nur seine Stationen muß ich nennen.

Der preußische Minister nahm 1864 die Führung den möglichen deutschen Bundesgenossen Preußens mit hartem Griffe aus der Hand und befreite Schleswig-Holstein, gegen sie, durch und

für die preußische Macht. Er trieb mit ungeheurem Willen Preußen in den österreichischen Krieg hinein: Roggenbach erkannte den Mann und das werdende Werk, aber es war nicht das seine; er zog sich zurück. Sein Fürst hat Bismarck damals bekämpft; dann sah er die große Abrechnung nahen. Er blieb preußisch; Personen und Dinge rissen ihn 1866 auf die Gegenseite; der Sieg Preußens machte ihn frei. Wie er von da bis 1871 mitgerungen und mitgesiegt hat, das haben uns die letzten Jahre immer klarer aufgehellt. Er lenkte Baden jetzt rückhaltlos in den Strom der Nationalpolitik hinein: Baden allein in Süddeutschland schloß sich dem Norden politisch und militärisch völlig an. Wieder gingen seine und des Bundeskanzlers Bahnen auseinander. Er ertrug es schwer, daß jener im Sommer 1866 die Südstaaten — nicht freiwillig, aber doch auch nicht ungern — draußen gelassen hatte, zwischen Österreich und Frankreich, ihren eigenen staatlichen und parteilichen Gegensätzen ausgeliefert, und daß er auch jetzt vor allem seinen Norddeutschen Bund konsolidierte und des Reifens der deutschen Früchte im widerstrebenden Süden geduldiger wartete, als dem gefährdeten Staate am Oberrhein genehm sein konnte. Wir wissen von den Gründen, die Bismarck zurückhielten, und hören in dem Zorn und der Trauer, mit denen man sie von Karlsruhe aus würdigte, die begreifliche und ehrwürdige Seelennot der Zeitgenossen, denen der Zwischenzustand harte Lasten auflud, aber nicht das Urteil der Geschichte. Wir zollen dem edelsinnigen Fürsten und seinen Ministern, die in dem Dunkel dieser Jahre ausharrten, Bewunderung und Dank, ohne des starken Lichtes zu vergessen, das damals doch schon durch alle Wolken hindurch vom Norden her über ganz Deutschland sich ergoß. Wir sehen die Geschichte der Nation sich festigen und vorwärtsschieben, allem Übelwollen zum Trotze; aber wir sehen im Süden keinen, der dem gewaltigen Baumeister der deutschen Zukunft so getreulich und wertvoll geholfen, auf seinem eigenen Gebiete Boden und Steine vorbereitet, in den Nachbarstaaten störende Gegenwirkungen lahmgelegt hätte, wie Großherzog Friedrich. Wie weit der Spalt zwischen der bairischen Macht- und Sonderpolitik, die von München aus der dennoch deutschgesinnte Hohenlohe trieb, und den Taten und Worten, mit denen der Großherzog ihm erwiderte,

das Mögliche, den Teil willig ergreifend, aber nie auf das Ganze und die Zukunft verzichtend, stets vorwärtsweisend und rastlos! Die natürliche Verschiedenheit der beiden süddeutschen Staaten prägt sich in dem Verkehre der beiden führenden Männer charakteristisch aus: aber den Weg der Nation und den Weg des Sieges wandelte damals nur der eine. Das Geschick zu vollenden lag nicht in seiner Macht: soweit es in eines Menschen Händen lag, die Lösung zu bestimmen, hat Bismarck ihr Stunde und Form bestimmt. Aber wiederum, reiner und eifriger mitgewirkt hat kein anderer, Großherzog Friedrich wurde in Wahrheit zum Mitbegründer des Reiches, und die Monate in Versailles krönten auch ihm das größte Jahrzehnt seiner Geschichte. Wir kennen seine Politik vom Juli 1870 ab aus ihren Akten: die Bereitschaft, mitzuschlagen, und den Wunsch zur abschließenden Einigung vom ersten Tage an, den freudigen Einsatz aller Kräfte; die feste Bescheidung, die jeden Lockruf zum Landgewinne von sich weist, das eigene, längst zur Einheit gewordene Staatsgebiet fraglos festhält, aber auch jede Erweiterung ablehnt, selbstlos, nur dem Ganzen feurig hingegeben — ein auseinanderstrebendes, halbfremdes oberrheinisches Königreich hat Großherzog Friedrich nicht an Badens Stelle setzen gewollt; er hatte nicht den Machttrieb weder des Preußen noch des Baiern: badisch blieb er und deutsch wollte er sein. Und dann das Drängen und Helfen zur Gründung des Reichs, die Opfer, größer als er sie zu bringen gebraucht hätte, freudig gebracht aus persönlichem Entschlusse; die Mitarbeit in Versailles, wertvoll in sich selbst, wertvoll in ihrer Wirkung auf den ganzen Süden; die Werbung für das Kaisertum, das keiner seiner Standesgenossen so aus der Tiefe des Herzens ersehnte und begrüßte; in allem immer wieder die Hingabe, die über alles Eigene die Heiligkeit des großen Zieles stellt. Es kamen die Stunden, da auch ihn nach monatelangem Ringen, Warten, Sichbezwingen einmal der Groll über die allzu hohe Sonderstellung, die er Baiern bereitet glaubte, zu heißem Unmut mit sich riß; aber auch in diesem Streite um die Fassung des Kaisertitels überwand er zuletzt sich selber und half zum Frieden und half zur Weihe des nationalen Feiertags. Und vorher, zwischen allen den Starken, Eigenwilligen, leidenschaftlich Schöpferischen, die im Heerlager zu Versailles nebeneinanderstanden, auf-

einanderstießen, wie frei und mild und wie unentbehrlich die Arbeit des Ausgleiches und der Vermittlung, zwischen König und Kronprinz und dem in Schmerzen und Kämpfen das Neue heroisch gestaltenden Kanzler! Die Führung in diesen großen Dingen hatte die politisch-militärische Gewalt, und deshalb die Gruppe ihrer preußischen Träger: beseelend und vollendend aber wirkte der südwestdeutsche Fürst mit, wie eine recht ausdrückliche Verkörperung der innerlichen Kräfte, die seine Heimat, der Süden, sein Baden dem Einigungswerke hinzubrachte und die wir so wenig aus ihm hinwegdenken können wie Großherzog Friedrichs helle Gestalt — der „Stolz", mit dem sein nüchtern-mannhafter Minister Jolly damals auf ihn blickte, bleibt der historischen Betrachtung nicht nur des badischen, des deutschen Beobachters berechtigt und lebendig. —

Seit 1871 lebt Friedrich von Baden im neuen Reich. Was er seitdem am Reiche selber, in dessen Regimente, gewirkt hat, ist uns nur erst gelegentlich erkennbar; wo wir es fassen können, bleibt es seiner früheren Art getreu. Wie er öffentlich für das Reich die Stimme erhoben hat, immer von neuem, im reinen Pathos der großen Schaffenszeiten, feiernd, aufrichtend, mahnend, warnend, das wissen wir alle, und wer das einmal aus seinem Munde vernommen hat, vergißt den Eindruck nicht. Manches hat er wohl anders gewünscht, als es geschah und wurde: die süddeutsch-liberale wie die fürstliche Stimmung seines Wesens ist von dem Gange, den der staatsmännische Genius an der Spitze des neuen, preußisch-deutschen Deutschlands nahm, wohl auch jetzt nicht immer befriedigt gewesen, und so rückhaltlos herzlich er sich mit dem ehrwürdigen Kaiser gleichsetzte, so tief er Wilhelms I. ganzen Wert für die Nation ergriff und vertrat — der Wegfall der liberalen Generation aus der obersten Reichsleitung, den seines ihm engverbundenen Schwagers tragischer Tod bedeutete, muß auch für ihn, den Alters- und Gesinnungsgenossen Kaiser Friedrichs, nicht nur ein persönlicher Verlust gewesen sein. Aber in neuen wie in alten Zeiten hat er Mitempfindung und Mitarbeit niemals versagt: stets war Großherzog Friedrichs Persönlichkeit, getreu und warmblütig, bei der Sache des Reichs. Und mochte dessen Gegenwart den Träumen des Idealismus, die das reichsgründende Geschlecht dereinst gehegt, nicht in allem entsprechen: was der Großherzog

von ihm vor allem erwartet hatte, das hat es ihm, seinem Lande, seiner Nation geleistet. Es gab Deutschland und es gab Baden Sicherheit, Deckung, Macht — einem gesteigerten mittelbaren Machtanteil schließlich auch dem Haupte des Sonderstaats. Es entwickelte das Zusammenleben der Nation, es bildete nach 1871 einen Reichsstaat aus, für den die Versailler Verträge nur erst die Umrisse gezogen hatten; es ließ jene deutschen und jene preußischen Kräfte, die einander so schwer gefunden hatten, trotz allem immer inniger in- und durcheinanderfließen, es durchdrang Deutschland, vom nationalen Heere aus, aber nicht nur in diesem, mit der Zucht und der Staatskraft des Preußentums und ließ doch die nationalen Gewalten auch Preußen durchtränken. Es befestigte die alten historischen Mächte, deren Kreisen der Bundesfürst angehörte, und denen die Revolution im Namen der nationalen Souveränität einst den Tod angedroht hatte: die Monarchie, im Reiche wie im Einzelstaat, und den Einzelstaat selbst. Auch der Einzelstaat erlitt nun hundert Einwirkungen des Gesamtstaats: er mußte die Führung, nicht die staatsrechtliche allein, an das Reich abgeben; gesamtdeutsch wurden alle entscheidenden Bewegungen und Kämpfe, und die großen Verhältnisse griffen in das Leben auch jedes Sondergebietes umgestaltend hinein. Auch Baden wurde von den Problemen, die die Gesamtnation jetzt einheitlich erschütterten, gepackt; neue Schichten und neue Parteien bildeten sich aus; alle großen Wendungen der Gesamtgeschicke und der Reichspolitik übten ihren unmittelbaren Rückschlag auch hier. Das erfuhr es im Kirchenstreit; das erfuhr es seit der umfassenden Umkehr alles politischen Lebens um 1879: auch der badische Konstitutionalismus hat immerhin seine Färbung verändert, Staat und Regierungsgewalt sind auch hier stärker geworden. Auch Baden ward von der Erweiterung aller Staatsaufgaben, die Bismarcks neue Wirtschafts- und Sozialpolitik vom Reiche her so gewaltig durchsetzte, berührt; und die Kulturarbeit des Einzelstaates ward, seit ihm das Reich so viel von seiner politischen Arbeit abnahm, ja überhaupt nur vertieft und bereichert. Das gilt für alle Bundesstaaten, und wir preisen es für alle, daß sie ein großes Stück eigener Lebendigkeit behalten haben, daß Einheit und Vielheit sich im neuen Reiche heilsamer, als bei unseren um ihre natio-

nale Straffheit so oft beneideten Nachbarn, durchdringen und ergänzen: wir erkennen in dieser Vielfältigkeit doch auch heute noch einen Segen, von dem wir nicht lassen dürfen. Jedoch Baden erhielt sich mehr: es behielt in ganz besonderem Maße sein eigenes, sein älteres Wesen bei. Es blieb das Land Großherzog Friedrichs, und die Grundzüge der liberalen 60er Jahre bestanden in ihm fort. Von wertvollen Mitarbeitern, die sich in langer Reihe abgelöst haben, umgeben, hat ihm sein Fürst, der immer blieb und auch der gleiche blieb, den hohen Segen der Stetigkeit, der Weiterbildung seiner besonderen Eigenschaften gewahrt. Der neue Aufschwung der Monarchie war auch hier vornehmlich die Folge ihrer Leistungen zwischen 1860 und 1870: aber so preußisch sie in Preußen — und man muß sagen: im Reiche — blieb, so badisch blieb sie in Baden, und ihr Bestes war mit der Persönlichkeit ihres Trägers, ihrer beiden Träger auf das Innigste verknüpft. Wir haben diese Monarchie in ihren neulichen Festtagen wieder empfunden, persönlichkeitsvoll wie sie ist. Es ist gewiß wahr, daß Großherzog Friedrichs fürstliches Bild so nur in Deutschland denkbar ist, und auch in Deutschland heute so nur hier: deutsch und badisch in all seiner Art, die wir kennen, mit den gütigen, nachdenklichen, innerlichen Zügen der Seele und des Angesichts; ein Mann der geistigen Waffen auch im politischen Kampfe, der zu den Seinen von Liebe und sittlichem Gehorsam, von der „Wacht des Herzens" spricht, von der Wirkungskraft mehr des reinen Gefühles als der stürmischen Größe eines machtschaffenden Willens; durchaus, seine Geschichte kündet davon, nicht ohne Schwung und auch nicht ohne Zorn, aber so, wie er sein Wesen ausleben durfte, der Mann der warmherzigen Weisheit, der klaren Beschränkung auf den Lebenskreis und die Lebensziele seiner Heimat und seiner Ahnen; mit dem Gesamtvaterlande so wohl vertraut, daß auch die neuen Aufgaben in der Welt und auf den Meeren sein verständnisvolles Fürwort gewannen, aber wurzelnd und erst ganz entfaltet doch in den Verhältnissen dieser reichen, schönen und schlichten Südwestecke des deutschen Landes, in diesem, wie sein Biograph es gesagt hat, altbadischen Patriarchalismus, den er mit allen Forderungen des 19. Jahrhunderts versöhnte und ebendeshalb lebendig erhielt, in dieser fürstlichen „Seelsorge" des

erlauchten Großherzogspaares, das, engverbunden in Art und Wirkung, unermüdlich seine Fäden gesponnen hat in wohltätiger Liebe, in warmer Hingabe, über jede Landschaft seines in sich doch wieder so vielgestaltigen Gebietes, über die Ebenen am Rheine und die Täler und Berge des Schwarzwaldes und am Bodensee; neben der stets staatlich auf das Allgemeine und aufwärts gerichteten Fürsorge ihres Gemahls die ganz persönlich und im einzelnen schaffende, wirtschaftliche, soziale, religiöse, weiblich gestimmte der hohen Frau, deren Gestalt im Glücke und Leide des Hauses und im öffentlichen Dasein von der seinigen untrennbar ist für ihr Land und untrennbar bleiben wird für die Nachwelt.

Baden ist auf den Wegen weitergeschritten, in die er selber es einst deutlich hineingeführt hatte. Aber wir sehen es: es waren Wege, die herkamen aus der Vergangenheit des Zähringer Geschlechts und Staats. Und der 80jährige Herrscher empfindet in sich — er hat sie oft gepriesen — die ganze Wirkungsmacht der historischen Zusammenhänge. Wie in Kaiser Wilhelm I., mit dessen politisch so charakteristisch verschiedener und menschlich doch ihm so vertrauter und heute so mannigfach verwandter Erscheinung man ihn unwillkürlich und gern zusammenrückt, so fließt altes und neues auch in ihm in Eins zusammen. Ihm selber freilich ist Kaiser Wilhelms Name, wenn er ihn in jenen Äußerungen, von denen ich ausging und zu denen ich am Schlusse zurückkehren darf, als einen der für sein Dasein entscheidenden preist, der Ausdruck für seine eigene Arbeit an und im Reiche: er hat ein gutes Recht, diesen Zusammenhang, die historische Macht von 1870, für sich aufzurufen, wo er von seinen Lebenswerten spricht. Und alles, was ich ausführte, hat die Engigkeit das Bandes wieder aufgezeigt, das ihn daneben mit Karl Friedrich vereint: seine eigene Geschichte ist wirklich die Verknüpfung jener zwei Gestalten und dessen, was sie bedeuten, zu einem neuen Ganzen; und fast möchte man meinen, daß Karl Friedrich in diesem Ganzen doch noch überwöge bis an den heutigen Tag. Denn das Gewicht des eigentümlich Badisch-Deutschen, das er ausdrückt, wird durch die dritte jener Kräfte noch verstärkt, zu denen wir den Großherzog sich bekennen hörten: was ihm für die Entwickelung seines persönlichen Wesens die deutschen Uni-

versitäten waren, das habe ich angedeutet. Aber ich habe es nicht erschöpft. Er dankt der deutschen Bildung seiner Jugendtage mehr als seinen politischen Glauben: er dankt ihr den eigentümlichen Klang seiner eigenen Bildung überhaupt, seinen Glauben in weltlichen und ewigen Dingen zugleich, den geistigen Zug, den Drang zum Gleichmaß, zu einem reinen Gleichgewicht der seelischen Kräfte, zur Klarheit und zur Vielseitigkeit des persönlichen Lebens, zu warmer und zarter Menschlichkeit. In diesem Drange ist er wohl wieder Karl Friedrichs Enkel: aber zugleich der Sohn des Deutschlands, über das noch der Hauch der großen Philosophie und der großen Dichtung hinstrich, der Sohn jener deutschen Einheit, die vorgelebt ward in der geistigen Kultur. Er hat mitgerungen, ihr die politische anzuschließen; er trägt den Rock des neuen gewaffneten Deutschlands: aber aus seinem Wesen, wie dem seiner Altersgenossen sonst, duftet noch heute die Blüte jener hohen Tage uns zu, in denen er jung war. Heute aber strebt wiederum dieser Zug des einstmals „Deutschen", sich stärker zu entfalten inmitten der Einseitigkeit des neuen realistischen Deutschlands, das ich „preußisch" nannte: in neuer, suchender geistiger Sehnsucht und Schaffenshoffnung und Genußfreude, in heilsamer Erweiterung und Ergänzung, nicht selten freilich bereits in neuer ästhetisierender Einseitigkeit. Großherzog Friedrich darf sich dieser Verinnerlichung und Verjüngung herzlich freuen: sie knüpft an die Kräfte seines eigenen Innern an. Aber auch *ihrer* Einseitigkeit hat er den Glauben seines Lebens entgegengehalten: unser trotz allem unpolitisches Volk, von allzu deutlichen Gefahren täglich und rings umdroht, darf seines Staates, es darf der mahnenden Geschichte seiner Einigung, es darf der Notwendigkeit seines Zusammenhaltes und seiner Waffnung, der Notwendigkeit der männlich strengen Kräfte, die es vom Norden her aufgebaut haben, nicht einen Tag lang vergessen: ein Rückfall in die alten Schwächen wäre, heute mehr als jemals zuvor, der nationale Tod. So hat Großherzog Friedrich 1903 zu Heidelberg den alten Bund von Hochschulen und Reichsgesinnung gefeiert; so hat er den Studenten die Stärke unseres Vaterlandes auf die Seele gelegt — die Stärke, die allein unsere Freiheit bewahrt. Ihm aber ist sie vor allen Dingen doch wieder geistig: zu der geistigen Kraft hat er damals

aufgerufen, die über das Tagtägliche zur Pflicht für das Ganze erhebt, und ihre Stählung wies er den Hochschulen zu.

Wir haben Anlaß, uns dieses Vertrauens zu freuen, dieser Einigkeit unseres Herrschers mit dem, was wir uns selber wünschen und von uns selber fordern. Wir haben ein halbes Jahrhundert lang solche Einigkeit mit unserm obersten Rektor empfinden dürfen: das war für die Hochschulen dieses Landes, das war für unsere Hochschule ein unvergleichlich reicher Segen. Wir sind ihm dankbar für hundertfältige Förderung alles äußeren und inneren Lebens der Universität: eine Blütezeit wie unter ihm hat sie niemals erblickt. Wir dürfen ihm noch tiefer für jenes Persönlichste danken. Er hat von uns stets Wahrhaftigkeit verlangt und ertragen: wir empfinden es als ein hohes Glück, daß es uns möglich ist, uns in voller Wahrhaftigkeit zu ihm und zu seiner Meinung von unsern Pflichten zu bekennen, jene Einheit zu fühlen zwischen ihm und seiner alten Universität. Wir wissen uns ihm nahe: das ist die schönste Form der Huldigung, die wir uns selber ersehnen. Wir streben, wenn wir von ihm reden, die leitenden Gewalten von Großherzog Friedrichs Dasein zu erkennen, betrachtend, zergliedernd, wie es unseres Amtes ist; wir streben zu bestimmen und zu verstehn. Aber wir fühlen dieses Dasein zugleich als eine lebendige Einheit, in sich und mit uns, wir spüren seine Einwirkung, wir dürfen es lieben, als die Verkörperung so edler allgemeiner Kräfte unserer Welt, und über allem, als ein persönliches Dasein, wie es uns atmend vor Augen steht: Erkenntnis und Liebe ist hier einmal Eins. Ich habe den Gegensätzen nachgespürt, durch die, in tiefbewegten, unvergeßlich großen Zeiten, dieses Leben dahingeschritten ist und die, historisch angeschaut, es selber durchwalten. Es hat sie menschlich überwunden durch das Eine, durch das es uns alle überwindet und das uns von den Höhen dieser beiden Feste in unsere Herzen hineinleuchtet, mit warmem und ruhigem Abendsonnenglanze: durch Harmonie.

Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland

Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung
am 8. Oktober 1907

Der Herr Vorsitzende des Kuratoriums der Wissenschaftlichen Stiftung[1] hat Ihnen von der Gegenwart und von den Fragen der Zukunft gesprochen, wie sie dem handelnden Staatsmanne auf der Seele liegen. Der Historiker, dem er jetzt, als einem der Erstberufenen der neuen Anstalt, das Wort erteilt hat, tut das, was seines Amtes ist, wenn er von der Vergangenheit redet — nicht von demjenigen Inhalte der Vergangenheit, mit dem seine eigenen Lieblingsstudien sonst vor allem verkehren und von dem eine persönliche Antrittsrede sonst etwa handeln würde, sondern von der Vergangenheit, in deren Zusammenhange die Gründung des Werkes steht, das heute hier gefeiert wird. Diese Stiftung, neuartig wie sie in das Hamburger Leben hineinzutreten scheinen mag, ist doch nur ein durchaus organisches Ergebnis der hamburgischen und deutschen Geschichte, das festangeschlossene Glied einer Kette, die das Leben dieser Stadt seit Jahrhunderten umschließt und die es seit Jahrhunderten und nun von neuem mit dem geistigen Leben Deutschlands, ganz besonders mit dem Leben des deutschen Bürgertumes, nahe verbunden hat.

Bürgerlich ist dieser Boden hier, und bürgerlich ist die neue Blüte, die er hervorgetrieben hat. Und wir gedenken der uralten Einheit zwischen Stadt und Bildung, wie sie — ich spreche hier nicht von den glorreichen Stadtstaaten des klassischen Altertums als Geburtsstätten des Geistes — den Werdegang der modernen Welt begleitet hat. Erst in den Städten des Mittelalters ist der Geist der neuen Weltepoche, der romanische und germanische Völker unter dem Einflusse des Christentumes zu neuem, eigenem seelischem Dasein emporführte, zu seiner vollen Form gelangt:

[1] Herr Senator von Melle hatte zum Eingange der Versammlung, die so zu einer Art von Eröffnungsfeier der neubegründeten Stiftung wurde, ihren Begründern gedankt und ihre Ziele erörtert: Berufung von Gelehrten, Förderung der Forschung durch Reisen und Publikationen, Förderung des wissenschaftlichen Lebens und Unterrichts in Hamburg in alten und neuen Richtungen. Er besprach die Frage einer Hamburger Universität, mit deren zukünftiger Möglichkeit die Stiftung rechne, deren Gestalt noch unbestimmbar sei, aber sicher deutsch und nicht ausländisch ausfallen werde.

erst da er von den Klöstern und von den Burgen in die Mauern der Städte, in die Häuser der Bürger wanderte. Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters beherrschte eine überwiegend städtische Kultur: in ihr reifte das Neue und Lebendige zuerst, die Zukunft des modernen Staates, die das Bürgertum dem modernen Fürstentume vorbereitete, die Gegenwart einer künstlerischen, literarischen, wissenschaftlichen Entfaltung. In Italien sproß die ganze Geisteswelt der Renaissance aus den Städten hervor, und blühte erst vom Bürgertume her den Monarchien zu; und auch die erste der großen neuen Organisationen des wissenschaftlichen Lebens, die erste Universität, erstand an der Wende des 12. Jahrhunderts aus dem Zusammenwirken der städtischen Behörde und der städtischen Korporationen mit den Scholarenkorporationen zu Bologna: die klassischen Universitäten Italiens waren Stadtuniversitäten. Unser deutsches Leben ist nie so einseitig städtisch gewesen, wie das italienische; zu stark haben sich in Deutschland neben und über den Städten die Landschaftsstaaten mit ihren Fürsten und ihrem Adel entwickelt und ganze, große Teile unseres Vaterlandes blieben städtearm. Dennoch war auch hier der Kultur- und zum Teile der Machtfortschritt vom 13. bis in das 16. Jahrhundert an die Städte gebunden: das waren die großen Tage unserer Reichsstädte in Süd und Nord, ihrer politischen Bedeutung, ihres wirtschaftlichen und kolonisatorischen Aufschwunges, ihrer geistigen Zeugungskraft, die Tage der Städtebünde und Städtekriege, des neuen städtischen Gewerbes und des städtischen Handels, die Tage, da die süddeutschen Reichsstädte über die Alpen hin, zum Mittelmeer hinüber, den Rhein hinab, die Reichs- und Landstädte des Nordens in der Hanse durch die Gebiete der Ostsee und Nordsee ihre stolzen Bahnen zogen, Zeiten, auf deren Höhe die Macht der großen Kaufleute sich glanzvoll und die Mitlebenden blendend erhob, während ein starkbewegtes inneres Leben die Gemeinden kampfreich durchpulste — die erste Blüteperiode des deutschen Bürgertums. Und auch der deutschen bürgerlichen Bildung zugleich! Bürgerlich wurde damals auch in Deutschland das Beste am Leben der Religion, der bildenden Kunst, der Dichtung, der Wissenschaft. In dieser ersten Epoche deutscher Universitätsgründungen wetteiferten die Landesfürsten mit den Städten und nur die

Minderzahl der neuen Hochschulen war unmittelbar städtisch: die Kölner, Erfurter, Baseler Universität; aber auch die Mehrzahl der übrigen atmete die Luft lebendiger Städte, und an die Städte schloß sich dann, als die Scholastik verblühte, der aufstrebende Humanismus besonders eng, in Augsburg, Nürnberg, Straßburg gewann er seine Hochburgen, stattlicher fast als in den Schlössern der Fürsten. Eine letzte höchste Erhebung erreichte all dies im ersten Menschenalter der deutschen Reformation. Auch sie bildete eine besondere städtische Gestalt in sich aus, hob noch einmal die Reichsstädte mitten in den Reichtum des vollen historischen Lebens und Streitens hinein, fand ihren edelsten Ausdruck in städtischen Staatsmännern, Gelehrten, Predigern, durchtränkte die Städte mit ihrem Geiste, mit ihrer Bildung, organisierte in ihnen den deutschen protestantischen Humanismus. Unter ihren Nachwirkungen sind damals, im Gefolge der Gymnasien, noch einmal reichsstädtische Universitäten entstanden: Straßburg und Altdorf-Nürnberg, und Halbuniversitäten wie das hamburgische akademische Gymnasium von 1613. Aber diese führen schon in Zeiten hinüber, da die Blüte der alten deutschen Stadt im Welken war. Ich darf den Niedergang hier nicht innerlich zu begründen suchen; seine letzten und entscheidenden Ursachen waren doch offenbar politisch: in Europa erhoben sich neue, einheitliche, nationale Staatsgewalten, die, während Deutschland politisch zerfiel, sich die durch die Entdeckungen erweiterte und tiefverwandelte Welt teilten, ihre Macht wie ihren Reichtum; unsere Städte wurden in Süd und Nord zurückgeworfen, von dem Neuen ausgeschlossen, in ihren alten Lebensbahnen immer dichter eingeschränkt, Augsburg und Nürnberg gingen zurück wie Köln und Lübeck. Ein neues staatliches und wirtschaftliches Weltalter von größeren Formen, von monarchischer Zusammenfassung zog überall herauf, und die selbständige Einzelstadt mit ihrem begrenzten Machtkreise versank. Auch in Deutschland löste ein neuer Fürstenstaat, eine neue Gesellschaft sie ab; sie wurde zuerst in sich selber matt und unproduktiv, dann schlug der 30jährige Krieg sie auch von außen her in Scherben.

Ich habe hier nicht von der Geschichte Hamburgs in den Jahrhunderten zu sprechen, auf deren entscheidende Züge ich soeben

hinwies. Sie waren auch hier reich genug an äußerer und innerer Bewegung und an Frucht — Sie haben die unmittelbar greifbarste in den zwei alten Meistern der Kunsthalle vor Augen! —, sie legten auch hier, von Karl dem Großen an bis auf Martin Luther und Gustav Adolf, den Grund, natürlich, für alles Leben der Folgezeit. Aber Hamburg als Stadt stand damals innerhalb der Reihe, und nicht einmal der ersten. Die Glanzzeiten der Hanse sind nicht die seinen: erst als sie abstarb, hob Hamburg sich eigen und stark heraus. Gerade die westlichen Mächte, vor denen der Stern der Hanse erblich, suchten mit Hamburg Fühlung; dank der unvergleichlichen Gunst seiner Lage, dank seinem eigenen, kraftvoll rücksichtslosen Zugreifen, der zähen und weiten Lebenskraft seiner Bürger trat Hamburg — um 1600 herum — aus dem halben Schatten, in dem es bis dahin gestanden, in das volle Licht der europäischen Zusammenhänge heraus. Die Hanse verging; die deutsche Städteherrlichkeit schwand dahin; das Reich wurde schwach und leer; die Territorien arbeiteten erst langsam und mühevoll in sich die Aufgaben des modernen Staates durch, die Fürstenstädte wuchsen, innerhalb dieser Landschaftsstaaten, allmählich empor: auch von 1600 und 1650 bis 1700 und 1750 ging es in Deutschland im ganzen allgemach voran. Aber die Wunden, die der siegreiche Vorantritt des westlichen Auslandes Deutschland geschlagen hatte, waren tief; und das deutsche Bürgertum, als Stand, fiel schwer zurück. Der neue Wohlfahrts- und Polizeistaat hat es langsam wieder heraufgezogen, aber er hat es auch — fast überall — an das Regiertwerden, an die Leitung erleuchteterer oberer Gewalten gewöhnt; und zunächst verlor es durch den Verfall seiner alten Hauptorte, der Reichsstädte, an Lebensfülle und -frische unendlich viel. Es wurde arm und philisterhaft. Die geistige Führung, die diese Reichsstädte besessen, ging über an die neuen Mächte: Fürstentum, Hof, Adel, wurden im 17. Jahrhundert die Träger der geistigen, der künstlerischen, der wissenschaftlichen, der persönlichen Kultur, das alte bürgerliche Bildungs- und Menschenideal wich einem höfisch-weltmännischen jener Schichten, die alten Universitäten versandeten, trübe floß in ihnen und in den Städten ein lebloser Strom überlieferter und erstarrender Gelehrsamkeit dahin.

Es ist eine altgepriesene Wahrheit, daß diese Erstarrung des bürgerlichen Lebens Hamburg erspart geblieben ist. Daß es sich durch die Macht seiner Wälle über die Gefahren des 30jährigen Krieges hinweghob, ist doch nur das Äußerlichste daran; ich wies auf die Verbindungen hin, die es mit England einging, auf seine Einfügung in die Kette des neueren großen Wirtschaftslebens, in die niederländisch-englische Handelswelt. Es ist bekannt: Hamburg wurde für die zwei führenden See- und Handelsvölker die Pforte zu Deutschland, es wurde eine allgemein-deutsche Handelsstadt. Daß es sich beizeiten von der niedergehenden Hanse trennte, war eine Tat gesunder und heilsamer Selbstsucht. Es sorgte für sich selber: nur dadurch hat es für die Nation etwas zu leisten vermocht. Der neue Territorialstaat hob damals seine Handelsstädte, wie Leipzig, Berlin, Stettin, Breslau; manche von ihnen begünstigte der natürliche Verkehr, und sie schützte zudem die Macht des Landesfürsten. Danzig und Hamburg blieben auf sich allein angewiesen: Hinterland, Strom und See kamen ihnen zu Hilfe, im übrigen hatten sie sich selber zu helfen. Wie schwer das war und wie es dennoch geleistet wurde, davon berichtet die hamburgische und die deutsche Geschichte. Hier sei nur das eine bemerkt: indem Hamburg sich kühl und kühn auf sich selber stellte, tat es nicht nur das einzig Mögliche, dasselbe, was jeder lebendige Sonderstaat im zerfallenden Reiche tun mußte, wenn er dauern und gedeihen wollte, was Baiern und was Brandenburg-Preußen tat; es blieb zugleich in seiner Art ein getreues und auch ein nützliches Glied des deutschen Reiches. Adolf Wohlwill hat es mannigfach aus den Quellen geschildert, wie mühselig die Einzelstadt sich zwischen den Elbufermächten, Schweden, Dänemark, Brandenburg, zwischen den Großstaaten Europas, Kaiser und Reich und Preußen, Frankreich und England hindurchwinden mußte, mit Opfern und Beugungen, und wie sie sich doch behauptet hat; er hat zugleich mit gutem Rechte betont, daß sie dennoch so gut kaiserlich und reichisch blieb, als sie eben konnte, und daß die Gesamtheit doch immer eine Art Schutzwehr auch für Hamburg blieb; und vor allem betont, daß auch dieser Einzelstaat, indem er seinen Interessen entschlossen und lebensvoll nachging, der Gesamtheit diente: in sehr anderer Weise, aber ebenso sicher

wie das machtgestaltende Königtum der Hohenzollern. Denn Hamburgs wirtschaftliche Mittlertätigkeit half die Öde und Armut der Gegenwart überwinden und hielt die Wege für eine bessere Zukunft frei. Hier gilt es noch stärker ein Anderes zu unterstreichen, was man ja seit langem weiß: Hamburg hat am allerbesten dem Ganzen der Nation dadurch gedient, daß es seinen eigenen Organismus gesund und frisch erhielt. Die Verfaulung, der das städtische Wesen, das reichsstädtische, beinahe überall unterlag, drang hier nicht durch: neben wenigen anderen deutschen Städten und vor ihnen wahrte sich Hamburg seine innerliche Lebendigkeit. Hier flutete schöpferischer Verkehr und wehte die Luft der See; hier strömte fremdes Blut heilsam ein; hier spürte man den Atem der westlichen, der holländisch-englisch-französischen Bildung; hier stritten in lebendigem Wetteifer, inmitten einer lebendig fortwachsenden Verfassung, die aristokratische Tendenz des Rates und die demokratische der erbgesessenen Bürgerschaft miteinander; hier blühte neben dem herrschenden Handel neues Gewerbe auf; hier war an Stelle der Stockung historischer Fluß, und stieg mit dem Reichtum des Wollens und des Besitzes zugleich der Reichtum bürgerlicher Geisteskultur. Überaus Wertvolles hatte die Reformation dem neuen Hamburg vermacht, wie in der Verfassung und im religiösen Leben so auch in der wissenschaftlichen Bildung. Ich nannte das akademische Gymnasium von 1613: 270 Jahre lang hat es bestanden und gewirkt, eine Zwischenstufe zwischen Gelehrtenschule und Universität, eine Lehrstätte der allgemeinen, wissenschaftlichen Bildung. Der Keim der Hochschule, der in ihm steckte, ist nicht zur Entwicklung gediehen, aber es war selber in seinen guten Zeiten ein Stück Hochschule, eine Art philosophischer und zugleich theologischer Fakultät, und immer wieder haben seine Lehrer und Gelehrten in Hamburgs und Deutschlands Bildungswesen ihre stattliche Rolle gespielt. Seine Glanzzeiten stehen immer mit den Zeiten kräftigen wirtschaftlichen Aufschwunges der Stadt im Zusammenhang. 1613 war das Gymnasium geschaffen worden, 1623 die Admiralität, 1665 die Kommerzdeputation: in diese selben Jahrzehnte (1629—1657) fällt am Gymnasium die Wirksamkeit des Joachim Jungius, des Gießen-Rostockischen Universitätsprofessors, der in Hamburg Rek-

tor ward, des Mathematikers und Naturforschers, Philosophen und Schulmannes, dessen Spuren der alte Goethe erstaunt und bewundernd nachgegangen ist. Ein Jahrhundert später haben Reimarus und dann Büsch, wieder ein Jahrhundert danach Wurm und Aegidi dem Gymnasium hellen Glanz verliehen. Geschichte, klassische und biblische Philologie und Philosophie, Physik und Chemie, Naturgeschichte, Mathematik wurden gelehrt; hier floß ein stetiger Quell von geistiger Anregung und gelehrtem Streben. Seit 1648 stand die Stadtbibliothek daneben, ein Mittelpunkt gleicher Bewegung auch sie. Und schon die Namen von Jungius, Reimarus, Büsch deuten weiter hinaus. Die Wissenschaft der Aufklärung drang in Hamburg ein, der Geist der Aufklärung, der neue weltliche Geist, der die westlichen Völker erfüllte und vorwärtsführte, brach sich in Hamburg seine Pforte, gleichwie der Handel und das Wirtschaftsleben derselben Völker. Lernend, nachahmend, widerstreitend hat sich Hamburg mit ihrer neuen Geisteskultur auseinandergesetzt; in der weltoffenen Hafenstadt erwuchs ein neues Leben, das auch auf geistigem Gebiete der deutschen Gesamtheit wichtig wurde: auch von einer geistigen Mission Hamburgs innerhalb der Nation kann man für das Jahrhundert der Aufklärung und der langsam wieder aufsteigenden deutschen Bildung sprechen. Die deutsche Nationaloper wurde in Hamburg 1678, das deutsche Nationaltheater in den Tagen Lessings begründet und in beiden Richtungen ist die Bedeutung Hamburgs groß und tief. Es war ja kein Zufall, daß Lessing und Klopstock in Hamburg heimisch werden wollten, daß Herder die Stadt besuchte, von der man frühe gesagt hat, sie sei damals die geistige Hauptstadt des deutschen Nordens, ja ganz Deutschlands gewesen — ein Wort, das etwas zu viel behauptet und doch die Erinnerung an ein bewegtes und fruchtbares Treiben zu gutem Rechte emporruft. Eine führende Einwirkung übte Hamburg wohl eine Weile lang in den Vorbereitungszeiten unserer großen Literatur; als diese auf ihre Höhe kam, wirkte Hamburg nur noch mit. Aber wie bunt und reich war auch damals noch das Bild der Kreise, in die Lessing hineintrat, mit ihren Gelehrten und Literaten, Musikern und Schauspielern, ihren Geistlichen und ihren Kaufherren, mit ihren kriegerisch getrennten Lagern von Freunden und Fein-

den der Bühne und der Aufklärung, mit dem streitbaren Hauptpastor und seinen Gegnern in Kirche und Literatur! Als Hintergrund eine oft geschilderte, saftige Geselligkeit, reich an behäbigem, materiellem Genuß, aber zugleich an prickelnder Würze des neuen Geistes — des Geistes, der jenen Überfluß heilsam und notwendig ergänzte; und in dem wohlhabenden Bürgerhause die Überlieferungen einer eingesessenen Malerei, die seit einem Jahrhundert, auch sie vom Auslande mannigfach geleitet, doch Eigenes und Wertvolles geschaffen hatte, deren Bildniskunst das Beste der bürgerlich-persönlichen hamburgischen Welt ebenso charakteristisch festhielt wie der bürgerlich stolze Bau der Michaeliskirche das Gesamtbild dieser Stadt des mittleren 18. Jahrhunderts. Ihr vollster persönlicher Ausdruck aber, der doch wohl hamburgischeste unter den geistigen Führern von 1770, besitzt neben den Künstlern und Literaten noch durchaus ein besonderes Gesicht und eine besondere Wirkungssphäre: das war der Professor Johann Georg Büsch, der Mathematiker und ausgezeichnete Volkswirt, der Lehrer vom akademischen Gymnasium, der als erster den Kreis der Vorlesungen über die Schüler der Anstalt hinaus dehnte, öffentliche Vorträge einführte, der dann daneben seine Handlungsakademie begründete und geistig versorgte und dessen weitbekannter Name über den ersten Jahrzehnten der „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe", der „Patriotischen Gesellschaft" von 1765 strahlt. Unendlich vielseitig und reich ward deren Tätigkeit: sie hat ein Jahrhundert lang in allen Zweigen des wirtschaftlichen und vielen des sozialen Lebens durch Preisaufgaben, durch wissenschaftliche und praktische Anregung und Unterstützung neuernd, bessernd, schaffend gewirkt, die Tätigkeit des Staates belebend, aneifernd, vertretend, sie hat in Schul- und Armenwesen, in Naturwissenschaft und Kunst neue Einrichtungen gegründet oder mitgegründet und sie weitergeführt, bis sie reif waren für die Übernahme durch den Staat. Nirgends hat sich der bürgerliche Geist dieser Stadt selbständiger und bezeichnender betätigt als in dieser Vereinsbildung, die die großen Aufgaben für die Gesamtheit aufgriff und vorbereitete und löste. Aber auch Büsch und die Seinen standen mitten in den Einflüssen des zeitgenössischen Geisteslebens drinnen: Allgemeines und

Städtisch-Besonderes war hier innig miteinander durchdrungen. Das was von den niederländischen Städten des 17. Jahrhunderts gesagt worden ist, gilt auch, und noch unmittelbarer und andauernder beinahe, für das Hamburg des 17. und 18.: die Entwicklung der alten deutschen Stadt, die im inneren Deutschland abgebrochen worden war, setzte sich hier ungebrochen fort, ein deutsches Bürgertum blühte hier frei und ungefesselt, selbständig und selbstbewußt, in allseitiger Arbeit weiter, über die Zeiten unbürgerlicher deutscher Kultur hinweg, und führte der wiedererstarkenden deutschen Gesamtheit zuletzt auch ein gut Teil der geistigen Kräfte wieder zu, die hier lebendig geblieben waren und nun anderwärts in Deutschland ihr Höchstes leisten sollten.

Denn schon waren Leipzig und Zürich neben Hamburg getreten, und was in ihnen vorbereitet worden, gipfelte nicht in ihnen, sondern in Königsberg, in Jena, in Weimar.

Es ist hier nicht von dem Aufstiege des deutschen Geistes zu handeln, der sich in unserer großen Dichtung und unserer großen Philosophie vollendete, auch nicht von jener allmählichen Wiedererhebung deutschen städtischen Wohlstandes und deutscher städtischer Bildung, die das 18. Jahrhundert begleitete, von der rückkehrenden Kraft des Bürgertums, das nach allem Niedergange langsam wieder anfing, sich zu fühlen und einer Zukunft zuzustreben. Das Revolutionszeitalter schien sie zu bringen: auch Hamburg schien noch höher empor zu sollen. Die nordamerikanische Revolution gab seinem Handel den folgenreichsten Anstoß; die französische erweckte die bürgerliche Freiheitsbegeisterung auch hier und enttäuschte sie dann. Aber sie belebte durch den englisch-französischen Weltkrieg, durch die Lähmung des französischen und holländischen Handels für eine Weile den hamburgischen in ungeahnter Weise, bis schließlich Napoleons ungeheurer Eingriff das Band zwischen Hamburg und England, das Band zwischen Hamburg und der See zerriß und die freie Reichsstadt knebelte und französisch machte. Sie hat dem Befreiungskampfe, wie der Fremdherrschaft zuvor, unendliche Opfer an Wohlstand und nun auch an Leben dargebracht; als eine Märtyrerstadt der nationalen Erhebung ging sie in das neugeordnete Deutschland von 1815 über, und man muß es rühmen, daß diesem Deutschland,

aus dem die alten reichsstädtischen Gewalten inzwischen überall verschwunden waren, die freie bürgerliche Kraft seiner hansischen Seestädte auch jetzt wieder selbständig erhalten blieb: ein Quell der Lebendigkeit in wieder getrübten Tagen. Freilich auch für die hamburgische Kultur blieben sie in vielem getrübt: im neuen Jahrhundert verlor sie ihre alte große Stellung. Andere, binnenländische Mittelpunkte des deutschen geistigen Lebens wurden wichtiger: neben die Universitäten, die im 18. Jahrhundert auch wieder zu nationaler Bedeutung emporgestiegen waren, neben die kleinen Fürstensitze, in denen der deutsche Sonderstaat und seine höhere Gesellschaft ihre Bildungskraft bewährt hatten, traten nun auch die Hauptstädte der großen Bundesländer, die Sitze politischer Macht, zugleich als geistige, künstlerische Zentren. Hamburg verschwand neben ihnen; seine ausstrahlende Kraft war erlahmt, seine Malerei hatte sich zuerst stolz erhoben, aber sein größter Maler sank früh ins Grab; es behielt wohl eine weiterschaffende, eigene Kunst, aber es hörte auf zu führen und begann allmählich geführt zu werden. Und gleichzeitig traten neue gewaltige Aufgaben in das deutsche Dasein hinein. Das deutsche Bürgertum wurde, langsam, aber weit über die Vorbereitungszeit im 18. Jahrhundert hinaus, wieder groß und rang sich jetzt wirklich in den Vordergrund des nationalen Lebens durch: es wurde geistig und wirtschaftlich stark und einheitlich, es entwickelte ein schöpferisches Selbstgefühl als Stand, als nationale Gewalt, es wurde politisch zu einer Macht, es forderte Verfassung und Einheit. Es kamen die großen Einigungskämpfe heran, die Zeiten von 1848, 1866 und 1870, getragen vor allem von diesem Bürgertum. Der deutsche bürgerliche Liberalismus durchdrang die Nation, ihren Geist, ihre Wirtschaft, ihren Staat; auch Hamburg hat an seinem Ringen, daheim und innerhalb des Ganzen, teilgenommen. Aber es hat auch in diesem Ringen nicht führen können: es hatte zu sehr seine Stellung und sein Arbeitsgebiet für sich. Und schließlich ist es ja auch nicht das Bürgertum und nicht der Liberalismus gewesen, die die Einheit schufen. Andere Mächte griffen ein und erwiesen sich politisch stärker: der Sonderstaat Preußen mit seiner Monarchie und seinem Adel, seinem Heer, seinem Beamtentum, seinem staatlichen Ehrgeiz großen Stils; ein ungeheurer Staats-

mann verkörperte diese Kräfte, führte sie zum Siege, gestaltete herrscherhaft das neue Reich. Und wenn er sich mit dem vorwärtsdrängenden nationalen Bürgertume verbündete, so blieb doch er in der neuen Epoche, in dem Menschenalter von 1860—1890, der Herr; er durchtränkte Deutschland mit seinem Willen, seiner Schärfe, seinem Wirklichkeitsgeiste; er führte so auch den Realismus des vorschreitenden Jahrhunderts zur Vollendung; er drückte einem heroisch starken, harten, gewaltigen Zeitalter, schöpferisch wenn je ein Deutscher, einem national-politischen, einem politischen Zeitalter den tiefen und mächtigen Stempel seiner Persönlichkeit und seines Wesens gebieterisch in die Stirne. Er hat auch diese Stadt, die, ihren altreichischen Überlieferungen getreu, der stetig wachsenden Vorherrschaft des nachbarlichen Preußens seit zwei Jahrhunderten aus mancherlei natürlichen Gründen abhold, ihm gleich dem übrigen städtischen Deutschland widerstrebte, anfangs in seine Bahnen gewaltsam hineingezwungen. Später hat der große Feind der Bürokratie die Selbständigkeit des bürgerlichen und freien Hamburgs mehr als einmal von Herzen gerühmt und wohl gemeint, sechs freie Städte im Reiche statt der drei würden ein Segen für das Ganze sein; noch später ist er, der zum nationalen Helden, zum Ausdruck der Nation geworden war, zugleich der persönliche Nachbar, der persönliche Freund Hamburgs geworden und ward diese Stadt zu einer Hochburg der Liebe und der Treue gegen ihn. Längst war sie eine deutsche Stadt auch im Sinne des neuen klein-deutschen Reiches und all ihr Leben durchdrungen von neuem Leben der Nation. Aber sicherlich: in dem Werke der Bismarckzeit, dem großen, politischen Werke, das das vergangene Jahrhundert vor allem bezeichnete, war Hamburg, wie im geistig-künstlerischen Dasein der gleichen Epoche, eine mitgehende, mitwirkende, aber nicht eine führende Gewalt.

Es hatte in diesen Menschenaltern wieder seine Aufgabe für sich, auch wieder im Sinne der Nation. In den armen Jahrzehnten nach 1815, in denen das binnenländische Deutschland wirtschaftlich allgemach erstarkte und zusammenwuchs, gingen die hamburgischen Kaufherren hinaus über die Meere. Sie erwarben in hartem, opferreichem Ringen den alten Wohlstand zurück und

übertrafen ihn dann: sie traten, mit den Bremern zusammen, entschlossen wieder zwischen die großen Handelsvölker, sie griffen nach Amerika hinüber, in den Norden und den Süden des Weltteils, sie machten Hamburg von neuem zum Welthafen Deutschlands, sie errangen und bewahrten unter tausend Schwierigkeiten der zersplitterten Nation ihr Stück Anteil am Weltverkehr. Sie haben auch diesmal sich selber behauptet, und für sich selber gearbeitet; es ist bekannt, daß das Binnenland manchmal meinte, sie täten es zum Schaden der Gesamtheit. Sicherlich in allen Hauptsachen mit Unrecht: denn auch diesmal erfüllten die Hanseaten, indem sie ihrem Sterne folgten, zugleich im letzten Sinne ihre Mission für das gesamte Deutschland. Preußische Zolleinigung und hansischer Freihandel, sooft sie sich auch stießen, solange auch alles Suchen nach einer gemeinsamen deutschen Schiffahrtspolitik erfolglos blieb, haben doch zuletzt dem gleichen Werke gedient, und nach den abschließenden Kämpfen von 1880, in der glücklichen Lösung, die für Hamburg Versmanns Namen mit dem Bismarcks zusammenfügt, trat Hamburg, ohne Verlust des Wesens seiner Freiheit, ganz in die Gesamtheit ein, deren Aufstiege seine Arbeit immer unentbehrlich gewesen war, deren künftigen Zielen es vorgearbeitet hatte in dumpfen Jahrzehnten, deren Weltstellung damals und vollends heute undenkbar wäre ohne diese Stadt.

Auf diesem Gebiete lag, das 19. Jahrhundert hindurch, Hamburgs eigentliche Aufgabe und Arbeit. Es war zugleich, so sahen wir, hineingewachsen in die national-politische Zeit; es war nun äußerlich und innerlich ein Teilstaat des Deutschen Reiches. Es wurde hineingezogen in den politischen Wandel der deutschen Verhältnisse um 1878; es sah, von Bismarck gelenkt, Deutschland die im engeren Sinne liberale Epoche verlassen, in ein neues Jahrzehnt monarchisch-konservativer Färbung, in eine Zeit gesteigerter Staatsmacht und Staatswirksamkeit hinübertreten; es sah Bismarck fallen — ich sprach davon, mit welchen persönlichen Gefühlen; es sah ein neues Geschlecht neue Wege suchen daheim und draußen in der Welt. Ich brauche nicht auszuführen, wie diese Wendung nach außen Hamburg, vom ersten Beginn einer deutschen Kolonialpolitik an und später immer stärker, mitten in den Strom der deutschen Weltbestrebungen hineinriß, und was es

diesen Bestrebungen bedeutet. Mit stets erneutem Staunen und zugleich mit stets wachsendem Verständnis hat das Binnenland auf den ungeheuren Aufschwung des hamburgischen Verkehrs in diesen letzten Jahrzehnten geblickt, hat es das Wachstum der Häfen, der Tonnenzahlen, der Größe und der Leistungsfähigkeit der Werften, den Ausbau neuer Verbindungen, neuer Schiffahrtslinien beobachtet, hat es vernommen, wie etwa die größte Schiffahrtsgesellschaft der Elbstadt und der Erde in ihrer neuesten Entwickelung rastlos Glied an Glied in der Kette ihrer die Welt umspannenden Unternehmungen fügt, wie sie dem nordamerikanischen Verkehr den mittel- und südamerikanischen, dem atlantischen den pazifischen hinzugewinnt, wie sie Ostasien und wie sie Afrika ergreift, wie sie die Richtungen des Betriebes vervielfältigt, wie sie durch die Schwankungen der Jahre, der Wirtschaftslage, der Politik, durch die Kämpfe der Weltkonkurrenz überlegen hindurchsteuert, behutsam und großartig zugleich. Und doch ist sie nur die erste in einer stattlichen Zahl. In alledem ist Hamburg das unentbehrliche Organ der Nation und hat die Einheit und Macht der Nation auch Hamburg gehoben, gesichert, vorwärts geführt. Das alles wissen Sie so vielmals besser als ich. Aber im Zusammenhange mit dieser riesigen Erhebung der Wirtschaftsgröße, mit dieser arbeitsamen Eroberung einer Stellung, wie sie das alte Hamburg in seinen großen Tagen doch niemals besaß, mit dieser Entfaltung eines stolzen Kaufherrntums, mit diesen wirtschaftlichen Siegen eines großen Bürgertums, eines ganzen, sich stetig dehnenden, stetig reicher werdenden Gemeinwesens, steht doch auch das andere, wovon ich hier auszugehen hatte und auf dessen Schicksale ich stets zurücklenkte: der neue Aufschwung auch der geistigen Kultur dieser Stadt; und auch dieser Aufschwung steht wiederum im gesamt-deutschen Zusammenhange, im Zusammenhange mit den Bewegungen des deutschen Städtetumes überhaupt.

Das deutsche Bürgertum hatte von 1866 bis 1871 mit dem ihm gegnerischen und verbündeten Hause Hohenzollern zugleich gesiegt; es wurde als politische Gewalt durch den Gegenstoß, der 1878 einsetzte, durch Mächte von links und rechts her wohl ein Stück zurückgedrängt, aber nichts weniger als beseitigt; es wuchs in seinem Reichtum unter dem breiten Schutze des neuen Reichs, wie Ham-

burg es tat; es erlebte seit 1880, zuerst unter dem Zwange Bismarcks, die gewaltige Ausdehnung der sozialen Fürsorgetätigkeit des Staates; nachher erhob sich in ihm, als das reichsgründende Zeitalter zur Rüste ging, als der politische Genius vom Kampfplatze abtrat, gegen die natürliche Einseitigkeit der endenden politischen Epoche ein innerer Rückschlag, der stetig stärker geworden ist. Das Deutschland der beiden letzten Jahrzehnte hat, nachdem die erste und größte der politischen Aufgaben gelöst war, sich mit steigender Sehnsucht den Kulturaufgaben, dem Leben auch des Geistes wieder zugekehrt, so sehr, daß, wer die junge Generation nahe vor Augen hatte, oft genug Anlaß fand, sie vor neuer Einseitigkeit, vor dem Abfalle von den wahrlich noch immer mahnenden politischen Pflichten unserer Welt zu warnen. Das aber sehen wir, daß über die einzelnen Bundesstaaten, die berufenen Pfleger der geistigen Kulturinteressen im Getriebe unseres Reichsorganismus, der Drang nach stärkerer Pflege des Geistigen längst hinübergegriffen hat auf die großen Städte. Der Staat hat neue Universitäten seit Straßburg — abgesehen von dem Ausbau Münsters — nicht mehr gegründet; um neue Hochschulen anderer Art, die ihnen neues deutsches Leben zuführen sollten, haben sich im Osten die Provinzialhauptstädte von Westpreußen und Polen beworben. Aber um Erweiterung des Bildungswesens in allen seinen Stufen hat man sich in vielen unserer größeren, an Kraft und Masse und an Bedürfnissen so mächtig zunehmenden Städte bemüht; man hat das Volkshochschulwesen eingepflanzt und gepflegt, man hat Fachhochschulen ins Leben gerufen, man hat Fortbildungskurse, man hat Akademien, die das Lehrwerk der Universitäten ergänzen oder weiterführen wollten, geschaffen. Die großen rheinischen Städte streben mit deutlichem Ehrgeize danach, das geistige Leben zu organisieren, in ihren Mauern neue Bildungszentren zu errichten; Entwickelungen, deren Ziele noch nicht fest bestimmbar sind, in denen unverkennbar, neben jenen allgemeinen Antrieben neuen Kulturstrebens, Selbstgefühl und Schaffenslust unseres blühenden Städtetums wirksam sind — am charakteristischsten wohl in Frankfurt a. M., das sich als den Mittelpunkt eines südwestdeutschen Kulturkreises empfindet und in dem die Erinnerungen alter reichsstädtischer Selbständigkeit sich mit

jenen Ansprüchen und Neigungen neuer Tage verbinden. Dabei ist Frankfurt von einem Kranze alter und lebensfrischer Universitäten umgeben und hat zu seiner Seite hier Mannheim, dort die starken Kommunen des Niederrheins.

Das ist die Bewegung, in der auch Hamburg heute steht.

Auch Hamburg — Sie kennen die packende Darlegung — hat sein natürliches Einflußgebiet: den niedersächsischen Nordwesten; dessen große Stadt ist es; der ist, Berlin gegenüber, Hamburgs stammverwandtes und innerlich eigenartiges, geistiges Hinterland. Es ist die Nordseeküste und ein Teil der Ostseeküste; es ist die Küste, die See. An geistigen Zentren ist dieses Gebiet arm; das befreundete Bremen steht neben, aber doch hinter Hamburg; an Universitäten liegt hier, seit Helmstedt erloschen ist, nur Kiel und entfernter Rostock. Ist nicht Hamburg dazu bestimmt, seine alte Vormachtstellung, die Stellung des 17. und 18. Jahrhunderts, geistig wieder zurückzugewinnen — in seinem Sinne, im Sinne Niederdeutschlands, im Sinne der Nation? Es hat gegenüber den rheinischen Großstädten einen doppelten, bedeutungsvollen Vorzug: der eine ist das Meer. Die größte Seehandelsstadt des Reiches hat ihre Aufgaben auch gegenüber der deutschen Gesamtbildung zu lösen, sie zu erfüllen mit Seeluft, mit Weltluft. Keine vermag es wie sie, und keine ist wie sie dazu verpflichtet. Der andere Vorzug aber ist: sie ist nicht nur Großstadt, sie ist Staat. Der alte Stadtstaat, der die deutsche Kultur, geistige und auch staatliche, einstmals so vorwärts getrieben hatte, ist längst verwelkt und überwunden — nur hier, an der See, ist er lebendig geblieben, nicht ein Nebenbuhler der Fürsten- und Flächenstaaten, aber ein Gliedstaat eines Ganzen, das ihn schirmt und belebt und dem er unvergleichliche Dienste leistet, eben weil er seine Besonderheit, die Freiheit seiner Bewegung behalten hat. Überaus glänzend und anregungsreich hat Alfred Lichtwark die Individualität dieses Stadtstaates beschrieben, der seine Heimat ist; wie dürfte der eben Hinzukommende sich vermessen, sie ganz erfassen und ausdrücken zu können? Aber so viel springt auch dem Auge, das noch mehr von außen in sie hineinschaut, entgegen: es ist eine Individualität, von eigensten Zügen, die durch die Jahrhunderte hindurch in allem Wandel immer wiederkehren; eine Mischung

von fester Heimatsliebe, die sich gern abschließt in der eigenen Stadt, im eigenen Haus, und von rastlosem Hinausstreben in alle Weiten der Welt; von niedersächsischer, hoher und zäher Stattlichkeit und von Einflüssen des Blutes und des Temperamentes aus dem deutschen Binnenlande und aus fernen Erdteilen, wobei doch immer der eingeborene nüchtern-starke Sinn die Übermacht behielt; von Wagemut und Vorsicht, von unerschrockenem Hineindrängen in die Zukunft, das alles Lebendige und Notwendige im Wettkampfe der Weltverhältnisse vorschauend und sicher packt, und von einem bewußten, schweren Festhalten an dem Ererbten und Bewährten daheim — eine Mischung, die mannigfach an das nachbarliche und verwandte England erinnert; auch im staatlichen Leben, bei allem Einströmen neuer Kräfte und Forderungen, durch all den uralten Streit der Bevölkerungsschichten hin, der die hamburgische Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte begleitet, durch all den Fortschritt der Formen und der Ideen hin, trotz allen Wechsels der Menschen, der Familien, ein überwiegender Zug von herrschgewohnter und herrschfähiger, die Geschicke der Vaterstadt ohne Bruch zusammenhaltender Aristokratie.

Dieser Staat aber ist ungebunden auch in der Pflege geistigen Lebens, sobald er sie ergreifen will, unvergleichbar freier, als die größte Provinzialstadt es sein kann. Und auf seinem Boden muß sich doch wohl ein solches Leben auch seinerseits mit besonderer Freiheit entfalten können: hinausgewiesen auf die weite Welt, erfüllt von jenem Meereshauche, gegen die Untugenden von Staatsfremdheit und Wirklichkeitsfremdheit, die dem deutschen Geiste so gern gefährlich werden, geschützt durch die starke Wirklichkeit, die hier einem jeden so nahe tritt, durch die alltägliche Deutlichkeit des Zusammenhanges von Wirtschaft und Staatsmacht, von kultureller Lebendigkeit und politischer Kraft, von Welt und Nation. Die Lehre Bismarcks wird hier nicht so leicht verloren gehen. Auf diesem Boden muß doch wohl überdies der Bund weltmännischer und wissenschaftlicher Bildung besonders gut gedeihen, weil er hier altheimisch ist, weil Bildung und Praxis sich in dieser Stadt die Hände reichten in Jahrhunderten, wo sie im übrigen deutschen Bürgertume sich, zu beider Schaden, trennten. Wenn jene neue Flut städtischer Bildungsorganisationen, von der ich sprach, am

Ende des 19. Jahrhunderts in Hamburg eindrang, so kam sie in ein Bereich, auf dem wohl in den letzten Menschenaltern eine gewisse Ebbe geherrscht hatte, das aber doch seiner alten Vergangenheit nach ihr zugehörte.

Und es gab hier unmittelbare Erbschaft jener Vergangenheit genug: abgerissen war die Entwickelung doch nie.

Bis 1883 hatte das akademische Gymnasium bestanden, immer wieder von bedeutenden Lehrern belebt und für ganz Hamburg fruchtbar gemacht; ich nannte aus der Zeit der Reichsgründungskämpfe die Historiker und Politiker Wurm und Aegidi. Von ihm strahlte ein wirksames, öffentliches Vorlesungswesen aus, das die Gesetzgebung 1837 bekräftigt hatte; auch Vorlesungen für bestimmte Berufskreise setzten sich (1854) bereits an; allerdings, die eigentliche Grundlage des Gymnasiums, seine Mittlerschaft zwischen Schule und Universität, bröckelte ab, die regelmäßigen Gymnasiasten wurden spärlich. Man erwog längst, wie man das Institut umzubilden hätte, in den vielbewegten vierziger Jahren empfahlen bedeutende Geister die Umgestaltung zur Universität. In den Sechzigern begann die Beratung von neuem. Der Präses der Oberschulbehörde, der wissenschaftlich und politisch viel bewährte Bürgermeister Kirchenpauer, den der eine seiner Biographen mit den allseitig gebildeten reichsstädtischen Staatsmännern der Reformationszeit, einem Peutinger, Pirckheimer, Sturm verglichen hat, hat 1872 aus den Steinen des baufälligen alten Gebäudes eine wissenschaftliche Akademie errichten wollen; die Bürgerschaft wollte damals so weit nicht folgen, um die Mitte der Siebziger entschied sich, daß das Gymnasium aussterben sollte, und 1883 schied sein letzter Professor. Damals war bereits die Seewarte in Hamburg eingezogen; schon standen neben dem akademischen Gymnasium, ihm angegliedert, naturwissenschaftliche Anstalten und wuchsen, für Natur und Kultur, neue Museen herauf. Das alles wurde nun selbständig und wurde unablässig ausgebaut und vermehrt; ich habe die reiche Zahl der Staatsinstitute, der naturwissenschaftlichen, medizinischen, kunst- und gewerbegeschichtlichen nicht aufzureihen; sie alle blühten auf, bildeten eine eigene Welt für sich, in der sich praktische und wissenschaftliche Ziele untrennbar vereinten; sie wurden auch draußen

in Deutschland und darüber hinaus bekannt und anerkannt; geniale Organisatoren haben aus mehreren von ihnen Musteranstalten gemacht, die ihresgleichen suchen weithin. Und welch ein Strom von erweckender Anregung floß aus Brinckmanns Kunstgewerbemuseum, aus Lichtwarks Kunsthalle auf das geistige Dasein, auf das Schaffen Hamburgs zurück! Die Sammlungen und ihre Schöpfer knüpften mit unabweisbar lauter Mahnung an die Vergangenheit an und forderten aus deren Sinne heraus neue Weiterbildung. An ihrer Gründung waren Privatvereine entscheidend beteiligt gewesen, der Kunstverein, der Naturwissenschaftliche Verein, die Patriotische Gesellschaft; in den stillen Zeiten, da Hamburgs Kraft sich in sich selber, in die wirtschaftliche Aufgabe zurückgezogen hatte, hatte die Initiative einzelner Bürger, engerer Kreise dem Neuen vorgearbeitet, wie in den ruhmvollen Tagen Büschs, und aus der Hand dieser Einzelnen und ihrer Genossenschaften wuchsen die Institute dem Staate zu. Seine Verwaltung umschloß nun, in den 70er, 80er Jahren, den ganzen Kranz dieser neuen Bildungs- und Forschungsstätten. Er ersetzte 1883 die populäre Wirksamkeit des akademischen Gymnasiums provisorisch durch Vorlesungen, in denen zunächst die Naturwissenschaft — denn sie allein blieb organisiert — stark überwog; doch blieben auch Geschichte und Literatur unter ihnen erhalten und die Persönlichkeit Wohlwills verknüpfte das alte Gymnasium mit dem neuen Vorlesungswesen. Erst 1895 ist dieses einheitlich und umfassend geregelt worden; in der Sektion der Oberschulbehörde für die wissenschaftlichen Anstalten entstand eine Vorlesungskommission, und diese hat seither durch einheimische und fremde Dozenten, in immer vollerem, gleichmäßigerem Ausbau, mit immer reicherem Erfolge, in öffentlichen Vorlesungen und in beruflich geschlossenen Kursen und Übungen zu der Allgemeinheit der Gebildeten Hamburgs und seiner Umgebung und zu den einzelnen Kreisen seiner fachwissenschaftlich weiterstrebenden Bevölkerung gesprochen, zu Theologen und Juristen, zu Medizinern und Lehrern. Das alles wurde durch den allgemeinen Drang der Gegenwart, das lebendige Bedürfnis der weiteren und engeren Gruppen getragen, vom Staate geführt, durch persönlichste Liebe und persönlichste Schaffenslust und Weisheit höchst eigen und wertvoll beseelt und immer

fortgestaltet: es zog auch den Anteil und die Liebe der Bevölkerung, die freie Mitwirkung hochstehender Bürger allgemach und unwiderstehlich in sich hinein. Die Fragen der geistigen Organisation wurden von neuem und immer allgemeiner in der Öffentlichkeit verhandelt — die Fragen von Hochschulen, Fachschulen, Universität. Inzwischen setzte der wachsende Baum still Ring um Ring an: stets neue Institute sind begründet worden neben den alten, aus den alten heraus, immer reicher hat die private Mitarbeit, die Freigebigkeit der Einzelnen geholfen, bis zuletzt aus der Gärung der Ansichten und Absichten als erste große allgemeine Schöpfung die Hamburgische wissenschaftliche Stiftung dieses Jahres 1907 an das Licht trat, überraschend und überzeugend zugleich, ein Schwergewicht, das die Wucht dieser Bestrebungen und Bedürfnisse greifbar vertritt und weiter wirken muß durch sein werbendes Dasein und durch seine Taten. Zuletzt hat Edmund Siemers' hochherzige Schenkung dem Neuen sein eigenes Haus gesichert: die Dinge sind in freudigem, zukunftsfrohem Werden. Wohin sie sich wenden, wieweit sie greifen, welche Formen sie sich schaffen werden, das — so hören wir soeben wieder — steht dahin, und nicht mir liegt es ob, diese Fragen zu erörtern. Genug, der Strom ist da und fließt: wir vertrauen, daß er das Schiff hamburgischen Geisteslebens siegreich vorwärtstragen soll.

Das Eine aber darf der Historiker zurückblickend wiederholen: lebendige und zwingende Forderungen der Gegenwart knüpfen hier an ein unvergeßliches und unvergessenes Vergangenheitserbe an. Wie früher in der Patriotischen Gesellschaft, so betätigt sich hier in neuen Erscheinungen von neuem die opferbereite Mitarbeit und Vorarbeit der Einzelnen, um dereinst dem Staate die ausgereifte Gestaltung zu überreichen, nur daß heute der Staat von vornherein diesen Entwickelungen mit erleuchteter Teilnahme nach-, ja vorangeht. Und wie in den besten Zeiten hamburgischer Vergangenheit, bürgerlich-deutscher Vergangenheit, wie in allen großen Zeiten gesunden städtischen Daseins überhaupt und überall, verbündet sich auch jetzt mit einer zweifellosen Wirtschaftsgröße der Stadt die geistige Bewegung — die deren Blüte und Frucht und zugleich die unentbehrliche Ergänzung ihrer natürlichen Einseitigkeiten ist: die geistige Bewegung, ohne die es auf die Dauer keine

haltbare Stärke der wirtschaftlichen Kräfte gibt, ohne deren stille tiefe Wirksamkeit auch die Wurzeln des wirtschaftlichen, gerade wie die des staatlichen, Lebens verdorren: nirgend so gewiß wie im Boden einer einzelnen, auf sich selber gestellten Stadt. Aber wir sehen es ja auch: überall sprießen aus dem Erdreich Hamburgs und seines geistigen Weichbilds die neuen Keime hervor, in redender und bildender Kunst ebenso wie in der Wissenschaft: in der Kunst seit Jahrzehnten verständnisvoll gepflegt, in den Wissenschaften nunmehr auch einheitlich organisiert, mit reicher Hilfe und erwärmender Sorge gefördert. Ein geistiges Leben Hamburgs hat es stets gegeben, aber es hatte seine Einheit verloren: es möchte sich wieder zusammenfassen und eine Eigenart und eine Macht sein — und diese Stadt weiß, was Lebendigkeit, was Macht bedeuten, und trägt den schöpferischen Ehrgeiz in sich, ihr Wesen und ihre Kräfte ganz darzustellen und wirksam zu machen in sich und in der niederdeutschen, der deutschen, der allgemeinen Welt. Sie hat den neidenswerten Stolz der Heimatsliebe, den Stolz auf ihre Geschichte und auf ihre Leistungsfähigkeit, den altbürgerlichen Stolz, der jetzt wieder einmünden darf in eine bürgerliche Kraftregung der Nation. Hamburg will sich behaupten und ausformen mit der berechtigten Selbständigkeit, die unser Deutschland innerlich so reich macht: es wird auch diesmal wieder, indem es sich selber schmückt und betätigt, dem Ganzen nützen; und auch der neu — freilich nicht fremd — in diese Lebenskreise Hineintretende darf danken und rühmen, was er da geworden und werden sieht, und darf der Gegenwart huldigen und ihr Sonne und Zukunft wünschen und erhoffen, der Gegenwart, von der ihm seine Wissenschaft mit ermutigender Sicherheit verkündet, daß ihre besten Wurzeln tief hinunterreichen in den Nährboden ungebrochener historischer Zusammenhänge und einer ungebrochenen staatlich-kulturellen Stadtpersönlichkeit.

Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation

Nach einem Vortrage vor Londoner Deutſchen, Pfingſten 1900

Einen weiten Gang gilt es in dieser kurzen Stunde zu unternehmen: Deutschland und England in ihrem gegenseitigen Verhältnisse gilt es durch die großen internationalen Entscheidungen vom 16. Jahrhundert an zu verfolgen. Es handelt sich um die allgemeineuropäischen Krisen, die Zeiten, wo die Völker am sichtbarsten, in politischen Taten, aufeinander, miteinander, gegeneinander wirken. Zwar, politische Beziehungen und allgemeine Kulturbeziehungen sind untrennbar: eine Isolierung würde, für die einen wie für die anderen, eine Verdunkelung bedeuten. Und ebensowenig darf man die großen Krisen, die hervortretenden Entscheidungsjahre, isolieren: auch sie sind nur begreiflich im Zusammenhange der stilleren Jahrzehnte, die zwischen ihnen gleichsam im Schatten daliegen. Denn freilich sinken oft genug auf kurze oder auch auf längere Fristen die gegenseitigen Beziehungen in solchen Schatten zurück; Zeiträume starken Zusammenlebens der europäischen Völker wechseln mit solchen des Alleinlebens der Einzelvölker ab. Ich habe heute auf der einen Seite die politischen Momente, auf der anderen die Entscheidungszeiten in den Vordergrund zu drängen; aber ich habe dabei stets zugleich auf die Kulturentwickelung hinzuweisen — Innerstes und Äußerliches beeinflußt einander unablässig; und ich habe zwischen den Höhepunkten, auf denen wir hauptsächlich verweilen, überall auch die verbindenden Linien rasch zu ziehen. Auf den Reichtum und die Farbe der Einzelheit, des Einzelereignisses, der Einzelpersönlichkeit, die Fülle des kulturellen Lebens muß ich dabei verzichten: zu einer Art von Flug durch vier Jahrhunderte wolle der Hörer mich begleiten. Der Endpunkt, zu dem wir zielen, ist ihm bekannt: es ist die Gegenwart mit ihren Völkerbeziehungen, die allen vor Augen stehen. Sie stellt zugleich eine Menge gefährlicher Rätsel. Unsere Betrachtung bleibt auf festerem, auf historischem Boden: die Bahn der Vergangenheit in ihren Hauptstadien will sie überschauen. Den Ausgangspunkt aber bildet das sechzehnte Jahrhundert: das führt uns gleich in eine Zeit lebhafter englisch-deutscher Beziehungen hinein; es führt uns auf die erste der großen modernen Krisen hin — gleichzeitig überdies auf jene

innere Untrennbarkeit der politischen und der allgemeinen, geistigen wie wirtschaftlichen Faktoren.

Es ist das Jahrhundert der Reformation, das Jahrhundert der deutschen Weltwirkung, in dessen erster Hälfte wenigstens noch Deutschland im Mittelpunkt der Länder steht. Deutschland ist damals noch reich, es ist an Stärke der Bevölkerung, des Handels, an Wucht der Arbeit, des Besitzes, des Einflusses England noch weit überlegen; allerdings seit langem bereits im unaufhaltsamen politischen Zerfall und vornehmlich deshalb zuletzt auch zu wirtschaftlichem und auch zu geistigem Niedergange verurteilt. England ist damals soeben in seine Neuzeit eingetreten; ein kleines, menschenarmes, ganz überwiegend agrarisches Land, seit Menschenaltern von den ausländischen Kaufleuten wirtschaftlich beherrscht, durch blutige innere Wirren lange gelähmt. Aus diesen Wirren, dem Todeskampfe seines alten, feudalen Hochadels, hat es die Diktatur der Tudors damals herausgehoben, es geeinigt und befriedet, es erst in sich selber, dann auch den anderen gegenüber wieder zusammengefaßt und gestärkt, es allmählich hineingeführt in die Reihe der wetteifernden europäischen Nationen. Ein einheitlicher Staat — ich darf die tief und weit ausgreifenden historischen Gründe von alledem hier nicht erörtern — umschließt schon damals das englische Leben; das Königtum leitet ihn, im Bunde mit dem Mitteladel und den höheren städtischen Klassen, zumal denen der Hauptstadt London, im Bunde mit dem Parlamente und der Selbstverwaltung, die auf jenen Ständen ruhen; es betreibt seit 1500 eine feste nationale Wirtschafts- und Machtpolitik. Und diese Politik hat die ersten unmittelbaren Beziehungen zwischen England und Deutschland unter den Tudors in ihrem Gefolge gehabt: sie befreit England, in Anläufen, die ein volles Jahrhundert durchziehen, von der Handelsherrschaft der Fremden. Sie hat Italiener, Niederländer, Deutsche allmählich hinausgedrängt. Uns steht die stolze Erinnerung des hansischen Stalhofes vor der Seele, des Bereiches der deutschen Kaufherren an der Themse, mit ihrem Reichtume, ihren Vorrechten, ihrer verbrieften Macht. Die Tudors, zumal und zuletzt Elisabeth, haben diese Macht gesprengt, die Krone handelt da als Arm und als Haupt des englischen Kaufmannsstandes; auch der Deutsche, dem

diese Hergänge schmerzlich bleiben, kann niemals bestreiten, daß es eine notwendige nationale Selbstbefreiung war. Und er greift die andere Notwendigkeit mit Händen, kraft deren die vereinzelten deutschen Städte, die hinter den hansischen Kaufherren standen, trotz all ihres lange aufrechten wirtschaftlichen Unternehmungsmutes, in ihrer politischen Schwäche durch die politische Wucht der neugebildeten nationalen Staatswesen Nordeuropas geschlagen und verdrängt werden mußten, verdrängt aus allen den nordischen Meeren, die sie dereinst, solange die Gegner noch unselbstständig waren, beherrscht hatten. Hier hat sich, im Ringen mit den Deutschen, der erste große Aufschwung des neuen Englands vollzogen, der große Macht- und Kulturaufschwung der Elisabethischen Zeit; ein englischer Handel entsteht, streift die Fesseln der Fremden ab, geht selber wetteifernd und erobernd in deren Gebiete hinaus; er nistet sich ein in der Nord- und Ostsee und wagt sich alsdann in den Ozean, den das Zeitalter der Entdeckungen erschlossen hat und der erst jetzt, in den Jahrzehnten vor und um 1600, zum Tummelplatze auch der nördlichen Völker wird. Erst damals rückte England in die Reihe der modernen Seevölker ein; erst damals begann die später so viel bewunderte Gunst seiner Meereslage zu wirken, die ihm die Sicherheit gegenüber dem Kontinente, die freie Stellung in der großen Welt, den fruchtbaren Bund mit den Wellen verliehen hat. Deutschland aber hat sich vergeblich gemüht, die neuen Verschiebungen mit-, sie auch für sich nutzbar zu machen, sich in den Meeren des Nordens zu halten und seinen Teil am Ozean zu gewinnen; schutzlos und haltlos überall, weil es machtlos und staatlos war, ist es zurückgesunken aus der Zahl der Führenden und Lebendigen. Und auch seine geistige Blüte, die Blüte der Reformationszeit in Kultur und Religion, auch sie ist in der Dumpfheit und Enge des zerfallenden kleinen Einzeldaseins, ohne den Odem freier und weiter Verhältnisse, traurig genug hingesiecht und verdorrt.

Und doch hatte dieses zerfallende Deutschland eben damals der Welt, mindestens der germanischen Welt, Unermeßliches geschenkt. Wer die Wirklichkeit der Geschichte erfassen will, ob nun Protestant oder Katholik, der kann die ungeheure Tragweite der Einwirkungen, die von der Reformation ausgegangen sind, nirgends

mißkennen. Gerade unserer Betrachtung bietet sich ebenhier der Faden, der sie durch die Überfülle der Tatsachen von vier Jahrhunderten deutlich hindurchleitet. Der Gegensatz der romanischen und der germanischen Völker, ihrer besonderen Art und Kultur, ist älter als die Reformation. Zum guten Teile aus dieser Verschiedenheit ist die Reformation hervorgegangen, als eine germanisch aus- und umgestaltete Form des Christentums. Sie hat seither einen großen Teil der germanischen Völker ergriffen und hätte sie, ohne politische Hindernisse, wohl unzweifelhaft alle für sich erobert. Das ist ja nicht geschehen, aber der Mehrheit und dem überwiegenden Charakter nach bedeutet doch germanisch seitdem soviel als protestantisch und romanisch so viel als katholisch, und jenen Unterschied der germanischen und der romanischen Völker hat die Reformation gewaltig vertieft und zugleich verfeinert. Der Zug der persönlichen Selbständigkeit, der persönlichen Wahl des Einzelnen in seinem Verhältnis zu Gott und der Kirche, der in Luthers Riesentat das eigentlich Entscheidende war, hat sich, in aller Verhüllung und Trübung der Folgezeit, den protestantischen Nationen zuletzt doch immer wieder erneuert und ihre Eigenart wieder bestimmt, mit seinem Drange zu freier eigener Verantwortung, zur Besonderheit und Vielfältigkeit innerhalb des Ganzen — während im romanischen Geistesleben und Staatsleben der Trieb der Einheit, der Autorität, der Masse überwog. Über die Romanen ragte die kolossale Kuppel der alten Weltkirche, alle umschließend und beherrschend, über allem lastend, hinweg; die religiösen Verhältnisse sind da ein für allemal geregelt, und eine ewige, unüberwindliche Autorität hält sie und hält die Völker gebieterisch fest: das hat überall gewirkt, und damit im Verein der nationale Charakter. Frankreich ist, für lange Jahrhunderte, zum größten historischen Vertreter dieser Welt und Weltansicht geworden: Einheit, Staatsgewalt, Königsallgewalt über allem, das ganze Wesen von oben her wuchtig und planvoll bestimmt und gelenkt, Glaube und Geist, Kunst und Staat, alles machtvoll, massig, imposant, aber in vorgezeichneter Bahn — die Selbstbestimmung, die Unabhängigkeit des Einzelnen, seine Verantwortung und Entfaltung grundsätzlich beengt und beschnitten. Alle Geschichte der modernen Nationen seit Luthers

Tagen zeigt diese Gegensätze auf, und sie sind Jahrhunderte hindurch nur immer schärfer geworden. Deutschland selbst hat die Wirkungen der Persönlichkeitsbefreiung und der geistigen Verlebendigung, die in seiner Reformation beschlossen lagen, niemals rein genossen. Vor allem doch jener Fluch seiner politischen Lage hat sie ihm verkümmert, der Fluch seiner politischen Zersplitterung und Verdumpfung: seine Schicksale haben es ihm mit furchtbarer Strenge erwiesen, daß nur in gesunden staatlichen Verhältnissen auch der Geist auf die Dauer frei und groß gedeihen kann. England ist vor solchem Zerfalle und solchem Verfalle bewahrt geblieben: es hatte und es behielt und verstärkte seine einheitliche nationale Macht und hat dann doch die Folgen jener Ablösung von der römischen Kirche, jener Befreiung des Ganzen und zumal des Einzelnen, auf das reinste und wirksamste erlebt: es hat die Vorteile der Reformation ohne die deutschen Nachteile gehabt. Allein die Verwandtschaft der beiden Stämme, die in der Stammesart selber immer vorhanden gewesen, ist durch die gemeinsame Abwendung vom Papsttum, durch den gemeinsamen protestantischen Grundzug seither gewaltig gesteigert worden. In dieser Gemeinschaft am deutlichsten ruht die Einheit ihrer, der germanischen, Kulturgruppe auf der gesamten Erde. Und stets von neuem hat sie sich greifbar betätigt.

Ihre erste große Betätigung aber ist der erste große Moment der neueren englischen Geschichte: der Kampf mit Spanien im Jahre 1588. Spanien war die katholische Weltmacht geworden: für die römische Gegenreformation, für das spanische Übergewicht führte Philipp II. lebenslang das Schwert, beides verschmolz sich ihm und seinem Volke in Eins. Und den Engländern floß, indem sie Jahrzehnte hindurch bereits in verdecktem Kriege mit diesem Weltreiche lebten, ebenfalls das Verschiedenartigste untrennbar zusammen: sie stritten für ihre politische Unabhängigkeit, für ihre wirtschaftliche Ausdehnung in Europa und auf dem Ozeane, und zugleich für ihre Kultur und ihr Bekenntnis. Widerwillig aufgenommen, wurde der Entscheidungskampf bedeutungsvoll für sie und für die ganze Welt. Nach langem Zaudern erst hat Philipp seinen großen, umfassenden Stoß gegen die nordische Insel gewagt, der ihm den Westen und in der Folge dazu die Mitte des

Erdteils unterwerfen mußte: die Geschicke der Menschheit, so hat Leopold Ranke geurteilt, lagen auf der Wagschale.

Die englische selbständige Kraft hat die einheitlichere und massigere spanische in den unvergeßlichen Kanalschlachten des Augusts 1588 besiegt. Erst dieser Sieg hebt England völlig und sichtbar in seine weltgeschichtliche Epoche hinauf: es hat sich erwiesen als ozeanische Gewalt. Und zugleich hat es dem festländischen, auch dem deutschen Protestantismus eine unendliche, vielleicht eben die entscheidende Hilfe gebracht. Das Schicksal der nördlichen Niederlande, Hollands, war mit dem der Elisabeth verknüpft. Die deutschen Protestanten, meist zersplittert und überwiegend passiv, niemals auch nur entfernt so einheitlichen und unmittelbaren Handelns fähig wie der englische Staat, gehörten doch zu der Weltgruppe, welche die Königin damals führend vertrat, und neigten gerade in jenen Entscheidungsjahren einiger und enger und auch tatkräftiger als lange vor- und nachher einander und den westeuropäischen Glaubensgenossen zu. Auch ihnen ist die Niederlage der Spanier wichtig geworden. Und so zeigt, wenn man vielmehr die großen inneren Zusammenhänge als einzelne militärisch-diplomatische Verbindungen im Auge hat, diese erste der hervorragenden europäischen Krisen, die uns auf unserem Wege begegnet, diese 1588er Entscheidung über die zumeist westeuropäischen Gegensätze von Reformation und Gegenreformation, von Nord und Süd, von germanischem und romanischem Wesen, doch gleichzeitig England und Deutschland — hier allerdings nur das protestantische Deutschland — auf einer und derselben Seite: man kann immerhin sagen, miteinander im Bunde.

Danach ist die Geschichte der beiden Völker ein Jahrhundert hindurch getrennte Bahnen gewandelt. Deutschland wird durch den Unsegen aller seiner Spaltungen in die verspätete und deshalb doppelt furchtbare Abrechnung des Dreißigjährigen Krieges hineingetrieben, in welchem sein altes Staatswesen vollends zu Grunde geht, sein Boden von allen Heeren Europas verwüstet, die längst hinwelkende Kraft seines Wohlstandes und seiner Größe ganz geknickt wird. Es bleibt nach 1648 politisch und wirtschaftlich vom Auslande überherrscht; es fängt eben damals an, in der Stille wieder zu erstarken und seine künftige Erhebung an vielen

Stellen vorzubereiten; seine aufsteigenden neuen Einzelstaaten und als ihr zukunftsvollster der brandenburgische, regen sich freier und kräftiger: es ist der Anfang eines neuen Emporgehens, aber welch ein unendlich mühseliger Anfang! Und als hinauswirkende Weltgewalt fällt Deutschland für den größten Teil des 17. Jahrhunderts fast aus.

England hat es besser gehabt; aber auch für England war das 17. Jahrhundert eine Zeit des Sonderlebens: es lebte in sich, und wenig in der europäischen Welt. Freilich in sich selber war sein Dasein erstaunlich reich. Da hat sich zuerst, in Elisabeths späten Jahren, der Glanz der weltlich-freien englischen Renaissance entfaltet, der neben der Königin ihren großen Dichter unvergänglich umstrahlt. Dann ist ihr die religiöse Gegenströmung des Puritanertums gefolgt: auf Shakespeare Milton; die Epoche, in welcher England vom religiösen, christlichen, protestantischen Geiste erst in seinen Tiefen innerlichst durchtränkt worden ist — erst von 1600 ab hat sich die deutsche Anregung der Reformation der englischen Seele wahrhaft eingeprägt. In starker, einseitiger, großartiger Übertreibung ist sie damals auf England eingedrungen, ein neues tiefes Lebenselement, das sich seitdem in allem Wechsel der Zeiten und der Formen im nationalen Charakter unzerstört erhalten und weitergebildet hat. Und diese religiösen Kräfte haben in dem Ringen des Parlaments, des politischen Adels und Mittelstandes mit dem Hause Stuart erst den Ausschlag und haben der ersten, der großen Revolution ihre Farbe gegeben: sie haben der Monarchie Karls I. das Rückgrat zerbrochen. Aus ihrer Herrschaft ist dann auch der einzige Versuch hervorgegangen, den England um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemacht hat, nach der Schwäche und Zurückhaltung der ersten Stuarts wieder eine gewaltige auswärtige Politik zu treiben: Republik und Protektorat sind in die Bahnen der Elisabeth zurück- und noch über diese Bahnen hinausgelenkt und Oliver Cromwell hat den Anlauf genommen zu einer protestantischen Weltpolitik, die doch zugleich nicht arm an englisch-nationalem Realismus war. Doch blieb dies ein letztes Aufflammen der internationalen Betätigung des Zeitalters der Reformation; nach 1660 sank England wieder in sein Sonderdasein zurück. Nur ein Stück aus dieser auswärtigen

Kraftentfaltung der ersten Revolution nahm die Restaurationszeit Karls II. als Erbschaft herüber: sie bildete ihre wirtschaftliche Seite weiter. Die Navigationsakte, wie sie die Republik 1651 zugunsten des englischen Kaufmanns und Reeders erlassen hatte, wurde nicht aufgegeben. England war, nach einer halbhundertjährigen Pause, damit wieder sichtbarer und rücksichtslos in den aktiven Wettbewerb der Seevölker eingerückt: es hatte sich gegen Hollands seit 1600 immer klarer herausgebildetes merkantiles Übergewicht erhoben, und diesen Kampf um die Seegröße, mit den Waffen des Handels und den Waffen der Gewalt, hat es von da ab niemals wieder fallen lassen. Es war erst nur der Kampf gegen Holland — so lange griff England in die großen Gegensätze der europäischen Welt noch nicht allzu unmittelbar ein. Aber 1688 erreichte diese Epoche ihr Ende. Das lange innerliche Ringen zwischen Parlament und Krone fand in der zweiten Revolution, der Verjagung der Stuarts seinen Abschluß. Der Landadel und die Kaufmannschaft und die Gewerbe von London, aber auch der Protestantismus Englands hatten gesiegt; die Puritaner hatten ihr einseitig schroffes Ideal nicht durchgesetzt, aber ein protestantisch freier Staat war ihren Kämpfen doch entsprossen. Inzwischen hatte englisches, protestantisches, puritanisches Wesen die Ostküste Nordamerikas kolonisiert und einen neuen Erdteil mit seinen Besonderheiten durchdrungen. Das neue England aber ist, auch auf der heimatlichen Insel, in diesen Glaubens- und Staatswirren des 17. Jahrhunderts durchgebildet worden: es hat damals seine volle Gestalt erhalten. In sein neues Zeitalter — das 18. Jahrhundert im weiteren Sinne, das Zeitalter, das 1688 beginnt und erst 1815 endet — trat es ein, protestantisch und parlamentarisch, unter monarchischen Formen wohl noch, aber in einer Verfassung, die wesentlich beherrscht war von der politischen Aristokratie. Und die für den inneren Zweikampf abschließende Krisis von 1688 stieß es auch erst wieder in den vollen Strom der europäischen Machtkämpfe, der Weltkämpfe hinein: sie bezeichnet für England zugleich die zweite seiner großen Krisen internationaler Art. Sie erst gab ihm wieder entscheidenden Anteil an der Weltpolitik und erhob diese Politik zum entscheidenden Faktor des eigenen englischen Daseins. Das Ringen um ein

Weltreich setzte erst jetzt ein: und wieder, wie 1588, war der Gegner ein romanisches und katholisches Volk, der Erbe Spaniens in seinen Ansprüchen als Haupt der südlichen und westlichen Welt — das Frankreich Ludwigs XIV. Dies Frankreich bedrohte als politische Macht die Stellung aller seiner europäischen Nachbarn; es dehnte sich überdies wirtschaftlich über sie hinweg, es griff, Kolonien zu erwerben, weit hinaus in alle Fernen der Erde; es war endlich von katholisch-kirchlichen Bestrebungen durchdrungen und getragen. Seit anderthalb Jahrzehnten hatte England sich ihm, in Stimmungen und Interessen, entgegengesetzt gefühlt, aber die Stuarts hatten an Frankreich festgehalten: jetzt erfolgte mit dem Bruche der Stuartschen Macht zugleich der Bruch zwischen den beiden Völkern. Hand in Hand aber mit England gingen dabei die Deutschen. Der Sieger über Jakob II., Wilhelm von Oranien, war gleichzeitig die Verkörperung des europäischen Widerstandes gegen Ludwig XIV.; mit seinem brandenburgischen Oheim im Einverständnis rüstete er damals den Entscheidungsschlag wider die beiden Feinde: es ist bekannt, daß der Große Kurfürst auf seinem Sterbelager noch seiner Garde die Namen London und Amsterdam zur Parole gab. In diesem Streite gegen den französischen und katholischen Weltehrgeiz Ludwigs XIV. haben England und Preußen zum erstenmal zusammengestanden. An 1588 reiht sich 1688.

Der Feind dieses Jahres ist für England der Todfeind geblieben bis 1815. Der englisch-französische Gegensatz ragt über die gesamte politische Geschichte Europas während dieses langen Zeitraumes hinweg: ein Gegensatz, der alles in sich hineinzog, der zum Kampfe wurde um die Macht innerhalb Europas, um den Handel, um die Absatzgebiete, um die Kolonien, um Nordamerika und Ostindien: ein Gegensatz von wahrhaft weltumspannender Weite. Er hat eine lange Reihe großer Kriege heraufgeführt, echte Nationalkriege, die immer zugleich vor allem Handelskriege gewesen sind, sieben an der Zahl, der kürzeste 5-, der längste 12jährig, derart — so hat es Seeley ausgerechnet —, daß unter den 126 Jahren der Epoche 64 Kriegsjahre waren. Bei diesem Kampfe aber brauchte England von Anfang an, um seiner selbst, nicht bloß um des ihm später angeschlossenen Hannovers

willen, einen starken Helfer auf dem Festlande, einen Stützpunkt in Mitteleuropa: und dort war der Hauptfeind Frankreichs seit Jahrhunderten das Haus Habsburg und von dessen Zweigen seit dem 17. Jahrhundert der österreichische Zweig — der Kaiser. Seit 1688 haben sich der katholische Kaiser und das protestantische England gegen den gemeinsamen Gegner, den Franzosen, vereint. Eine Freundschaft, die selbst die Grenze von 1815 noch mannigfach überdauert hat und heute noch nachwirkt; ein rein politischer Bund: innere Gemeinsamkeiten fehlen den beiden Genossen. Die Landmacht Oesterreich und die Seemacht, zu der England in immer höherem Maße wurde, halfen einander; was sie zusammenband, war lediglich der gemeinschaftliche Kampf gegen Frankreich.

Und eben deshalb ist an einem Punkte, dem historisch gerade wichtigsten von allen, dieses englisch-österreichische Bündnis für eine Weile auseinandergebrochen: das geschah, als die diplomatischen Verschiebungen von 1756 Österreich auf die Seite Ludwigs XV. hinübergebracht hatten, in den Ausbruchszeiten des Siebenjährigen Krieges. Das ist der eigentliche Entscheidungskampf geworden, und er fand neben England wiederum eine deutsche Macht, aber nicht Österreich, sondern Preußen.

Dieses Preußen war ja inzwischen in Deutschland zu Österreichs aufstrebendem, norddeutschem Rivalen und seit 1740 zu Österreichs eigentlichem Todfeinde geworden. Mit England war Preußen seit 1714 selten gut Freund gewesen. Denn den englischen Thron hatten seit 1714 die norddeutschen Nebenbuhler der Hohenzollern, die hannöverischen Welfen inne, und wenngleich das Wechselspiel der politischen, zumal aber auch der konfessionellen Parteiung die beiden großen protestantischen Staaten in den vergangenen Jahrzehnten gelegentlich zueinander geführt hatte, im ganzen hatten sie doch, nach Taten und Gefühlen, den entgegengesetzten Lagern angehört. Und sicherlich, verschieden genug waren England und Preußen in so manchen bedeutsamen Zügen. England war seit 1714 vollends parlamentarisch, von der politischen Aristokratie, von den Whigs regiert, der Partei, in welcher der große Landadel sich mit der Macht des wohlhabenden Bürgertumes verband. Es wurde in Wirtschaft und Geist immer voll-

ständiger ein modernes Land; die Landwirtschaft war noch stark und im Staate gewichtig, aber neben ihr und allmählich über sie hinaus wuchsen die bürgerlichen Gewerbe, der große Handel, der immer mehr zum eigentlichen Wahrzeichen des Inselvolkes wurde, und dann, ihm nachstrebend, die werdende große Industrie. Und in diesem adelig-bürgerlichen Staate entfaltete sich, seit 1660, seit dem Sturze der Puritanerherrschaft, die englische Aufklärung: ein naturwissenschaftlich-kritisches Denken, das nach und nach alle Lebensgebiete überzog, das auch die Staatsanschauung, auch die Religion ergriff; die Aufklärung, bei all ihren Einseitigkeiten und mancher Ausschreitung, dennoch als historische Gesamterscheinung für das gesamte Geistesleben unserer Welt die gleichberechtigte Nachfolgerin der Renaissance und der Reformation — auch und besonders der Reformation, deren Werk sie in mannigfach anderer Richtung ihrerseits doch weiterführte: sie leitete unsere Nationen aus der Gebundenheit der alten religiösen und kirchlichen Begriffe und Zustände in freiere und weltlichere über, sie erst hat die Welt geschaffen, in der wir atmen — wir alle! Sie aber ist auf germanischem Boden maßvoll geblieben: sie traf da nicht auf die äußerliche und innerliche Zwangsgewalt der römischen Kirche, sie begegnete den dehnbareren protestantischen Landeskirchen, sie begegnete dem alten germanisch-protestantischen Drange der selbständigen Persönlichkeit; da konnte sie weiterbilden, ohne einen Bruch. In den romanischen Gebieten hingegen, in Frankreich zumal, im Kampfe mit unbedingten Gegnern, mit den Jesuiten und der dieser verbündeten Staatsgewalt, ist sie radikal und revolutionär geworden; in England blieb sie reformatorisch. Und auch in Preußen erschien sie in dieser gemäßigten Gestalt. Zwar der preußische Staat, an Alter und Sicherheit und kultureller Höhe weit hinter den Verhältnissen Englands zurückstehend, in eisernem täglichem Kampf um sein Dasein und seine Zukunft begriffen, war straff, militärisch, hart und absolut, von der breiteren und behäbigeren parlamentarischen Wirtschaft weit verschieden. Aber auch Preußen bildete den alten protestantischen Geist in seiner Weise bei sich fort, seine größten Herrscher gehörten unbewußt oder bewußt der Aufklärung zu, und Schule, Geist und Kirche wurden von ihr berührt, der Boden gelockert, der Staat selber tausendfach befruchtet.

Bei allen deutlichen Abweichungen war ihnen ebenso gewiß, im Größten angesehen, das eine gemein: die Erbschaft der Reformation nach Geschichte und Gegenwart, und zugleich äußerlich die Vormachtstellung in der protestantischen und der germanischen Welt.

Und nun wurde beiden gerade diese Gemeinsamkeit durch ihre Weltinteressen recht eigentlich in das Blut getrieben. Denn sie hatten beide zu Todfeinden je eine katholische Großmacht, England die französische, Preußen die österreichische, und eben um 1756 drohte ihnen beiden die entscheidende Prüfung. Es ging um Canada und die Vormacht in Nordamerika, um Ostindien, und es ging um Schlesien; es ging um die Lebensinteressen beider im vollsten Sinne. Englands Weltstellung, die Sicherung und Durchführung seines werdenden Weltreichs, das soeben überall auf Frankreichs Gegenwirkung stieß, stand auf dem Spiele; und Preußen rang geradezu um seine eigenste Existenz: wollte man doch den jungen Großstaat ganz niederschlagen, ihm all seine Außenlande wieder abnehmen, die Beute an die Nachbarn verteilen. Es war für Deutschland die Frage nach der Zukunft eines norddeutschen Gesamtstaates, nach der Zukunft einer deutschen Einheit unter norddeutscher Leitung gestellt: überall also die politischen Daseinsfragen. Bisher erklärte Gegner, waren England und Preußen 1755—56 halb zufällig zueinander geführt worden, beide noch ohne ein Bewußtsein von der Tragweite ihrer Annäherung; geliebt hatten sie sich nicht, und kaum erst gesucht; da hatte die Politik die Weltgruppen durcheinander geschüttelt und plötzlich standen der englische Staat und der Träger des deutschen Staates Schulter an Schulter — ähnlich wie 1588 und 1688: nur daß es dieses Mal in aller Form und unmittelbar geschah und daß dieses Mal Preußen als die eigentliche, ja als die einzige deutsche Macht hervortrat. Zwei Gewaltige reichten sich die Hände: Friedrich II. und William Pitt. Der Siebenjährige Krieg aber wurde zu einer der großen Schicksalskrisen der Welt. Die Dinge im einzelnen sind keineswegs ohne Schatten. König Friedrich hat mehr als einmal über die Lauheit der englischen Hilfe geklagt, sein Stolz hat die englischen Geldzahlungen mehr als einmal zurückgewiesen: die englische Flotte hätte er haben wollen, und die enthielt man ihm

vor. Am Ende hat sein Verbündeter, nach dem Sturze Pitts, ihn — und zuletzt rücksichtslos — fallen lassen, und nicht an Lord Bute hat es gelegen, daß Preußen einen Frieden ohne Landverluste errang. Die Briten hatten wohl eine Zeitlang für den Sieger von Roßbach und Leuthen geschwärmt, dann aber mit einer Nüchternheit, die zweifellos nicht ohne ihr gut Teil Berechtigung, wenngleich ohne Größe und auch ohne Weitblick gewesen ist, sich mehr und mehr ihren Sonderinteressen zugekehrt. Sicherlich, zu idealisieren ist dieses Bündnis nicht. Und dennoch! Wie hätte Friedrich sich halten sollen, ohne Ferdinand von Braunschweig und dessen Heer, ohne die Rückendeckung im nordwestlichen Deutschland? Und war der Wert für England minder groß? auf deutschem Boden sind damals Frankreichs Kräfte zum einen, großen Teile festgehalten und gebrochen worden, in Deutschland, so hat es Pitt im Parlamente ausgesprochen, ist Amerika erobert worden. Dieser Krieg bezeichnet in weltpolitischer Hinsicht die Höhe des 18. Jahrhunderts. Und sein Ergebnis war so: er war in der Hauptsache kein bewußter Glaubenskrieg und doch ein Sieg der schwer bedrohten protestantischen Gewalten in der Welt; er war kein bewußter und durchaus kein reiner Rassenkrieg und doch ein Sieg der beiden germanischen Vormächte; er war von unendlicher Bedeutsamkeit. Und wie die Dinge auch zustande gekommen waren, und wie ein jeder Betrachter heute auch empfinden oder urteilen möge: das eine ist einmal Tatsache: in Schicksalsgemeinschaft, die alle Stimmungen und Verstimmungen überwogen hatte, gemeinsam haben sie die Entscheidung erstritten, und diese hat fortgewirkt bis in den gegenwärtigen Tag.

Nachher zwar gingen die Wege wieder lange und weit auseinander. Friedrich hat sich in bitterem Grolle — denn er fühlte sich verraten — und im Mißtrauen gegen den unberechenbaren Wechsel der englischen Kabinette England von 1762 ab unbedingt ferngehalten. England seinerseits war durch die monarchische Reaktion, die Georg III. seit 1760 versuchte, in innere Wirrsale gestürzt, die manchmal ein bedrohliches und überdies ein wenig sauberes Aussehen trugen. Es verlor damals seine nordamerikanischen Kolonien; es erlebte eine der Epochen von Abspannung, die es öfter durchgemacht hat, in denen es aus den europäischen

Angelegenheiten fast ausgelöscht und einem starken Niedergange ausgeliefert zu sein scheint — Zeichen, die man dann jedesmal in der Welt gut tut nicht allzu wörtlich aufzufassen! Auch damals hat England, trotz so mancher Niederlage, sein auswärtiges Reich — in Ostindien — weitergedehnt und befestigt, es hat sich im Seekriege gegen eine große Koalition behauptet, es hat sein Handelsübergewicht in dem abgefallenen Nordamerika festgehalten, hat seine inneren wirtschaftlichen Kräfte gewaltig weitergebildet und dann zuletzt, seit 1783, in der Verwaltung des jüngeren Pitt sich wieder gesammelt und gestärkt und auch wieder begonnen, seinerseits in die europäische Welt — und zwar im bedeutsamen Bunde wiederum mit dem Preußen Friedrich Wilhelms II.! — bestimmend hineinzuwirken. Bis dann nach 1790 eine neue große internationale Entscheidungszeit hereinbrach: die Zeit des Kampfes mit der französischen Revolution und ihrem Sohne Bonaparte. Das demokratische, revolutionäre Frankreich tritt da dem aristokratischen und konservativen England in den Weg; das Franzosentum vertieft und erhöht in ungeheurer innerer Kraftanspannung sein nationales Wesen und läßt es bald über die Grenzen ringsum machtvoll hinausströmen; es schlägt die alten Bahnen Ludwigs XIV. wieder ein und drängt noch weit über sie hinweg: es ergießt sich erobernd über Europa und über die Welt. Und es nimmt dabei, der nationalen Geschichte getreu, vor allem gegen England den alten Daseinskampf wieder auf: es ringt von neuem um die Herrschaft der Meere, es will das Mittelmeer und Ägypten gewinnen, es greift wieder nach Westindien, in den nordamerikanischen Kontinent hinaus, es träumt von der Wiedereroberung Ostindiens. England ist das innerliche Gegenteil der jakobinischen Republik; es ist der Machtgegner und der Handelsgegner Frankreichs, wie seit hundert Jahren: den Kampf haben die Jakobiner aufgenommen und haben für ihn die Waffen und die Pläne gerüstet; Napoleon hat ihn geerbt, ihn in der höchsten Großartigkeit ergriffen, und sich zum guten Teile an ihm verblutet. Und auch in diesem gigantischen Streite, der von 1793 bis 1815 kaum eine kurze Pause erlitt, ist England mit Deutschland vereinigt gewesen. Anders als 1756 war dieses Mal Frankreich der Eroberer, der sich gegen alle wendete, deshalb schlossen sich alle, früher oder später,

gegen Frankreich zusammen, und deshalb war dieses Mal der alte Hauptgegner Frankreichs auf dem Festlande, Österreich, wieder Englands Bundesgenoß und zwar sein Hauptbundesgenoß, länger und fester als das unsicher schwankende Preußen und als das entferntere Rußland. Allerdings, so lange und so fest wie England hat keiner der Verbündeten sich gehalten: dieser Weltkrieg war, wie er die innerlich bereits absterbende aristokratische Epoche des englischen Verfassungslebens noch einmal verlängerte und auffrischte, zugleich das höchste Meisterstück des alten aristokratischen englischen Staates, mit seinen größten Staatsmännern und Feldherrn, seinem Pitt, seinem Nelson, seinem Wellington. Unter den Gegnern Frankreichs ist nur dieser allein, der maritime, der Hauptsache nach niemals geschlagen worden; er hat sich, nach starken anfänglichen Gewinnen für seinen Handel und seine Machtstellung, auch später und bis an das Ende aufrecht erhalten, durch schwere Nöte hindurch, mit jener „Taktik von Waterloo", die der französische Historiker in Englands gesamter Gegenwehr dieser Jahre wiederfindet: auszuharren, bis die befreiende Hilfe kommt. Ohne diese Hilfe allerdings konnte England auch nicht bestehen und mindestens nicht siegen; erst die kontinentalen Verbündeten konnten den Ausschlag geben und das hart eingezwängte Britannien aus seiner Gefährdung erlösen.

Das aber ist bekannt, welche dann zuletzt unter all diesen Helfern die entschlossensten und die wichtigsten geworden sind. Es waren die Preußen, die lange unbeteiligten, gelegentlich sogar feindlichen, dann schmählich von Napoleon geschlagenen, die sich wieder erhoben hatten in innerlichen Reformen und nun endlich hinaustraten in den allgemeinen Kampf. Preußens hohe Führer, von allen Feinden Napoleons, etwa mit Nelson zusammen, die einzigen, die dem großen Kaiser persönlich gewachsen waren, hatten lange auf England geblickt und seinen Beistand gesucht: zweimal ist Gneisenau, in den Tagen der Nöte, nach London gegangen. Und zuletzt stand dann wirklich sein freier, kühner, angriffsfreudiger Genius in starkem Zusammenwirken dicht neben der defensiven Zähigkeit Wellingtons: es hat sich so gefügt, daß der letzte große Schlag gegen Napoleon im Juni 1815 ein gemeinsamer Kampf und Sieg, nicht bloß von Eng-

ländern und Deutschen, sondern, wie in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges, von Engländern und Preußen gewesen ist — Waterloo.

❧ ❧ ❧

Das ist indessen auch die letzte ganz große, ganz allgemeine europäische Krise gewesen, von der die Geschichte bis heute berichtet. Im eigentlichen 19. Jahrhundert, von 1815 ab, bietet sich zu den bisher von uns überschauten internationalen Abrechnungen kein Gegenbild. Frankreich hatte seine zentrale Stellung verloren, deshalb ist auch kein Zusammenwirken gegen Frankreich wieder nötig geworden, und erst allmählich ist Rußland zu einer Höhe aufgestiegen, die in ähnlicher Weise bedrohlich scheinen kann, wie ehedem die französische. Nach 1815 kamen die Zeiten, wo England, zum großen Teile dank seinen eigenen früheren Kämpfen und Siegen, keinen bedeutenden, wirklich hemmenden Gegner in der Welt mehr sich gegenüber sah, und wo es sich mit ungefesselten Armen ganz frei hat dehnen können. Wohl hat es ein stetes Spiel gegen Frankreich und auch gegen Rußland zu unterhalten gehabt, im ganzen Mittelmeerbecken, zumal in dessen östlichen Teilen, in Konstantinopel und in Ägypten, und außerdem bereits im hinteren Asien; aber lange Jahrzehnte hindurch ist es doch ohne eigentlich ernstes Engagement geblieben, nicht einmal den Krimkrieg wird man als solches nennen können. Es hat, von 1815 bis etwa gegen und nach 1870, Zeit gehabt, den Erdkreis, fast ohne irgend welchen Einspruch, für sich zu umklammern. Es war für England zugleich die Epoche großer sozialer Umbildungen, des Anwachsens der von der Großindustrie geschaffenen neuen großen Städte, einer doppelten neuen Bevölkerungsschicht von bürgerlichem Unternehmertum und von industriellem Arbeitertum. Soziale Kämpfe und politische Kämpfe sind daraus hervorgegangen, der Schwerpunkt der Verfassung hat sich verlegt, die alte Vorherrschaft der Aristokratie hat aufgehört, das Bürgertum ist seit 1832, der Arbeiterstand seit den 60er Jahren in das Wahlrecht, in die Mitregierung eingerückt. Im ganzen hat sich zunächst die bürgerlich-liberale Gewalt mit ihren Anschauungen durchgesetzt, und hat auf längere Zeit auch die auswärtige und die koloniale Politik liberal

beeinflußt: auch aus dieser liberalen Überzeugung stammte es her, daß man schroffe staatliche Kraftentfaltung von beiden Gebieten möglichst fern hielt und die Entwicklungen friedlich möglichst sich selber überließ. Man konnte das ruhig tun, unbeschadet der britischen Größe: denn damals stieg diese eben, ohne Konkurrenten, ganz von selber in der weiten Welt immer höher empor. Sie hing eng zusammen mit dem Übergewicht, das die britische Industrie und der britische Handel besaßen. Erst das 19. Jahrhundert hat ja deren Oberherrschaft auf der Erde vollendet, und einmal, gegen die Mitte des Jahrhunderts, mochte sie ganz und gar durchgedrungen zu sein scheinen. Sie stand auf eigener, riesiger Höhe da, anscheinend unerreichbar, unerschütterlich, unbesiegbar. In Wahrheit eine übergroße, gewissermaßen, darf man sagen, künstliche Stellung. Diese Insel, ohne eigentliches natürliches Hinterland, beherrschte den Kontinent durch ihren Handel. Es war das Ergebnis der Geschichte seit 1500, deren Hauptphasen wir gefolgt sind; sie hatte England an Macht wie an Wohlstand einen ungeheueren Vorsprung verliehen.

Die Beziehungen Englands zu Deutschland, um die es sich hier ja insbesondere handelt, liegen demnach in dem Zeitraum nach 1815 nicht so sehr auf äußerpolitischem als auf wirtschaftlichem Gebiete. Und zudem — darauf muß ich hier wenigstens hindeuten, auf geistigem Gebiete. Denn es war damals, in engem Zusammenhange mit jener wirtschaftlichen und sozialen und innerpolitischen Entwickelung, die Zeit des größten geistigen Einflusses Englands auf die Welt. Schon im 18. Jahrhundert hatte die englische Aufklärung einen Siegeslauf angetreten, durch Frankreich und Deutschland, englische Philosophie und Publizistik und dann auch englische Dichtung hatte weithin gewirkt. Im 19. Jahrhundert hat das alles fortgedauert, wieder hat zumal der Geist der englischen Forschung, der Naturforschung, den Kontinent ergriffen und befruchtet; und sicherlich war die Ausstrahlung Englands dorthin wichtiger als die Rückstrahlung besonders Deutschlands auf England. Gewiß hat es auch an wirklichem Austausche niemals gefehlt, wie ja unsere Kulturnationen alle alltäglich einander beeinflussen, bewußt und unbewußt, wie in politischer und allgemein-kultureller und sittlicher, so in technischer, wissenschaftlicher,

literarischer, künstlerischer Hinsicht. Gewiß hat unsere klassische Dichtung und Philosophie auch auf England zurückgewirkt, bereits vor Thomas Carlyle und dann besonders durch ihn; auch für die Wissenschaften, nicht bloß die Naturwissenschaft der neuesten Epoche, wäre das nachzuweisen, und der Historiker darf darauf hindeuten, daß u. a. der führende Mann der heutigen politischen Geschichtschreibung in England, S. R. Gardiner, den deutschen Richtungen Rankescher Art ganz besonders nahe steht. Jedoch im ganzen ist es wohl wahr, daß England nicht so entscheidungsvoll von uns beeinflußt worden ist als wir von ihm; überwiegend wenigstens hat die englische Kultur, in ihrer wurzelstarken Eigenart, in ihrem insularen Stolze doch für sich gelebt, und vielleicht sogar allzu ausschließlich. Die Wirkung auf Deutschland aber war in Vielem groß: und sie war am größten auf dem Felde des staatlichen und wirtschaftlichen, insbesondere des verfassungspolitischen Lebens. Von England hauptsächlich kam die neue Wirtschaftslehre Adam Smiths und seiner Nachfolger zu uns, die dann im 19. Jahrhundert der ausgebildete Liberalismus fortführte, die Doktrin vom freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, vom Freihandel, bis hinein in all ihre weiten Ausläufer. Liberal aber wirkte vor allem das Vorbild des englischen Verfassungslebens auf unser Vaterland. Seit Montesquieus berühmter Idealisierung ist Englands parlamentarische Freiheit in Europa in immer steigendem Maße Menschenalter hindurch bewundert, gepriesen, mittelbarer oder unmittelbarer nachgeahmt worden. Es ist einer der wichtigsten Ströme historischen Einflusses überhaupt; nach Deutschland ist er durch mancherlei Kanäle hineingelangt, anfangs über Frankreich und daneben direkt aus England, später, als es, von der Revolution ab, Ernst damit wurde, eine Weile lang wesentlich in romanisierter und radikalerer Form, in vorwiegender französischer Vermittelung; zuletzt wieder, maßvoller, germanischer, realistischer, aus England selbst. Immer aber war er von starker Bedeutung; man kann sagen: in alledem hat England die geistigen Schulden der Reformationsepoche an Deutschland zurückgezahlt. Von etwa der Mitte des 18. bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts sind diese englischen Einflüsse in unserer Geistes- und Staatsgeschichte vor-

nehmlich spürbar. Sie haben auch heute keineswegs aufgehört, ich brauche nur an die Sozialpolitik zu erinnern; sie werden sicherlich immer anregend einwirken können. Aber ihre eigentliche Zeit ist vorbei. Das englische Muster als allgemein anerkanntes, als wesentliches Bildungs- und Entwicklungsmittel für Deutschland besteht heute nicht mehr. Der deutsche Staat hat sich in eigenen Formen, gemäß den besonderen, von England verschiedenen, deutschen Verhältnissen ausgebildet. Wir haben nicht die Vergangenheit und haben auch nicht die Lage Englands; wir stehen notgedrungen gerüstet zwischen kontinentalen Feinden, die uns immer und überall bedrohen; wir brauchen schon deshalb einen starken Zusammenhalt und wir haben dank unserer Geschichte eine starke und maßgebende Krone. Unser Staat ist konstitutionell, aber er ist vor allem entschieden monarchisch, er ist nicht parlamentarisch, wie der englische es sein muß und kann — in England hat man, so scheint uns, die Eigenheit und die Notwendigkeit und das gute Recht dieser deutschen Abart wohl noch lange nicht allgemein genug eingesehen, man kennt uns wohl, trotz manchen, sehr rühmlichen Vermittelungs- und Erläuterungsversuches, noch immer viel zu wenig. An die einfache Übertragbarkeit fremder Staatsformen glaubt heute niemand mehr; Formen und Wesen sind da ja überall untrennbar, und wir sind anders als England. Trotzdem zeigen der englische und der deutsche Staat noch heute gewichtige Verwandtschaften, wie sie die oberflächliche Betrachtung nach Schlagworten zu leicht übersieht. Auf beiden Seiten steht doch die Selbstverwaltung als tragendes Prinzip — was unser Staat von England hat lernen können, hat er vor allem da gelernt; und auf beiden Seiten der alte individualistische Grundzug: Persönlichkeit und Verantwortung, Unabhängigkeit und Initiative der einzelnen Landschaft, des einzelnen Kreises und des einzelnen Menschen, Eigenart also, bei Deutschland mit dem alten Eigensinn so vielfach noch stark durchsetzt. Immer wieder zeigen sich die germanischen Grundzüge, die Wirkungen zugleich des Protestantismus in beiden Nationen. Die Abweichungen, wie sie außer Lage und Geschichte die verschiedene Mischung der beiden Völker hervorgebracht, sind unzweifelhaft zahlreich und erheblich. Ich wies bereits beim Siebenjährigen Kriege auf die Unterschiede hin, die auf den

ersten Blick zwischen Preußentum und Britentum heraustreten. Die natürlichen Folgen jener unserer militärisch-defensiven Weltstellung und Konzentration, unserer staatlichen Straffheit und Strammheit, haften uns eben alle an, die heilsamen ganz gewiß, die minder erfreulichen aber ebenfalls; die einen wie die anderen wirken in dem, was wir an militärischem und an bürokratischem Wesen an uns tragen, mit. Wir werden, zumal im Gedanken an manche Übertreibung unseres Bürokratismus, wohl urteilen müssen, daß wir — nicht nur an eigentlich politischem Sinne, wie ihn der Volkscharakter und die Schulung der Jahrhunderte drüben herausgebildet hat —, sondern auch an Entwicklung der freien selbständigen Einzelpersönlichkeit, die gewohnt und fähig ist, sich überall handelnd zu betätigen, noch lange nicht auf der Höhe unserer älteren, angelsächsischen Vettern stehen, des Herrenvolkes, das seine Kolonien und Indien regiert. Es ist doch wohl so, daß die englische Persönlichkeit, soweit man dergleichen im Durchschnitt bestimmen kann, derber, massiver, selbstbewußter nicht bloß im guten Sinne, daß sie aber auch fester und runder, daß sie für die weite Welt allseitiger erzogen ist — wir Deutschen streben dem jetzt nach, zumal in unseren Seeleuten, unseren Offizieren, unseren Industriellen und Kaufleuten, wir haben auch unsere Erziehung zu ergänzen, sie praktischer und körperlich fester zu machen gesucht, und müssen dabei doch hoffen und sorgen, daß wir das Beste, Feinpersönliche, den allgemeinen Zug unserer Bildung darüber nicht verlieren. Daß andererseits auch England so manches von uns zu lernen habe, hat ihm kürzlich Lord Rosebery in mehreren Reden eindringlich vorgehalten: er hat die methodisch wissenschaftliche Art unserer Fachausbildung, unserer wirtschaftlichen Arbeit und unseres Heerwesens hervorgehoben, die uns doch siegreich gemacht hat in der Welt und der Weltkonkurrenz; und ebenso die Klarheit und die Schärfe in der Gliederung und der Tätigkeit unserer höchsten Regierungsbehörden. Sollte insbesondere unsere Militärorganisation den Engländern nicht doch noch irgendwie wichtig werden? Gewiß, die Verschiedenheiten sind überall da, Licht und Schatten ist auf beiden Seiten: aber bei alledem wird man selbst vom staatlichen Leben sagen müssen, daß unser Staat, allen Verfassungsformen zum Trotz, dem englischen doch näher steht als der

parlamentarische französische. Noch heute ist, dem Wesen nach, trotz mancherlei Änderungsversuchen, der romanische Staat vorwiegend Massenstaat, wie im 17. Jahrhundert — zentralistisch, den einzelnen führend, mitreißend, absorbierend, vor allem bezeichnet durch die Allmacht der Präfekten. Weder England noch Deutschland haben diese Züge in ihrem heutigen Dasein — und morgen wird möglicherweise, wenn es wirklich mit den großbritischen Reichsplänen vorangehen sollte, England auch föderative Gestaltungen bei sich selber kennen lernen, die es unserer föderativen Reichsverfassung wie der des verwandten Nordamerikas und der eigenen Kolonien in manchem näherbringen müßten. Je tiefer man aber hinabgriffe, in das literarische, das religiöse, das Gemütsleben, in das häusliche Leben hinein, um so tiefer und stärker würden, über alle Abweichungen hinweg, diese Ähnlichkeiten unserer beiden Nationen sich zeigen. Das darf an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden; und nur die zusammenfassende Frage sei hier gestellt: wo in Europa, ja vielleicht sogar, wo auf der ganzen Erde, fände der Deutsche heute — und wo, mindestens in Europa, wenn er so gut zu sehen vermag, fände auch der Engländer — eine große Kultur, die der seinen so nahe stände als die des anderen, stammverwandten Volkes? in Frankreich oder Italien? gewiß nicht! Staat, Geist, Glaube, Empfindung der romanischen Nationen sind von anderer Art, und es will ja überdies scheinen, als seien sie als Gesamtheit und als seien die meisten Einzelvölker unter ihnen im Niedergange begriffen. Oder etwa auf slawischem Boden, etwa gar in Rußland? da klafft ein noch breiterer Spalt, da finden Deutsche wie Engländer erst recht eine fremde Welt. Unsere alte innere Zusammengehörigkeit, unsere Verwandtschaft in tiefem Sinn besteht fort.

Aber auch die der politischen Interessen, die uns bis 1815 an so großen Wendepunkten gewissermaßen elementar, beinahe trotz der Menschen, entgegengetreten ist? Herrscht da nicht heute die weiteste Entfremdung, ja der offenste Gegensatz? Wir kehren von dem Ausblicke auf die inneren Kräfte, auf die inneren Beziehungen unserer zwei Nationen im 19. Jahrhundert zur äußerpolitischen Geschichte seit 1815 zurück, derart, daß uns nicht die politische Re-

flexion, sondern die Verfolgung des geschichtlichen Ganges an unsere Gegenwart heranführe. Und da muß vornehmlich von Deutschlands Entwickelung in diesem Jahrhundert die Rede sein.

Fanden wir England in die weite Welt hinausgekehrt, so wendet sich Deutschland bis 1871 fast ausschließlich auf sich selbst. Es arbeitet an seiner nationalen Einigung; sie war zuerst das höchste Ziel und blieb die Vorbedingung für alles weitere. An ihre Geschichte schließt sich uns alle andere deutsche Geschichte dieser Menschenalter an. Bis 1848 die erst langsame und zuletzt immer stürmischer werdende Vorbereitung; 1848 der erste große Anlauf, von da ab, nach der stilleren, mühe- und schmerzensreichen Märtyrerzeit der Reaktion, die neue heroische Kampfesepoche von 1860 bis 1870. Das alles ist bekannt; wie hat sich England dazu verhalten? Bis 1848 ist es nicht stärker davon berührt woren; seit 1848 aber hat es sich — das ist die Tatsache — immer nur unfreundlich dazu gestellt. So bereits in der 1848er Krise; so in der gesamten schleswig-holsteinischen Verwicklung mit Dänemark, wo Deutschland doch eine unausweichliche nationale Forderung betrieb: England ist da stets dänisch gewesen; so in der ganzen Kette dieser Jahrzehnte, durch all ihre großen Ereignisse, durch all ihre Kriegeszeiten bis 1871 hindurch. Mittelbar oder unmittelbar, ganz oder halb hat es stets bei den Gegnern, niemals bei den Freunden unserer Einigung gestanden. Es hat dabei so gut wie nie seine volle Kraft eingesetzt: es war gerade die Blütezeit des englischen Liberalismus und eine wahrhaft starke englische Außenpolitik gab es damals fast nirgends. Was sie aber tat und wünschte, war gegen uns. Das war natürlich nicht einfach böser Wille, es war das Ergebnis der politischen Lage. Sein Gegensatz gegen Frankreich war nicht brennend genug, um England das Emporkommen eines einigen Deutschlands seinethalber auf alle Fälle wünschen zu lassen. Vielmehr war gerade Österreich, gegen das die deutsche Einigung sich ja am deutlichsten vollzog, Englands alter mitteleuropäischer Verbündeter, an den es sich auch jetzt noch, trotz mancherlei Schwankungen, wenn nicht in Mittelmeerfragen, so doch in Festlandsfragen, und zumal gegen Rußland, gern anlehnte: diese Säule gebrochen zu sehen, konnte es nicht wünschen. Und weiter: die deutsche Einigung lag auch an sich selber nicht im englischen

Vorteil. Alle die alten bestehenden Staaten mußten begreiflicherweise gegen das Entstehen eines neuen und starken Nebenbuhlers sein, und vollends eines solchen im Herzen des Erdteils; ihnen allen ohne Ausnahme mußte es unbequem sein, das schwache zerteilte Deutschland verschwinden zu sehen, in dessen getrübten Wässern sich allezeit so trefflich fischen ließ. Ein mächtiges neues Deutschland aber mußte zugleich neue Ansprüche erheben, und mußte wirtschaftlich gefährlich werden; seit dem Zollverein war dies deutlich genug. „England," schrieb Otto von Bismarck bereits am 30. Mai 1857, „kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte gönnen, und ist neidisch auf unsere Industrie." Diese Interessen alle haben England handeln lassen, wie es gehandelt hat; und Stimmungen, Parteianschauungen haben dabei wohl sicherlich mitgewirkt: das monarchistisch-konservative, osteuropäisch erscheinende Preußen hat man wohl wenig geschätzt und geliebt. Aus ähnlicher, politisch-wirtschaftlicher Konkurrenz hat ja übrigens das damalige England auch gegen die nordamerikanischen Nordstaaten sich auf die Seite der Südstaaten gestellt, die außerdem dem englischen Wesen in manchem verwandter waren als das Yankeetum, und hier wie dort hat der Gang der Dinge der britischen Abneigung nachträglich Recht gegeben; freilich hier wie dort war es ein Ankämpfen gegen die dennoch siegreiche Sache. Die deutsche Einheit ist vollendet worden, ohne und ein wenig gegen England. Der Historiker begreift jene Kühle und Unfreundlichkeit Großbritanniens aus den Interessen, die sie veranlaßten: er begreift aber auch, wie sie auf Deutschland gewirkt hat. Die deutsche Stimmung hat es nicht leicht verstanden und hat es bis heute nicht vergessen, daß gerade das bisher so lebhaft von ihr bewunderte, stammverwandte Land sie so tief enttäuschte. In diesen großen Völkerkrisen hat Deutschland den Engländern wenig zu danken gehabt, und das wirkt überaus bitter, ja gewiß auch nicht ohne ungerecht und unpolitisch übertreibende Bitterkeit, die aber vorhanden ist, in ihm nach.

Seit 1871 besteht das Deutsche Reich. Ja, Österreich hat sich in den 70er Jahren allmählich an dieses Reich angeschlossen: 1878, während des russisch-türkischen Krieges und des Berliner Kongresses, unter der Sorge vor Rußland vorbereitet, vollzog sich im

Jahre darauf das deutsch-österreichische Bündnis. Englands südeuropäischer Schützling und Freund, Italien, hat sich diesem Bündnisse dann eingefügt. England selber aber hatte in jener Krise von 1878, als Rußlands sichtbarster Gegner in der orientalischen Frage, die Interessen Österreichs ungefähr geteilt. Seit jenen Entscheidungen hat sich, wie man weiß, die internationale Lage auf dem Kontinent in ihren größten Zügen einigermaßen befestigt. Ein neuer mitteleuropäischer Bund, der stärkere Nachfolger früherer Bildungen, hat seitdem bestanden und sich bis heute behauptet; der russisch-französische Zweibund ist diesem Dreibunde entgegengetreten. England hat zwischen oder neben diesen Gruppen frei dastehen wollen; mit seiner natürlichen Sonderstellung, seinem Schutze durch Meer und Flotte, mit seinen wechselnden Parteiregierungen, die es bündnisunfähig erscheinen ließen, mit seinem Charakter als Weltmacht, die außerhalb der eigentlich europäischen Gegensätze stünde, hat man diese „glänzende Isolierung" begründet. Dennoch ist es natürlich genug in alle europäischen Fragen stets mit hineingezogen worden, es kann ihnen doch einmal keinen Augenblick wirklich fremd oder gleichgültig gegenüberstehen. Und da hat nun, gerade unter dem englischen Gesichtspunkt betrachtet, die gegenwärtige Lage wieder eine gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen früherer Jahrhunderte gewonnen. Wieder ist auf dem Kontinente, vergleichbar dem Frankreich Ludwigs XIV. oder Napoleons I., eine überstarke Macht emporgekommen, die wohl nicht unmittelbar, aber dennoch durch ihr Dasein selber, durch ihr wahrscheinliches Weiterwirken alle anderen bedroht; eine Macht, gegen welche — so hat es uns unser großer Kanzler oft genug mahnend vorgehalten — insbesondere Deutschland keine streitenden, keine zum Angriff treibenden Interessen hat noch irgend sucht, und von welcher auch wir heute und morgen wohl keinen Angriff zu fürchten haben, und die eben doch, vermöge jener ihrer Riesengewalt, ihrer steten inneren und äußeren Dehnung, ihres slawischen Weltmachtcharakters, sub specie aeterni betrachtet, auf unserer Existenz zu lasten scheint wie eine ungeheure Zukunftsgefahr: Rußland. Dieses Rußland aber ist bereits heute vor allem und überall in der Welt der Gegner gerade Englands. Es ist mit Englands altem Erbfeinde Frankreich verbündet, der auch heute noch dessen

Feind ist: die Gegnerschaft für das Inselreich ist also verdoppelt. Und diesem bietet sich dem gegenüber, durch die Machtverhältnisse, wie sie liegen, durch die geographischen Verhältnisse von selber eine mögliche Stütze gegen diesen Doppelfeind dar: dieselbe Stütze, die es einst gegen das übermächtige Altfrankreich benutzt hat — jenes Mitteleuropa, das heute aus Deutschland, Österreich und Italien besteht. Die alten Weltgruppen von 1700 und 1800 haben sich also umgebildet, aber vorhanden sind sie auch 1900. Gegen Rußland hat die britische Politik schon früh, als es unter Peter dem Großen, vollends als es unter Katharina II. bedrohlich gegen Westen vordrang, die Führung Europas, insbesondere mit Deutschland vereinigt, zu übernehmen gesucht; heute haben die Gegensätze der beiden Weltmächte so gut wie alle englischen Lebensfragen ergriffen. Die Verwandtschaft der heutigen Lage unseres Erdteils mit den Zeiten des langen französischen Krieges ist also, von England her gesehen, wirklich recht groß. Ganz von selber hat sich, wie bemerkt, bereits 1878 die alte Interessengemeinschaft Englands und Österreichs, diesmal den Russen gegenüber, erneuert; diese historischen Bande sind auch heute nicht abgerissen, sie bestehen und wirken fort und sie könnten versuchen, auch Deutschland in sich hineinzuziehen — Deutschland, dessen Dasein und Kraft unter dem Gesichtspunkte dieser russischen Weltgefahr für England von allerhöchstem Werte sein muß. Deutschland seinerseits, das hat man hundertmal ausgesprochen, hat jegliche Ursache, seine freie Stellung zwischen England und Rußland sich zu erhalten, es würde sie nur überaus ungern aufgeben, gewiß nur, wenn es unbedingt muß. Aber es können Lagen gedacht werden, wo Deutschlands wie Englands Vorteil, ja wo ihr Dasein die Herstellung solcher Gemeinsamkeit fordern könnte: in irgend einer zukünftigen großen Völkerkrise, die sich den hier besprochenen der Vergangenheit anreihte. Was an Bluts-, an Kulturgemeinschaft der beiden germanischen Völker alsdann für solche Kampfesgemeinschaft sprechen könnte, das haben wir überschaut; die Geschichte hat uns die merkwürdige Kette der Jahre 1588 und 1688, 1760 und 1815 gewiesen — sie hat uns auch erzählt, daß es in keinem der früheren Jahrhunderte, weder im 16. noch im 18. (noch auch im Beginne des 19.) die gegenseitige Neigung gewesen ist, die

Engländer und Deutsche nebeneinander gestellt hat. Nicht einmal um ein längeres gegenseitiges Suchen der Diplomaten hat es sich immer gehandelt, sondern die Ereignisse, die Verhältnisse sind es gewesen, welche die zwei Nationen so zueinander geschoben, zueinander gezwungen haben.

Die Diplomatie kann auch heute nicht nach Anti- oder Sympathien verfahren; nicht einmal nach Sympathien der Stammesverwandtschaft oder nach Kulturgemeinschaften. Solche Werte der Kultur, des Glaubens, der Rasse haben für die politische Weltbetrachtung und Weltanschauung ein Teil von Recht, und sie erweisen wohl auch in den ganz großen Entscheidungszeiten der Völkergeschichte ihre Existenz und ihre Bedeutsamkeit, — aber für den politischen Tageslauf kommen sie nicht leicht in Betracht. Der politische Geschäftsmann befragt nicht sie, sondern den Augenblick und die Macht, das Interesse, das wirtschaftliche Interesse zumal.

Und da ist ja nun, wenn auch der mitteleuropäische Bund von heute in politischer Hinsicht an die Vergangenheit, an die alten Beziehungen der mitteleuropäischen Staaten mit England erinnert, in Deutschlands wirtschaftlicher Stellung, in seinen wirtschaftlichen Interessen ein allbekannter, riesiger Wandel vor sich gegangen. In denjenigen Englands weniger: seine Weltstellung und seine Weltinteressen sind alt. Die Deutschlands sind neu: alles an ihnen hat sich verändert. Aus den engen Mittelstaaten der früheren Tage ist der Großstaat Preußen herausgewachsen, aus Preußen wurde der Zollverein und wurde das Deutsche Reich. Es ist eine Einheit in sich selber geworden, ein großes Gebiet von Produktion, Austausch und Verbrauch; und es hat angefangen, hinauszudrängen in die Welt: mit Machtansprüchen und mit wirtschaftlichen Taten. Erst dieses große Deutschland, versehen mit allen Verkehrsmitteln, gehoben durch alle Produktionsmittel des 19. Jahrhunderts, ist wieder eine wirtschaftliche Großmacht geworden — eine Großmacht, wie es im Weltverkehr zuletzt das Deutschland von 1500 gewesen war, von dem unsere Übersicht heute hergekommen ist, dieses Mal aber eine Wirtschaftsmacht mit starkem Staate, mit Einheit und politischer Macht. So hat Deutschland seine natürliche Stellung in Mitteleuropa endlich zurückgewonnen: lange wirtschaftlich wie politisch von außen her

durch seine Nachbarn überragt und beherrscht, jetzt wieder selbständig, wieder hinausgewandt in die Welt. Es hält, heute wie vor vier Jahrhunderten, und heute in vollerem Maße als damals und als je, jeglichen Vergleich aus, nach Volksmenge, Fleiß, Kraft und Tüchtigkeit, nach Unternehmungseifer und hellem und weitem Blick, nach reicher und hoher wirtschaftlicher Leistung. Es genießt heute endlich wieder des Vorteils seiner geographischen Lage für einen großen Handel: kein Zweifel, daß unsere Häfen, die Nordseehäfen von den Niederlanden bis Hamburg, mit ihren Strömen, ihrem unmittelbaren und dabei so weiten mitteleuropäischen Hinterlande von der Natur ungleich günstiger gestellt sind, als England, dessen Isolierung vom Festlande eben nur durch den Gang der Geschichte aus einem kommerziellen Nachteile zum Vorteile umgestaltet worden ist. Und so hat uns der Ausgang des 19. Jahrhunderts ein Gegenstück zu den Entwicklungen des 16. geschaffen. Damals, so haben wir gesehen, hat sich England von den deutschen Kaufleuten befreit, und hat seitdem die Oberherrschaft über den deutschen, über den europäischen Handel errungen — durch kaufmännisch-persönliche Kraft und staatlich-militärische Macht und durch eine beispiellose Gunst der Umstände; es hatte zuletzt jenen Vorsprung gewonnen, der unverlierbar schien. So steht es heute nicht mehr: eine Stockung, ein Rückschlag ist eingetreten, und seit dem Abschluß des Zollvereins, der Gründung des Reiches, seit dem Reifen der wirtschaftlichen Früchte der Einigung, also etwa seit 1840, 1870, 1890 ist es Deutschland, das sich nun, in steigender Schnelligkeit, seinerseits von jener Vorherrschaft des englischen Handels und der englischen Industrie befreit. Es geht jetzt selber hinaus, es ist Englands Wettbewerber auf deutschem, auf europäischem, auf dem eigenen englischen Boden und draußen in allen Erdteilen, und dem wachsenden Anteile am Weltverkehre ist die wachsende Teilnahme an der Weltpolitik nachgefolgt. Das alte Deutschland war dem Briten bequemer, natürlich; das Österreich und das Preußen, mit dem er einst verbündet gewesen, war wirtschaftlich, politisch, vollends weltpolitisch anspruchslos und nirgends sein Nebenbuhler. Heute sind alle die großen Völker dem voraufgeschrittenen England nachgerückt, Nordamerika, Rußland, auch Frankreich, auch Japan: in dieser

Reihe stehen auch wir. Deutschland strebt nach der Selbständigkeit der Macht innerhalb des Erdkreises, es will sich dort außen dehnen, sich Raum schaffen, sich festsetzen, wie es die Vorgänger gelehrt; es will vor allem sein wirtschaftliches Dasein, seine Absatzfreiheit draußen mehren und wahren. Die deutsche Staatskunst kann heute gar nicht anders: sie muß auf diesen Zuständen und auf diesen Bedürfnissen fußen, sie muß diese Interessen leiten oder mindestens stützen, sie muß dafür vorsorgen, sie zu verteidigen, sie auch mit Macht und Waffen zu schirmen — zu schirmen nicht gegen *eine* Nation, sondern innerhalb aller. Sie hat an Fürst Bismarck das unverlierbar große Beispiel für diese Pflicht des Staatsmannes, sich rückhaltlos hinzugeben an die Lebensforderungen seines Staates, seines Landes; sie hat in Wahrheit die Bahnen des Reichsbegründers schöpferisch weiter verfolgt, über die Möglichkeiten und Absichten seiner eigenen Tage bereits hinaus.

Dabei aber trifft Deutschland, daran ist kein Zweifel, auf die Wirklichkeit der englischen Weltmacht: die Interessen stoßen aufeinander. Die ungeheure Ausdehnung dieses Weltreiches, das seit dem Wettbewerbe der jüngeren Kolonialstaaten um 1880 sich jäh aufgerafft und sein eigenes Gebiet in hastiger Eroberung auf das Doppelte gebracht hat; die — heute vielleicht doch stark überschätzte? — Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammen- und Abschlusses des englischen Riesenreiches in irgendeiner Art von Zollverband, eines Abschlusses gegen alle Dritte: beides erweckt die Bedenken; ein noch weiteres Wachstum des „größeren Britanniens" liegt in Niemandes, auch nicht in Deutschlands Interesse und Wunsch. Wie alle mittleren Nationen sieht auch Deutschland sich geradezu gezwungen, sich um sein Dasein als Nation, als Wirtschafts-, als Kultureinheit, um den Bestand seiner Nationalität selber, zu sorgen, sich gegen Einschnürung, gegen Erdrückung zu wehren: diese uns unvermeidlichen Besorgnisse richten sich auch gegen England. Und auf der anderen Seite mag, ja man sollte meinen, muß doch auch Deutschland seinerseits mit seinem Ausdehnungsbestreben, mit seiner industriellen und kommerziellen Weltkonkurrenz den Engländern im Wege sein: auch sie stoßen auf uns und müssen sich an uns stoßen. Der Handel beider Völker wirkt sicherlich viel-

fach zusammen, aber er wirkt eben doch auch gegeneinander; wir hören, vielleicht nicht ohne verschärfende und verallgemeinernde Übertreibungen, aber wir hören von Eifersucht aus beiden Lagern.

Wie sollen und wie werden sich da die beiden Völker und ihre Staaten zueinander stellen? Die Antwort ist nicht meines Amtes, sie gehört dem Politiker. Der Historiker wird gut tun, ihm immer nur den geschichtlichen Stoff darzureichen, er wird ihm dabei vielleicht manche Wege wirklich aufhellen können, er wird die gegenwärtige Lage, auch die gegenwärtigen Stimmungen in ihrem Werden bis an unseren Tag heran verfolgen und mit Vergangenem erläuternd vergleichen; mittelbar wird er sein bescheidenes Teil auch für die politische Selbstbesinnung beizutragen vermögen. In einer berühmten diplomatischen Reichstagsrede vom 10. Januar 1885, in der er einen Friedensbruch zwischen Deutschland und England als unbegründet und unwahrscheinlich bezeichnet hat, hat Fürst Bismarck von dem begreiflichen Erstaunen des Engländers darüber gesprochen, daß „die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt". Er hat zugleich fein, aber deutlich darauf hingewiesen, daß die englische Regierung gut daran tue, „den Ausdruck des Befremdens bei allen ihren Untertanen rechtzeitig zu mäßigen". Noch heute wird es der Deutsche, wenn er unbefangen um sich und zurück blickt, begreifen, daß er, als neue Potenz in der Welt — heute in der eigentlichen Weltpolitik —, noch immer überall ein gewisses Unbehagen erregt. Aber auch der Engländer wird aus der historischen Erwägung unserer Entwicklungen lernen und nachgerade, ohne jenes Erstaunen, anerkennen müssen: das alte Deutschland sind wir einmal nicht mehr und können wir nicht mehr sein. Wir müssen und wollen weiter und hinaus: wer mit uns auskommen will, der muß sich in diese Tatsache finden. Es handelt sich für uns um eine Lebensfrage, um ein unbedingtes Bedürfnis unseres Daseins; es gibt für uns kein Zurück ohne Verkümmerung, ohne Verstümmelung, ja ohne Untergang, und deshalb ohne Kampf auf Leben und Tod. Damit muß man rechnen, überall in der Welt; wir fürchten manchmal, daß man es noch nicht anerkennen, auch in Englaand noch nicht anerkennen will, daß man uns noch nicht „für voll" nehmen will, für das, was wir sind.

Ja, niemand kann es leugnen: unsere Interessen reiben sich mannigfach. Diese Reibungen *können* einmal weitgehende Folgen haben: niemand kann vorhersagen, ob und wie? aber die Möglichkeit besteht. Auch die Notwendigkeit? Wären jene Konflikte an sich unlösbar? Müssen, wie so mancher meint und predigt, England und Deutschland feindlich aufeinander stoßen? Können sie nicht beide Ellbogenraum genug finden, in unserer Welt, die heute so unendlich viel weiter ist als ehedem? Können sie einander nicht anerkennen nach Art und Ausdehnung? So wenigstens liegt es doch keineswegs, daß Deutsche und Engländer die Einzigen auf der Erde, die beiden um die Vorherrschaft miteinander Ringenden, und daß sie deshalb absolute Nebenbuhler wären! Ein Weltübergewicht, eine stete Weiterdehnung Englands, so sagte ich, kann auch der Deutsche nicht wünschen; aber einen Sturz, einen Wegfall Englands noch sehr viel weniger! Und genau so steht es für England: auch ihm wäre die Beseitigung der deutschen Großmacht ein sehr gefährlicher Verlust. Haben wir nicht, alle beide, noch nähere Gegner als einander? Gegner, mit denen ein kriegerischer Zusammenstoß auch wieder durchaus nicht von vornherein sicher ist, die aber doch jedem von uns nach Stamm und Bildung und Glauben und auch nach dem Interesse entgegenstehen? Es ist nicht meine Sache, Gemeinsamkeit und Gegensatz zwischen uns abzuwägen: da trete der Praktiker, der Politiker vor! Da reden, in der Welt des Handelns, die Gebote des Momentes mit, die lebendigen Menschen, die Einseitigkeit, die Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit des Willens — nicht die leidenschaftslos ruhige Betrachtung, wie sie der Gelehrte übt oder doch zu üben streben soll, allein hat da ihr Recht; und ein jeder wird sich da, wenn es Ernst wird im politischen Kampfe, mit ganzer Seele auf den Boden der Lebensfragen *seines* Volkes stellen. Aber das eine gerade wird der Historiker heute sagen dürfen: so einfach, wie die öffentliche Meinung die Lage zwischen Deutschland und England gern ansieht, so selbstverständlich-gegensätzlich ist sie nicht. Gerade auf die großen Weltparteiungen, die großen Weltkulturgegensätze und -zusammengehörigkeiten, wie sie die Jahrhunderte durchwaltet haben, darf er hindeuten: das ist seines Amtes. Er darf in still abmessender Betrachtung auch die Summe aus der Vergangenheit

dieser großen Weltfragen ziehen: und da sieht er die beiden führenden germanischen Nationen in den neueren Jahrhunderten, die wir heute mit weiten Schritten durchwandert haben, tatsächlich in den entscheidenden Kampfeszeiten eben doch miteinander vereint. Sie haben für Macht und Geist gemeinsame Siege erstritten, sie bleiben in ihrem Besten einander verwandt; sie haben im heutigen Völkerringen Dritten gegenüber manches Bedeutsame gemein, freilich auch einander gegenüber manche Klage und manche Forderung. Eines aber, das ist ganz gewiß, wird ihnen beiden heilsam und nötig sein: sich nicht zu verrennen, sich nicht hineinhetzen zu lassen in Gegensätze, die vielleicht — dahin weist die Geschichte — im größten Augenblicke nicht die entscheidenden sein werden; einander besser zu erkennen, als es, zu beider Schaden und zu keines Ruhme, heute so vielfach geschieht; einander zu nahen mit jenem echten historischen Geiste, der mit offenem Sinne und offenem Herzen Wahrheit und Verständnis sucht und dem die Geschichte dieses Verständnis bringt — Verständnis für die gemeinschaftliche Vergangenheit und für das Werden und das besondere Wesen unserer Völker; ein besseres Begreifen, das für alle Beziehungen auch in Gegenwart und Zukunft, in Freundschaft oder in Gegnerschaft, allemal nur zu einem Segen werden kann, zu einem praktischen Wegweiser und sicherlich zu einer innerlichen Bereicherung für alle beide.

Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart

Nach einem Vortrage vom Januar 1910

Der Name Deutschlands ist in diesen Wochen der englischen Wahlbewegung recht oft und mit recht unfreundlichem Klange über die Nordsee zu uns herübergehallt. Kein Deutscher kann heute vergessen, was zwischen den beiden so nah verwandten Völkern liegt; auch der Historiker nicht. Blickt er auf die Vergangenheit ihrer Beziehungen zueinander zurück, so wird auch er seine Fragen an die Vergangenheit heute unter dem Gesichtspunkte formulieren, die seine Gegenwart erfüllen: er kann nicht anders. Will er eine richtige und also auch allein brauchbare Antwort von der Vergangenheit erhalten, so muß er dann freilich bei der historischen Betrachtung die Leidenschaften des Tages vergessen und nichts suchen als sachliches und gerechtes historisches Verständnis. Die Forderung mag nicht immer ganz so leicht zu erfüllen wie auszusprechen sein; daß sie unbedingt und unerläßlich ist, kann niemand bestreiten.

Auch das nicht, daß ein Bild von Englands auswärtiger Politik richtig nur werden kann, wenn man es weit faßt: erst aus der Anschauung großer Zusammenhänge kann es sich ergeben. Hier soll es für vier Jahrhunderte mit raschen Strichen umrissen werden. Bleibt aber nicht auch dieser Rahmen noch zu eng? Läßt sich die auswärtige Politik überhaupt isolieren? Welch einen Reichtum umspannt die englische Geschichte von 1500 bis 1900, an tiefen Umbildungen des gesamten äußeren und inneren Volkswesens, an Epochen, jede voll starken Wechsels, jede voll starken Eigenlebens, von Elisabeth an über Cromwell und die Stuarts, über die Aristokratie des 18. Jahrhunderts und den Krieg gegen Napoleon bis zu dem bürgerlichen England des 19., dem bürgerlich-demokratischen des 20., von Shakespeare über Milton und Newton zu den Satirikern und den Romandichtern von 1750 und 1850, zu Scott und Byron, und bis zu Wilde und Shaw, von den ersten Raub- und Entdeckungszügen Francis Drakes bis zu dem Großhandel und der Großindustrie und zu dem Weltreiche unserer Tage! Überall eine Fülle geistiger wie wirtschaftlicher Arbeit, religiöser und sittlicher Neubildungen und Leistungen, menschheitlicher Leistungen, und eine Fülle gesellschafts- wie verfassungs-

geschichtlicher Wandlungen; und neben den allgemeinen Gewalten die mächtige Einwirkung des Persönlichen auf allen Lebensgebieten, einer Menge unberechenbarer, freier Kräfte. Unablässig hat nicht nur, mit tiefster Bedeutsamkeit, das Auswärtige auf das Innere zurückgewirkt, sondern das Innere in allen jenen Gestalten, wirtschaftlich-sozialen, politischen, geistigen, religiösen, ebensosehr auf das Äußere. Und in der auswärtigen Politik selber welche rastlose Änderung und Dehnung, von den bescheidenen Anfängen der Tudorzeit bis auf die Riesenverhältnisse des heutigen Tages!

Nie wird man diese unendliche Bedingtheit und Vielfältigkeit vergessen dürfen: nie vergessen, daß, wenn aus ihr die eine Seite eines nationalen Lebens herausgehoben wird, es immer das Ganze ist, nur unter einem bestimmten Gesichtspunkte betrachtet, das Ganze in seiner Zusammengesetztheit und seinem stetigen Werden und Wachsen.

Dennoch müssen wir seine einzelnen großen Erscheinungsformen isolieren, wenn wir sie klarer erfassen wollen. Und auch die auswärtige Politik dieses Volkes bildet eine Einheit für sich, innerhalb aller jener innerlichen Zusammenhänge, die auch sie mitbestimmen, über alle ihre eigenen Wandlungen hinweg: ein großer Zusammenhang erfüllt sie selbst, durch alle diese Jahrhunderte hin, ein Wesen ist ihr aufgeprägt. Sie ist, bei hundert Zuflüssen und Einflüssen, doch ein eigener großer Strom, der seine besonderen Schicksale hat, sein Schwellen und Sinken, Sturm und Stille, seine Windungen und seine Grenzen, an Hügel und Deich; er verbreitert sich unablässig, und mancherlei Schiffe befahren ihn; er selber aber hat seinen Gang und sein Dasein für sich. Es lohnt der Betrachtung, sich die durchgehende Richtung dieses Ganges herauszuheben: eine Aufgabe, für den Sprecher und für die mitarbeitenden Hörer einigermaßen entsagungsvoll durch den Verzicht auf alles bunte Einzelleben, durch den Zwang zur Abstraktion, und doch vielleicht auch reizvoll durch ein Zusammenordnen und Zusammenschauen des Bekannten. Bestimmte, immer wiederkehrende Antriebe, die den Verlauf überragend beherrschen und vorwärts drängen, werden sich da überall ergeben.

Die beherrschende Grundtatsache ist sofort klar: es ist Englands Inselage. Sie hat dem mäßig großen Lande die innere Ge-

ſchloſſenheit und die äußere Abgeſchloſſenheit verliehen, den Schutz alſo, und doch zugleich den Anreiz, der es hinauswies auf das Waſſer und auf die Welt. Inſular hat ſich der engliſche Charakter entwickeln dürfen, mit den männlichen Tugenden des Seevolkes, nüchtern und kraftvoll. Das Volksganze hat ſich glücklich, aus einander ergänzenden Elementen, zuſammengeſetzt: nach heftigen Erſchütterungen ein langer, guter, inſular ungeſtörter Vollzug der Miſchung und Durchdringung: auf altkeltiſcher Unterlage ein überwiegend germaniſcher Grundſtock, von gewiſſen, wenigſtens halbromaniſchen Einflüſſen berührt, ſächſiſcher Individualismus, durch die politiſche Begabung der Normannen ergänzt und geſtählt, ein Nebeneinander und Miteinander perſönlicher und ſtaatlicher Entfaltung, das die Vorzüge der franzöſiſchen und der deutſchen Entwicklung neidenswert vereinte; neben ſtändiger Freiheit dennoch die ungebrochene Einheit der Nation, eines ſtarken Staates; über der Selbſtverwaltung ein großes Stück ſchöpferiſcher Selbſtregierung. Und dieſes ganze Weſen durch die Reformation vollends ausgeprägt, im germaniſchen Typus, jedoch mit eigenen und beſonderen Zügen, ſtets mit einer ſtark politiſchen Legierung.

Aber vollausgeprägt worden iſt es auch erſt in dieſem Zeitalter der Reformation. Das engliſche Volk iſt vorher kein eigentliches Seevolk geweſen und nicht eigentlich abgelöſt vom Kontinente. Es war in den Jahrhunderten des ſpäteren Mittelalters mit Weſteuropa nicht nur durch jene Schickſalsverwandtſchaft verbunden, die auch ſpäter blieb, es war mit ihm, mit Frankreich eng verkoppelt: immer wieder hat England in blutigen Kämpfen um die Herrſchaft auf dem franzöſiſchen Boden gerungen, und die blutige Ablöſung des 15. Jahrhunderts war von ſchweren inneren Kriſen begleitet.

Erſt unter der heilenden Diktatur der Tudors ſind jene Keime inſularer Selbſtändigkeit, die anſcheinend ſelbſtverſtändlichen Folgen der Inſellage, wirklich gereift. Erſt da erwuchs eine neue feſte innere Ordnung, auf Königtum und Mittelſtände gebaut, Ruhe und Arbeit, eine neue Wirtſchaft und Geſellſchaft, engliſcher Handel und engliſche Macht; erſt da zog ſich England auf ſich ſelber zurück; erſt da iſt das neue England, unſer England, entſtanden.

Von Europa losgelöst hat es sich natürlich auch damals nicht: an dessen staatlichem wie seinem kulturellen Gesamtleben hat es stets Anteil behalten, eine europäische Macht ist es auch damals und ist es immer geblieben: es hat sich beiseite gehalten, aber niemals sich ganz entfernt; schon gegen Karl V. betätigte es eine Art von Gleichgewichtspolitik, die in dem Erdteile keine einzelne Macht allzu groß werden zu lassen wünschte.

Auch zu solcher maßvollen Befreiung ist England im Laufe des 16. Jahrhunderts erst mühsam gelangt. Noch hielt die alte Nebenbuhlerschaft mit Frankreich, ja die alte Eroberungslust es eine Weile lang in ihren Banden und riß es gelegentlich einmal fast bis zur Unselbständigkeit in die europäischen Wirren zurück; noch stand Schottland als eigene Macht feindselig neben England und deckte sich gegen den größeren Nachbarn durch Bündnisse mit den Festlandsstaaten.. Aus allen diesen Verschlingungen hat erst Elisabeth nach 1558 ihr Land endgültig gelöst und es endgültig auf sich selber gestellt. Nun erst trug auch die innere Arbeit ihrer Vorfahren dauernde Frucht: das Joch der fremden, der italienischen, deutschen, niederländischen Kaufmannschaft wurde ganz abgeschüttelt, und der englische Handel ging zu eigenen wirtschaftlichen Eroberungen in die nahen und fernen Meere und Lande hinaus. Nun erst begann die geographische Lage diesem Handel zu dienen und er sich, von der vorgelagerten Insel her, seine Stellung auf dem Kontinente, die allmählich eine Herrschaft werden sollte, zu erringen: der Kontinent wurde Englands Hinterland. Nun erst erstritt sich England seine politische Weltstellung, und zwar auf protestantischer Grundlage: seine Freiheit und sein Glaube verketteten sich eng; und nun erhob es sich gegen Spanien, die Weltmacht des Menschenalters nach 1560. Denn Spanien griff damals nach der Hegemonie in Europa, es trug auf seinen Armen die Welteroberung des gegenreformatorischen Katholizismus, es gebot über die Ozeane und beide Indien, es war zudem der Herr der Niederlande, und eine Großmacht, die ihre Hand auf diese nahen Küsten legte, berührte jederzeit die Lebensfragen des Inselreiches. Im Kampfe gegen diese katholische Welt- und Seegewalt Spaniens ist Englands Freiheit und Größe emporgewachsen, es ward zeitweilig zum Vorkämpfer und zum

Führer der protestantischen Welt. Und England führte seinen Kampf mit Mitteln, die es festzuhalten gilt. Solange es irgend anging, beschäftigte es den Gegner auf dem Festlande: es verband sich mit den aufständischen Niederländern, wie es sich zuvor mit den aufständischen Hugenotten verbunden hatte, es blies alle Wirren an, die Spanien drüben hemmen konnten, es suchte dann das Bündnis mit dem spanierfeindlichen Frankreich der letzten Valois und vollends Heinrichs IV., es hat angeknüpft mit dem südeuropäischen Todfeinde der spanischen Macht, dem Türken, mit jedem Gegner Spaniens überall. Erst als diese Vorwerke versagten, nahm es den Streit unmittelbar auf und verwendete seine eigene Waffe: das war die Flotte. Mit ihr stieß Elisabeth hinaus in die weite Welt; mit ihr hat sie, in ruhmreicher Abwehr, in den Kanalschlachten des großen Sommers von 1588 die spanische Armada geschlagen. Das ist das Eintrittsjahr Englands in seine eigenste Geschichte und in die neuere Weltgeschichte zugleich. Das also ist in diesem ersten Lebenskampfe das Bild: deckende Kontinentalpolitik, eigene Eroberung des Meeres, auf dem Meere die letzte Entscheidung. Hinter dem Kampfe aber stand bereits ein waches und starkes nationales Gefühl, ein Grimm, in dem sich die Antriebe von Erwerb und Macht, von Freiheit und Bekenntnis sonderbar mischten: doch so, daß das Politische sicher überwog. Und mit Stolz, Ehrgeiz, Glaubensleidenschaft drängte die Sehnsucht der jungen Nation bereits eroberungsdurstig in alle Fernen: mühsam hielt die kühle Realpolitik ihrer Königin sie in den Grenzen des Möglichen, in den Grenzen insularer Selbstbeschränkung fest.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ist von dem Rückschlage gegen die Siege des endenden 16. erfüllt. Auf Elisabeth folgten 1603 die Stuarts; sie brachten der britischen Insel durch den dynastischen Anschluß Schottlands die Einheit; und auch die Unterwerfung Irlands, die Großbritannien deckte und erst völlig abschloß, ist in diesem Jahrhundert fortgeführt worden. Vorerst aber lähmte das Regiment der Stuarts und dann der innere Kampf zwischen dem Parlamentsadel und der Krone, dahinter der Aufstieg der demokratisch-religiösen Opposition des Puritanertums, die auswärtige Kraft. Im 30jährigen Kriege hat England keine

Lorbeeren gepflückt; und höchstens für die Zukunft schärften ihm die beiden ersten Stuarts die Waffen.

Schwung und Wucht hat ihm erst die puritanische Revolution von 1650 wiedergegeben: der Triumph der Gewalten, die England erst ganz eigentlich und schöpferisch mit Protestantismus und Glaubenskraft durchtränkten, die es aufs tiefste mit ihrer strengen Leidenschaft durchdrangen, voll höchster Großartigkeit, voll erschütternder Innerlichkeit; die es gestählt und erzogen, die es emporgebildet haben in die Weite und in die Höhe, unvergeßlich stark in Erscheinung und Nachwirkung: auch für den Historiker, der ihre Bedeutung nicht steigernd übertreibt, ganz sicherlich eine der großen, entscheidenden, der alles erfassenden Mächte der englischen Entwicklung. Auch in die Welt drängte der Puritanismus hinaus: in der Besiedlung Nordamerikas stand er voran, und er erfüllte sich selbst und England mit dem vorwärtstreibenden Stolze des auserwählten Gottesvolkes, er sammelte und er entlud, auf beiden Ufern des Atlantischen Ozeans, ungeheure moralische und auch wirtschaftliche Energien. Sobald er aber die politische Macht gewann, kehrte er auch diese nach außen: der revolutionäre Mittelstand des puritanischen Parlamentes nahm die Politik der Elisabeth wieder auf, band Handel und Macht wieder zusammen. Diesmal mit anderem Ziele, wider einen anderen Gegner: Holland. Die Navigationsakte von 1651 galt der Befreiung der heimischen Schiffahrt von holländischem Übergewicht, sie eröffnete den zweiten Akt der englischen Weltmachtsgeschichte. Spanien war gesunken, Holland in diesem halben Jahrhundert englischer Mattigkeit, hoch über seine natürliche Stellung hinaus, gestiegen, es hatte die hansische Wirtschaftsgewalt beerbt, aber auch England eingeengt und seine Hand hart auf alle Nachbarn gelegt. Es war, als Staat, die protestantische Großmacht mindestens Westeuropas geworden und ruhte auf der Kraft seiner siegreichen Flotte: aber in dem Kampfe, den England jetzt mit ihm begann, war der führende der Gegensatz des Handels. Der hat England schließlich zum Angriff getrieben: gegen Elisabeths alten Bundesgenossen, und doch in folgerichtigstem Weitergehen auf Elisabeths Bahn. Um 1650 brach die neue große Zeit auswärtiger Kriege herein: sie ging, wie einst, noch immer gegen Irland und Spanien und

ging gegen die eigenen Royalisten — man focht im Mittelmeere, in Westindien, also in weiterer Ferne als zuvor; man focht auf dem Festland, wo Cromwells Truppen mit den französischen gegen die Spanier schlugen; und auch in das Ostseegebiet griff Cromwell hinüber, in einer Politik, die noch einmal den vollen, religiös-idealistischen Schwung des Zeitalters der Reformation mit allem Realismus der englischen Interessen verband. Aber den Hauptstoß führte der eifrige Protestant doch gegen das protestantische Holland. Und nur in dieser einen Richtung setzten die Nachfolger sein Werk fort: König Karl II. übernahm von der Revolution die koloniale Ausdehnung jenseits des Ozeans, den Trieb zur Reichsbildung, und vor allem den Streit mit Holland. Das Mittel aber war bei beiden das gleiche wie unter Elisabeth: das Bündnis mit dem Gegner von Englands jeweiligem Gegner, mit der französischen Militärmonarchie, das Bündnis erst gegen Spanien, dann gegen Niederland, ein Bündnis, das bei den letzten Stuarts zu einer pflichtwidrigen Auslieferung Englands an Frankreich entartete und vor der eigenen Nation die restaurierte Monarchie entwürdigte und verdammte; neben und über diesem Bündnisse jedoch die heimatliche Waffe, die Flotte: sie stand gegen die Flotte der Niederländer. Und das Ergebnis wurde, neben der Vollendung von Spaniens Fall, daß Holland zwar nicht zerbrochen, aber gebrochen worden ist: es wurde zu seiner natürlichen Höhe hinabgebeugt. Die beiden nachbarlichen protestantischen See- und Handelsmächte haben sich auseinandergesetzt und dann miteinander vereinigt, allein die Führung fiel nun England zu; es hatte sich gegen Holland den freien Raum und die erste Stelle erkämpft.

Der aber, gegen den sie sich alsdann vereinigten, war in der Reihe der großen Gegner Englands der dritte und der größte: Frankreich.

Ludwig XIV. und sein Land standen, in den 25 Jahren nach 1660, auf ihrer Höhe. Der alte Nebenbuhler, das Haus Habsburg, war weit überflügelt, die spanische Macht zerschlagen, die österreichische zurückgeworfen, die Obermacht Ludwigs auf dem Kontinente zweifellos. Neben ihm steigerte Colbert die innere Arbeit des merkantilistischen Königsstaates zu ihrer reichsten Wirkung; auch Gewerbe und Handel Frankreichs trachteten die Welt

zu erobern, wandten sich ebenso feindselig, wie England es tat, gegen die Niederländer, strebten ebenso zuversichtlich über die Meere hinaus. Auch die Kolonialpolitik führte Colbert auf ihren Gipfel: sie streckte die Hände nach Kanada und nach Ostindien hin. Dieses starke Frankreich hätte gewünscht, die belgischen Küsten zu gewinnen, und am liebsten auch die holländischen zu beherrschen, wie einstmals Spanien; es war wirtschaftlich bei weitem ehrgeiziger und kraftvoller als dieses je gewesen; es war fast ebensosehr der Hort der katholischen Welt wie Karl V. und Philipp II. und griff mit seiner politischen Macht so drohend um sich wie jemals sie.

Und da fühlte sich England in allem bedroht, was es besaß: in seinem Protestantismus, in seiner eben sich entfaltenden wirtschaftlich-maritimen Blüte, in seiner politischen Stellung als europäische und auch als koloniale Macht. Frankreich war ihm näher als Spanien, und war gefährlicher, als Holland gewesen. Ein tiefer nationaler Gegensatz entstand, der — diesmal weit vollständiger als in den zwei früheren Fällen — alles in sich aufnahm, auch die Empfindung, auch den Fanatismus; alles — Glauben, Kultur, Wirtschaft, Verfassung, Weltstellung. Das französische Kolonialreich und das englische, der französische Handel und der englische begannen sich zu stoßen; die Verrückung des europäischen Gleichgewichts zu Frankreichs Gunsten, sein Übergewicht am Rhein, sein Vordringen gegen den Kanal beleidigten und gefährdeten England. Ein packendes Schauspiel, wie dies Bewußtsein sich in England, in den 1670er und 80er Jahren zumal, durchgesetzt hat, bis zum Gefühle der Notwehr, bis zur nationalen Leidenschaft, in vielfältigen und heißen innerlichen Erschütterungen, in denen das Königtum der Stuarts endgültig brüchig ward und zuletzt zerbarst. Aus wirren Volksbewegungen, aus klarberechneten wirtschaftlichen Interessen, aus den Machtbestrebungen der hohen Politik hob sich als immer sichreres Ergebnis der große Krieg.

Auch jene Interessen griffen unmittelbar in die zukunftsvollen Parteibildungen dieser Vorbereitungsjahre hinein: in der Partei der Whigs strömten die tätigsten Wirtschaftsgewalten, Handel und Gewerbe von London und der exportierende ländliche Großgrundbesitz, ebenso ineinander wie die Gedanken der parlamentarischen

und der proteſtantiſchen Freiheit, und die Whigs wurden zur Partei des franzöſiſchen Kriegs. Aber die Führung gewannen die politiſchen Gegenſätze und die politiſchen Männer: Wilhelm III. von Oranien hat England für ſeinen Todkampf gegen Ludwig XIV. von Holland aus erobert, erſt das vollendete die gärende Entwicklung und klärte ſie zur Tat. Ein europäiſcher Kampf brach 1689 aus, in dem Holland und England ſich gegen den neuen, ſie beide bedrohenden Konkurrenten und Eroberer die Hände reichten; ein Kontinentalkampf mit zahlreichen Schlachtfeldern, vom Po und von der Donau bis zum Niederrhein, eine Kriegesära, die das Jahr 1700 umrahmte wie ſie 1800 umrahmen ſollte.

England trat hier in univerſale Weiten ein, wiederum weiter und bedeutſamer noch, nicht nur als die der Eliſabethiſchen, ſondern auch als die der Cromwelltage. Ein neues England: das des 18. Jahrhunderts, königlich, aber mehr noch ariſtokratiſch-parlamentariſch und großbürgerlich-kommerziell; es kämpfte um ſeinen Handel und ſeine Induſtrie, um Abſatzgebiete und Landbeſitz, um Kolonien und Meere, um Oſtindien und Nordamerika. In dieſem Kampfe iſt es zur eigentlich großen Nation emporgeſtiegen, in einem Zeitalter voll reicher wirtſchaftlicher und reicher geiſtiger Bewegung, das eine neue Dichtung und eine neue Weltanſchauung ausbildete, deſſen wuchtige Stattlichkeit uns aus Händels Muſik und aus Reynolds' Bildniſſen entgegenrauſcht; eingefaßt iſt es von großen Kriegen — das Jahrhundert der Handelskriege!, und geleitet und verkörpert zu allerhöchſt von großen Staatsmännern, Feldherren, Admirälen.

Die volle Hälfte der 126 Jahre zwiſchen 1689 und 1815 ſind Kriegsjahre geweſen. Das letzte, eigenſte Mittel war diesmal wie immer die Flotte. Seine ſtärkſten Fähigkeiten wieſen England auf die See und kamen dort zu ihrer ſtärkſten Wirkung: ſeine freie Manneskraft iſt dort der zentraliſtiſchen Staatsgewalt Frankreichs immer wieder überlegen geweſen. Aber es hat, dem kontinentalen und deshalb zweifrontigen Frankreich gegenüber, auch den ungemeinen Vorteil beſeſſen, ſeine beſte Kraft hauptſächlich immer auf die See konzentrieren zu dürfen. Daneben freilich kämpfte es zu Lande: mit ſeinen Landtruppen hat es bei Plaſſey und Quebec die lokalen Entſcheidungsſchlachten um Indien und um

Amerika gewonnen: jedoch es ist bekannt, daß Amerika in Wahrheit auf den Schlachtfeldern in Norddeutschland und am Rheine erobert, d. h. Frankreich dort erst ins Herz getroffen worden ist. Nicht nur die Verkoppelung mit Hannover fesselte das England der welfischen Könige an den Kontinent: auf dem europäischen Festlande vielmehr fielen aus Gründen der großen Machtverhältnisse in jenem Kampfe um die weite Welt die wirklich entscheidenden Würfel.

Dieses Festland lag von eigenen tiefen Gegensätzen beherrscht. Im Osten Türken und Russen gegeneinander und gegen den Kaiser, Preußen neben und gegen Österreich; Österreich von alters her gegen Frankreich. Keineswegs England etwa hatte diese Spaltungen gegraben: es handelte sich um die eigenen Lebensfragen der Völker und Staaten. England hat keinen der großen europäischen Kriege des 18. Jahrhunderts willkürlich entfesselt, nicht den Pfälzischen von 1689, nicht den Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 noch den Österreichischen von 1740, nicht den Siebenjährigen von 1756 und nicht den Revolutionskrieg von 1793. Es war an allen beteiligt, es hat sie natürlich ausgenutzt, sie gelegentlich wachgehalten, nach seinem Vorteile, so lange und natürlich nur so lange, als dieser es verlangte: hervorgerufen hat es sie nicht. Es hat sie alle verwertet in seinem Streite gegen Frankreich: der blieb Englands eigentliche Angelegenheit. Es brauchte gegen die französische Militärmacht Verbündete, wie gegen Spanien und Holland. Wohl hat es eigene Heere auch auf dem europäischen Kontinente aufgestellt, unter Wilhelm III. und Marlborough, unter Georg II. und noch unter Wellington; aber selbst deren Soldaten stammten überwiegend vom Kontinent; und das schwerste Stück seiner Landkämpfe schob es in der Regel völlig den Bundesgenossen zu: seine eigenen Kräfte nach Möglichkeit zurückhaltend und dennoch an allem beteiligt, so daß es, dem Ergebnisse nach, mit dem im Ganzen leichtesten Einsatze unter allen den höchsten Gewinn davontrug. Es warb sich Helfer — an Stelle des französischen Helfers von früher jetzt Helfer gegen Frankreich. Unter ihnen vorangestanden hat Österreich. Viele standen dahinter: Holland, zuzeiten Rußland, die iberischen Staaten, von denen ja Portugal in diesen Kämpfen zum Nebenlande Englands gewor-

den ist, italienische Staaten und andere mehr, auch deutsche Klein- und Mittelstaaten bis zu Preußen hinauf — Österreich indessen über ihnen allen: der alte Todfeind Frankreichs auf dem Festlande neben dessen neuem Todfeinde zur See. Der österreichisch-englische Bund beherrschte diese Zeiten, der Stoß von London und von Wien konvergierte gegen Paris. Nur Einer ist dann gleichwertig an Österreichs Stelle gerückt: das Preußen Friedrichs II.; die berühmte Schwenkung von 1756 schob Preußen zu England hinüber, Österreich zu Frankreich. Man kennt die weltgeschichtliche Bedeutung, die gerade dadurch dem Siebenjährigen Kriege zufiel. Die besonderen deutschen Gegensätze waren wahrlich bodenständig, und wahrlich wichtig genug: Habsburg und Hohenzollern, Süd und Nord, alte Kirche und neue; aber erst Englands Teilnahme gab dieser Abrechnung die universale Tragweite für die Rassen und die Bekenntnisse über den Erdball hin.

Und Englands Kampf hat diesen Höhepunkt überdauert. Er zeigt Schwankungen auf, je nach den inneren und äußeren Verhältnissen, nach dem Einflusse der Personen, er schwillt und sinkt, wie Englands Macht; zwischendurch sind die beiden großen Feinde auch einmal diplomatisch zusammengegangen, zwischendurch, um den Beginn der Revolution, hat sich England einmal mehr gegen das ehrgeizige Rußland der Katharina gewendet. Immer aber kehrte die Nadel in die ursprüngliche Richtung zurück; und immer folgte auf ein Wellental, auch auf ein tiefes, wieder ein Wellenberg: auf die Pelhams Pitt der Vater, auf den Abfall Amerikas, dessen Schläge das diesmal isolierte England nur durch Seesiege einigermaßen wettgemacht hatte, Pitt der Sohn und die französische Revolution. Ja erst am Schlusse stand dieser gewaltigste Gang des langen Zweikampfes, der Krieg gegen die Revolution und das Kaiserreich, in dem die beiden Völker ganz persönlich rangen, Brust an Brust, Individualität gegen Individualität, Aristokratie gegen Demokratie, und Leidenschaft gegen Leidenschaft. Sie haben damals rücksichtslos jeden Zwang geübt, widereinander und wider die neutrale Welt, vergeblich schlossen zum zweiten Male die bedrückten Neutralen sich gegen England zusammen. Eine Weile lang konnte Napoleon Bonaparte sich Europa als seinen Befreier vom englischen Monopole darstellen, von der über-

legenheit der vorausgeeilten englischen Wirtschaftskraft, von der Brutalität der englischen Zwangspolitik. Jedoch die Maßlosigkeit des großen Kaisers selber stieß die Nachbarn alle wieder zu England hinüber, und auch in diesen heroischen Kriegen von 1793 bis 1815 blieb England doch unausschaltbar an allen Wirren des Kontinents beteiligt, je länger um so unbedingter. Nie ist ihm der Vorzug seiner Inselage wertvoller gewesen als damals; der Kanal und Nelson erhielten es unbesiegt. Seine Angriffswaffen aber blieben auch jetzt die Heere der Landmächte. Es hat sie vorgetrieben, nach seinem Bedürfnis, und teilte doch auch wirklich mit ihnen, mit Österreich, Rußland, Preußen das entscheidende Lebensinteresse der Macht und der Freiheit. In den Frieden von 1815 ging es als des revolutionären Frankreichs zähester Feind und deshalb als der erste unter den Siegern hinüber, ganz so wie ein Jahrhundert zuvor: nach vier Menschenaltern des Kampfes, den es geführt hatte, wir sahen es, nach der alten Methode der Elisabeth, nur auf immer breiterem Felde und in so viel längerer Frist, mit immer mächtigeren Kräften, mit immer deutlicher weltgeschichtlichen Dimensionen.

Und nun folgte das eigentliche 19. Jahrhundert. Weltgeschichtlich dieses erst recht, gerade für England! Es hat die moderne Wirtschaft und Gesellschaft auf englischem Boden ganz durchgebildet, die Großindustrie, die Industrialisierung, die neuen Klassen, bürgerliche und proletarische; es hat England durch alle Stufen sozialer und politischer Entwicklung hingeführt bis in die großen Zeiten der Gewerkschaften hinein und bis über diese hinaus, zu den heutigen Gegensätzen, in denen mit dem industriellen die neue Großmacht des „rentnerischen" Englands streitet, die internationalen Geldgewalten in der City, die den Erdball mit ihrem Kredit umspannen und auch die innere Macht gewaltig umwerben. Stets aber ist nebenher die Weltausdehnung Englands gewachsen. Das 19. Jahrhundert hat England den Verlust der Vereinigten Staaten beinah vergessen gemacht und ihm zum ersten Male ein wahres Weltreich geschaffen: mit Ostindien und seinen Nebengebieten, Australien, den Besitzungen allen am Stillen Ozean; mit den Straßen dorthin und mit Afrika; mit Kanada und Westindien: eine Weltumklammerung! Das Mittel dieses Wachstums war

zum Teile der Krieg. Die alte Macht- und Gewaltpolitik der vergangenen Jahrhunderte ist niemals erloschen, zumal in und um Indien hat sie sich betätigen müssen, und in ihr glüht doch wohl das innerste Feuer der englischen Weltstellung, der Wille des erobernden, streitenden, sich wahrenden Herrenvolkes. Jedoch, die Kriege fielen nur mehr in die Peripherie; das Hauptmittel des Wachstums wurde nach 1815 für zwei Menschenalter der Friede. Großbritannien fand, als es jetzt das Größere Britannien errichtete und erweiterte, in der Welt keinen einzigen starken und hemmenden Gegner mehr, wie es Frankreich so lange gewesen war. Die Kriege der Vergangenheit trugen ihre Frucht. Die liberale Ära der englischen Weltpolitik durfte sich durchsetzen. Über jenen Grenzkriegen und einem kurzen europäischen Waffengange (dem von 1854) stand der Friede, über der alten Betätigung des Staates und seiner Macht die neue der freien wirtschaftlichen Kräfte: diese handelten, kolonisierten, eroberten, strömten frei, ungehindert, uneingeengt über den Erdkreis aus. Der alte Gedanke der Staatsmacht, der so viele Kriege und Siege zählte, ward vornehmlich von den Konservativen festgehalten und weitergetragen; die Liberalen vergaßen ihn nicht einfach, aber sie drängten ihn mit Entschiedenheit zurück, ihr eigenes neues Ideal schien die Welt zu bezwingen. Es hat vorgewaltet, solange die Siege der Vergangenheit nachwirkten.

Eine auswärtige Politik natürlich mußte auch diese Epoche treiben. Die Welt lag England offen; aber die Mächte des Kontinents bestanden doch fort. England begann, nach 1815, als ihr engverbundener Freund, als Mitglied der soeben siegreichen Heiligen Allianz. Es hat sich in den zwanziger Jahren aus ihr gelöst und auf sich selber gestellt, insularer denn je; erst jetzt kam das Zeitalter der bewußten Isolierung. Auch jetzt schied England niemals aus dem Spiele der Diplomatie aus, im Gegenteil, es hat sich stets in ihm zur Geltung gebracht; aber es brauchte sich nur noch mit halber Kraft hineinzuwerfen. Es durfte die Kontinentalmacht hinter die Weltmacht zurückschieben. Eines unmittelbaren, engeren Zusammenhanges mit dem Kontinente bedurfte es nicht, weil der Kontinent es nicht mehr bedrohte. Wer hätte das zu tun vermocht?

Frankreich war geschlagen. Zwar, es hat sich niemals ganz als geschlagen bekannt; immer wieder hat sich die uralte Feindschaft aufgebäumt. Das Verhältnis der beiden Nachbarn im 19. Jahrhundert ist interessant genug. Es ist erfüllt von dumpfen Zusammenstößen, die freilich nicht mehr kriegerische gewesen sind. Die Nebenbuhlerschaft trat zumeist zutage im Mittelmeer, dem östlichen wie dem westlichen; sie tat es von den dreißiger Jahren an immer von neuem bis an das Jahrhundertende. Als einmal, 1840, Frankreich mit Krieg drohte, stand England in der Reihe der europäischen Mächte: also in der alten Front. Allerdings, es gab auch eine andere Aufstellung. Zwischendurch hat, von 1830 ab, mehr als einmal im Gegensatze gegen die Machtansprüche der konservativen europäischen Ostmächte, Rußland und Österreich zumal, im Kampfe um das Übergewicht in Europa, England das nachbarliche Frankreich an sich gezogen: die eine liberale Westmacht die andere, unter dem Banner des gemeinsamen Liberalismus und der Völkerfreiheit. Auch das war die alte Methode: die eine Kontinentalmacht als Bundesgenosse Britanniens gegen die andere oder die anderen, als Gegengewicht. Unschädlich geworden, wurde Frankreich von seinem alten Feinde benutzt und ausgespielt — obgleich es völlig zuverlässig doch niemals geworden ist.

In den dreißiger, vierziger Jahren spielte man so um die Macht, ohne daß es zu wahrhaft ernsten Kämpfen kam.

Indessen aber erhob sich aus der Mitte der drei Ostmächte die eine zu besonderer Höhe: Rußland wurde allgemach zum Weltgegner Englands, es rückte für das 19. Jahrhundert politisch in die Stelle ein, die im 18. Frankreich ausgefüllt hatte. Früher wohl einmal vorgebildet, entfaltete sich erst jetzt ein umfassender Gegensatz der beiden großen Staaten. Er ergriff Asien, Hinterasien — Indien und seine Nebenlande, wie Vorderasien — die türkische Welt; er setzte um 1830 herum an beiden Stellen ein, als Kampf um Indien und als Kampf um Konstantinopel. Reibungen begannen um Afghanistan, Reibungen um die Randgebiete des östlichen Mittelmeeres, Griechenland, die Türkei, Ägypten, den Weg nach Indien. Der europäische Kontinent behielt seine eigenen Gegensätze: wieder waren sie in sich selber natürlich und stark, und wieder weichen sie unter dem Weltgesichtspunkte in die

zweite Reihe zurück. Zum Weltgegensatze wurde der russisch-englische. Seit den Vierzigern drang er sichtbarer vor; in den Fünfzigern brach er im Krimkriege los; von den Siebzigern bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts erreichte er seine vorläufige Höhe. Ein Kampf, hinter dem stets irgendwie auch Wirtschaftliches stand, und in dem Wirtschaftliches — dank dem Aufstreben einer russischen Großindustrie — in späten Jahrzehnten auch direkter hervortrat; hauptsächlich aber ein rein politischer Kampf: um Länderbesitz und Herrschaft, um die Weltvormachtstellung des englischen Volkes. Er betraf Asien und umfaßte Europa. Er bildet den vierten großen Akt des langen Dramas, das wir begleiten.

Wieder fragen wir nach den Mitteln, mit denen England ihn geführt hat. Es hat sich in Indien auf sein Landheer, in seiner Gesamtstellung auf seine erdumspannende Flotte gestützt; aber wiederum ging es darauf aus, gegen die große Landmacht Rußland die anderen Landmächte in seine Dienste zu ziehen. Immer die alte Lage: statt Frankreichs eben Rußland; und wer auf Englands Seite, statt Österreichs oder Preußens? Im Krimkriege ist England vornehmlich mit Napoleon III. zusammengegangen; der Sieg, den sie errangen, war, im großen Zusammenhange betrachtet, ein englischer Sieg, im kleineren Rahmen der fünfziger Jahre angesehen scheinen Leistung und Gewinn Napoleon zuzufallen. Auch um Österreich und Preußen haben die Westmächte damals geworben: auch Mitteleuropa sollte gegen Nikolaus I. marschieren, wie einst gegen Napoleon I. und Ludwig XIV. Österreich hat sich halb mitziehen lassen, Preußen hielt sich schließlich zurück — es waren die höfisch-staatlichen Kämpfe, in denen sich der Staatsmann Bismarck die Sporen verdiente. Nachher ist Frankreich zurückgesunken, und soweit es lebendig blieb, trat, von den sechziger Jahren an, in den Achtzigern sich heftig steigernd, seine alte afrikanische, ägyptische Rivalität mit England wieder hervor. Auf wen stützte England sich, gegen die Russen, da? Lange hat es die überkommene Gemeinschaft mit Österreich gepflegt; in der Krise von 1878, im russisch-türkischen Kriege, auf dem Berliner Kongresse, trieben Beaconsfield und Andrassy ein paralleles Spiel: wäre es zum Äußersten gekommen, so hätten ihre Reiche zusam-

menwirken müssen. So blieb es in den Achtzigern, in den Zeiten Salisburys und Kalnokys: sie gingen, soviel man erkennt, jedes für sich, aber doch im Erfolge parallel, auf dem Balkan gegen Rußland vor. Neben Österreich jedoch stand damals bereits in engem Bunde das Deutsche Reich: 1879 war der Zweibund gegen Rußland geschlossen worden, bald danach trat Englands Schützling Italien ihm bei. Wie verhielt sich der Dreibund zu England? Nicht immer freundlich. Fürst Bismarck ließ sich nicht einspannen, er blieb selbständig, unabhängig und gelegentlich gegnerisch neben England stehen, gegnerisch namentlich zu dem liberalen England Gladstones. Gipfelte doch in dessen Ministerien dieser Tage die äußerpolitische Einseitigkeit des älteren englischen Liberalismus überhaupt, eine idealistische Friedensliebe, die Bismarck schwächlich, haltlos, unpolitisch erscheinen mußte: mehr als einmal hat er sich scharf gegen diese Regierung gewandt, und alle Feinde Englands, Franzosen wie Russen, meisterhaft gegen sie ausgespielt. Dennoch erwuchs auch zwischen ihm und England ganz von selber eine gewisse Gemeinschaft der Interessen, die deutlicher hervortrat, wenn in London die Konservativen herrschten, die aber doch nur aus der Lage selber hervorging. Bei der gefährlichen russisch-deutschen Spannung von 1887 bot England, mindestens durch sein Dasein selbst, dem Dreibunde eine Art von Deckung: das lag in den Tatsachen; und auch zu einem bestimmteren Einverständnisse ist es damals wohl gekommen. Aber ein fester oder gar dauernder Anhalt, ein festes Verhältnis war es offenbar nicht.

Das englische Streben also blieb in allen diesen Jahrzehnten das alte seiner Diplomatie: es suchte Beistand gegen Rußland: der eine Faden geht durch alle wirren Verschlingungen der Ereignisse hindurch.

Da brachte der Fall Bismarcks die längst angebahnte Vereinigung *Frankreichs mit Rußland*, den neuen Zweibund von 1891, zum Vollzuge: ein Bündnis, geschlossen gegen Deutschland und seinen Dreibund, ein Bündnis zugleich der beiden gewichtigsten Feinde, die England besaß. Es mochte der britischen Politik bequem sein, die beiden Systeme auf dem Festlande gegeneinander stehen und einander lähmen zu sehen; eine gewisse Gemeinschaft des Dreibundes mit England war doch zugleich auch

jetzt wieder, und jetzt erst recht, die notwendige Folge. Indessen, das französisch-russische Bündnis entwickelte sich; gegen Deutschland gegründet, gegen Deutschland gekehrt, richtete es nach einigen Jahren (seit 1894) seine Hauptspitze nicht mehr so sehr gegen Deutschland: es fing an, vornehmlich englandfeindlich zu sein. Frankreich war Englands Nebenbuhler in Nordafrika, Rußland in Asien, gerade in diesen Zeiten warf Rußland seine Kräfte ganz überwiegend auf Hinterasien: die Folgerung lag nahe und trat ein. Es wurde die Signatur der fortschreitenden neunziger Jahre, daß die riesige Doppelmacht, von Rußland gelenkt, unmittelbarer gegen den Weltgegner draußen arbeitete, als gegen den kontinentalen Gegner in der Mitte.

England hat um so eifriger, nach seiner Art, diese Militärmacht der Mitte gegen die beiden Flankenmächte für sich zu gewinnen getrachtet. Man weiß aus vielen Zeugnissen, mit welcher Seelenangst der gestürzte Bismarck in den Jahren nach 1890 diese Bestrebungen verfolgt hat; er fürchtete, sein Staat könnte seine Freiheit an England dahingeben und auf Kosten seiner politischen Existenz zu dessen Sturmbock gegen Rußland werden. Einige Jahre hindurch schien seine Sorge berechtigt, die deutsche Diplomatie London sehr viel näher zu sein als Petersburg. Wie es damit jeweils gestanden hat, weiß ich nicht; ein dauernder Anschluß unseres Reiches an England ist nicht herausgekommen. Um 1894 schwenkte Deutschland sichtbar ab; 1895 ging es in Ostasien mit dem Zweibunde Hand in Hand gegen Japan und mittelbar gegen England.

Dessen Bündniswerbung hatte niemals geruht: dennoch war es allein geblieben. Es stand in unverkennbar unbehaglicher Vereinzelung, in einiger Bedrängnis da. Die Zeit, da es für England nur sicheren Frieden in der Welt gab, war längst vorüber. Wo waren die Zustände der sechzig Jahre nach 1815 geblieben! Die Alleingewalt Englands innerhalb der weiten Welt war verschwunden. Neue Großmächte waren emporgekommen, die alle Weltmachtscharakter gewannen: Rußland seit langem, dann aber auch Deutschland und die Vereinigten Staaten; andere zweiten Ranges gesellten sich dazu. Neue Industriemächte, Handelsmächte, Kolonialmächte waren erstanden, neue Flotten hatten sich gebildet oder

drängten zum Licht. Es gab wieder Nebenbuhler Englands oder doch deren Möglichkeit. Seit 1880 war es immer klarer geworden: England war nicht mehr allein auf der Erde. Bisher hatte es sich nur von Rußland, auf dem Lande, an bestimmter Stelle, bedroht gemeint: jetzt von mehreren und überall. Politisch ganz fühlbar geworden, ganz empfunden worden war die Veränderung wohl zumal durch den überraschenden Eintritt Deutschlands unter die Mächte, die sich Afrika teilten, und durch Bismarcks erfolgreiche Aktion gegen den Widerstand Granvilles (1884—85). Der Kanzler hatte sich fein und fest in den vermeintlich geschlossenen Kreis hineingeschoben. England sah sich selber nunmehr neben Anderen, neben Mitstrebenden, Nachstrebenden: sein ehedem in allem ungeheurer Vorsprung verringerte sich, und es erschrak aufs tiefste. Die Probleme, die da aufstiegen, waren den Pfadfindern schon vorher bewußt geworden, jetzt, seit den achtziger Jahren, wurden sie Eigentum und Sorge des jüngeren Englands überhaupt: Probleme der wirtschaftlichen und der staatlichen Selbsterhaltung, Probleme des Reiches und seiner Weltstellung. Die Generation des älteren Liberalismus ging nieder, der Imperialismus erhob sein Haupt. Er forderte Gegenwehr auf allen Gebieten, innere und äußere Selbstverteidigung der Nation und des Reichs, Neuorganisation der Reichsverfassung und der Flotte, erhöhte Anspannung jeder wirtschaftlichen und jeder politischen Kraft, in beiderlei Hinsicht Gegenstöße gegen das Ausland, stürmische Ausdehnung in der Welt, und zwar, wie in der alten Zeit, unter der Führung des Staates, mit den Waffen der Macht. Disraeli war dieser Bewegung praktisch vorangegangen; in gewissem Sinne, in der Beschlagnahme Ägyptens (1882), hatte sich selbst der widerstrebende Gladstone ihren Bedürfnissen fügen müssen; jetzt erst wurde sie zum System, zur populären Kraft. Da wieder eine Mehrzahl von Mächten in der Welt war, nahm England den gewappneten Wettstreit wieder auf, den es hatte ruhen lassen, solange es keine Mitbewerber besaß. Das neue England durchdrang sich mit dieser Gesinnung; Gegensätze von weltgeschichtlicher Weite und weltgeschichtlicher Härte sprangen wieder zutage, weiter noch als im 18. Jahrhundert, aber fast ebenso hart wie damals.

In inneren Erschütterungen schritt England den neuen Bahnen

zu. Um die Mitte der achtziger, dann schwerer wohl noch um die Mitte der neunziger Jahre türmten sich ihm, überallher, die Wolken drohend auf. Sein Wetterwinkel wurde vor allem Afrika. England raffte sich heftig zusammen, Joseph Chamberlain ergriff 1895 die Zügel des öffentlichen Lebens, man nahm die Kämpfe, die kommen möchten, auf. In Nordafrika schwelte das Feuer der französischen Gegnerschaft; eben nachdem Kitchener seinem Reiche das Niltal wieder erobert hatte, blies der Zusammenstoß der beiden Ansprüche bei Faschoda es zu stürmischen Flammen auf: 1898 schien der englisch-französische Krieg vor den Türen. Da brach Frankreich zusammen: es unterwarf sich. Das französisch-russische Bündnis hatte gegen England versagt.

Und nun ging beides weiter, die Gefahr, die England bedrohte, und seine Gegenwehr. Die Krisis trat ein im Burenkriege von 1899: wieder setzte die Gegnerschaft des Zweibundes aus; auch Deutschland blieb untätig, seine Regierung eher England freundlich. Die gegenseitige Lähmung der kontinentalen Staaten, tiefbegründet auch jetzt in deren Interessen und Geschichte, von England auch jetzt nicht geschaffen, aber sicherlich gerne genährt — sie und die feste Machtstellung des Inselreiches zur See hielten Europa in Schach. England hat in den schweren Anfangsmonaten des südafrikanischen Krieges, in harten Niederlagen, eine bewundernswerte Kaltblütigkeit und Charakterkraft erwiesen; gedeckt durch das alte Schild und Schwert seiner Geschichte, die Flotte, hat es den kleineren Gegner durch sein Landheer schließlich niedergerungen. Siegreich, soll es noch einmal die Anlehnung an Deutschland gesucht haben: Deutschland aber blieb seiner neutralen Zwischenstellung zwischen den Weltgruppen getreu. Da tat England das letzte. Es brauchte einen kontinentalen Militärstaat als Deckung gegen Rußland; Deutschland wollte das nicht sein, Österreich war nicht dazu imstande: da warb England um das rassenfremde Japan. Es war trotz aller Neuheit und aller tiefen innerlichen Gefährlichkeit des Wagnisses doch nur das uralte Mittel: neben der Flotte der Bund mit dem Feinde seines Feindes. Das Mittel hat gewirkt; 1902 der Vertrag, 1904 und 1905 der japanisch-russische Krieg; in ungeahnter Schwäche sank der Koloß vor dem Stoße Japans zusammen, und England war der Sieger.

Eine ungeheure Wendung: wir haben es alle erlebt. Frankreich hat sich gebeugt und hat schon während des japanischen Krieges (1904) den Anschluß an England vollzogen; Rußland selber ist ihm gefolgt, es hat sich seinem Todfeinde genähert. Die Wolken des letzten Jahrzehntes haben sich für England zerteilt. Sein Verfahren aber und sein Erfolg waren die gleichen gewesen wie in allen diesen Jahrhunderten: Spanien, Holland, Frankreich, die Ostmächte, Rußland, Frankreich-Rußland — es ist eine, und eine lange, Reihe. Ist sie zu Ende? Ist die Luft jetzt frei? o nein! Großbritannien erblickt einen neuen Gegner: Deutschland. Da ist eine neue, da ist jetzt für England die europäische Militärmacht und Weltmacht, die seine Ruhe bedroht. Schon vorher war ihm Deutschland das gewesen, neben oder hinter Rußland; jetzt steht es allein, oder doch weit vor der Schar der anderen.

Diese Gegnerschaft hat ihre Vorgeschichte, natürlich, und wenigstens angedeutet werde diese auch hier. Seit 1848 zeichneten die Umrisse des kommenden neuen Deutschlands sich am Horizonte ab, und die englische Politik hat es nicht eben freundlich begrüßt. Die Reibungsfläche bildete von Anfang an Schleswig-Holstein; eine deutsche Stellung zwischen den Meeren war England nicht erwünscht, und bequem konnte ihm weder die Aussicht auf Deutschlands steigendes Wirtschaftsleben noch auf die Möglichkeit einer deutschen Seegewalt sein, bequem vor allem nicht das Dasein einer starken deutschen Macht überhaupt. Wem von unsern Nachbarn hätte die Erhebung dieser Macht an der Stätte der alten deutschen Ohnmacht nicht einen Verlust und ein Ärgernis bedeutet? Ein kräftiges Italien konnte den Engländern lieb sein, ein kräftiges Preußen-Deutschland war es nicht, und die Schwächung ihres alten Bundesgenossen Österreich schädigte sie. 1864 trat Palmerston mit kriegerischen Drohungen für Dänemark ein; der damals jüngere, friedfertige Liberalismus Gladstones widersprach, und England blieb bis 1871 neutral; eben damals zog es sich aus der europäischen Politik so weit zurück als es nur irgend vermochte. Enttäuscht hat es damit freilich beide Parteien, den Franzosen erschien es deutschfreundlich, den Deutschen franzosenfreundlich. Seit 1871 erhob sich das neue Reich zu einer Art von Vormachtstellung auf dem Kontinente. Es war nicht gegnerisch gegen England und

wurde so wohl auch nicht angesehen, aber es noch höher wachsen zu lassen wünschte England nicht; es glaubte Frankreich gegen weiteren deutschen Druck stützen zu sollen. Alsbald nach dem Kriegslärm von 1875 verschärfte sich, über den Balkanwirren, Englands Verhältnis zu Rußland; Deutschland wurde nur noch wichtiger, aber darum nicht behaglicher für England. Den Liberalen war der feste und einigermaßen harte Machtstaat des eisernen Kanzlers nicht angenehm, ihre innere Sympathie gehörte dem republikanischen Frankreich; Bismarck hat ihnen die Abneigung heimgezahlt und ihre Führer mißachtet. Ich wiederhole nicht, was ich im Zusammenhange des englisch-russischen Gegensatzes früher über diese Phase der Beziehungen Englands zu Deutschland gesagt habe: sie führte Deutschland mehr als einmal nahe an Englands Gegner heran, sie ließ es im Grunde auch wieder mit England in tatsächlicher Interessengemeinschaft zusammenstehen, zumal mit dem England der Konservativen; vor allem aber hat Bismarck, so sehr er englisches Wesen lebenslang geliebt hat, seinem Staate in jedem Augenblicke die unabhängigste Bewegungsfreiheit gewahrt. Die Reibungen um Afrika aber blieben England unvergessen, das neue Deutschland ihm unheimlich nicht nur als kontinentale, auch als werdende Weltmacht, und es wurde ihm stets fühlbarer und in so mancher Hinsicht unbequemer mit jedem Wachstum seiner Industrie- und Handelskraft. Ich habe von den Umwerbungen, den Schwankungen nach 1890 gesprochen; sie führten schließlich nur zu steigender Gereiztheit beider Teile, und seit der 1895er Annäherung des Reiches an den Zweibund brach die Feindseligkeit bitter heraus. Es kam das Krüger-Telegramm vom Jahre 1896, die glühende Parteinahme der deutschen Stimmung im Burenkriege, die deutsche Flottenbewegung, die ihre Schlagworte nicht immer vorsichtig abwog. Es kam die Niederlage Frankreichs, der stille Kampf mit Rußland, und Deutschland hielt sich zwischen den Lagern. In jenen Jahren ist die gegenseitige Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen immer schärfer, der Blick Englands für die Weltstellung Deutschlands, die politische wie die wirtschaftliche, und für die Unfreundlichkeit der deutschen öffentlichen Meinung immer empfindlicher geworden. Von den

neu aufgestiegenen Weltmächten, die Englands Träume störten, war Deutschland die England nächste, näher als die im Grunde wohl gefährlichere der Vereinigten Staaten, unmittelbarer unbequem und unmittelbarer faßbar. Wie hat sich schon damals der Gegensatz unserer beiden Völker in Presse und allgemeiner Anschauung zugespitzt bis zu immer wiederkehrender Sorge vor Krieg; längst sind Erregung und Feindseligkeit in England bei weitem lauter, heißer, ja fiebrig-nervöser geworden als jemals bei uns. Seitdem ist das letzte eingetreten: der Zusammenbruch Rußlands. Und wir stehen unter dem frischen Eindrucke einer Kette von Erscheinungen: der Persönlichkeit und Politik König Eduards VII., des starken Fortschrittes der imperialistischen Ideen, der Arbeit für den Zusammenschluß und den Abschluß des Größeren Britanniens; sicherlich hat die konservative Strömung sich innerlich immer voller durchgesetzt, die alte konservative Überlieferung der Macht, der Staats- und Flottengewalt, der auswärtigen Gewalt auch die Gegner zum guten Teile durchdrungen und das 20. Jahrhundert an das 18. angeknüpft. Auch der Gegenschlag des liberalen Wahlsieges von 1906 hat die auswärtige Politik nur um einige Grade abgekühlt, aber ihr Wesen keineswegs verändert, die Leitung blieb imperialistisch und aggressiv, und Sir Edward Grey hat wenig anders gehandelt, als Lord Lansdowne hätte handeln können. Überall aber die Menge auswärtiger Erfolge: im tieferen Asien die Ausnutzung der russischen Niederlage, in Vorderasien und Europa die Wendung überall gegen das Deutsche Reich. Ich bilde mir nicht ein, hinter die Kulissen zu blicken, aber einiges wissen wir alle: dieses Aufgebot der Kontinentalstaaten — Frankreichs, Spaniens, Italiens, Rußlands, niemand bezweifelt, gegen wen. Wir hören von Werbungen um Österreich. Ich habe Absichten und Aussichten des Versuches der „Einkreisung" nicht zu prüfen: aber das springt in die Augen, wieder sind wir auf dem vertrauten Boden der uralten politischen Methode Englands! Jahr um Jahr seit 1904 hat sie ihre Kreise gezogen; wir haben die Gegenwirkungen Deutschlands gespürt, zuletzt den großen Gegenstoß des Winters von 1908/09, den weiten und heißen Kampf, der sich an die Balkankrise, an die Weigerung Österreichs, Deutschland aufzugeben, an den Wunsch, Österreich

für dieses Nein zu bestrafen, anschloß. Wir haben den englisch-russischen Angriff an der Einigkeit und der Waffenmacht der beiden Zentralmächte zerschellen sehen: Deutschland hat der Tripel- oder Quadrupelentente ihre innerliche Uneinheitlichkeit und Gegensätzlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Tat dies eine Mal praktisch sehr klar ad oculos demonstriert und sich selber behauptet. Der Eindruck des Ereignisses war groß; ob es Früchte trägt, werden wir sehen.

Aber der Gegensatz, aus dem es hervorging, dauert fort. England ist heute vorläufig nicht unmittelbar gegen Frankreich, nicht unmittelbar gegen Rußland gekehrt: nur gegen Deutschland. Ob England diese Gegnerschaft, vor aller Welt und vor sich selber, nicht maßlos übertreibt, ob es nicht sie, ob es nicht vielleicht — uns überschätzt und geradezu verzerrt, ist hier nicht die Frage; die Tatsache besteht: die europäische Macht, die Flotte, der Wettbewerb Deutschlands sind ihm unbehaglich, und das Bild des 18. Jahrhunderts ist zu einem großen Teile wieder Leben geworden.

Es ist hier nicht die Aufgabe, zu untersuchen, was — unter dem englischen Gesichtspunkte, der allein uns hier angeht — etwa gegen die Vernünftigkeit einer Weiterentwickelung dieser englischen Sorgen und Feindseligkeiten, was gegen die Vernünftigkeit, und auch gegen die Wahrscheinlichkeit, eines englischen Angriffes, eines englisch-deutschen Krieges spricht: nur einige Schlagworte, die eine solche Untersuchung zu leiten hätten, reihe ich hier noch auf. Es würde sich da handeln um die gewaltige Tatsächlichkeit einer uralten und doch ganz gegenwärtigen Bluts-, Glaubens- und Kulturverwandtschaft der beiden germanisch-protestantischen Nationen. Es wäre zu erinnern an die überraschende Tatsächlichkeit unserer politischen Geschichte, daß diese beiden Nationen bisher, in allen größten Völkerkrisen der Neuzeit, in allen Jahrhunderten seit der Reformation, niemals gegeneinander gestanden haben.[1] Es wäre hinzudeuten auf die sehr aufrichtige Friedfertigkeit Deutschlands — ob auch die englische Meinung an sie nicht glauben zu können scheint — und mehr noch auf die Stärke Deutschlands, die am Ende wohl eindrucksvoller sein wird als unsere Friedensluft;

[1] Ich verweise auf meine Schrift von 1900 (oben S. 199 ff.).

ganz besonders aber auf das Dasein anderer Nebenbuhler Englands in der Welt, denen ein englisch-deutsches, erschöpfendes Ringen lediglich zugute kommen müßte, Nebenbuhler mindestens der Zukunft — Nordamerika? Rußland! —, auf neue Gewalten von neuer Seite her — die gelbe Rasse, auf Japan selber, den gefährlichen Verbündeten! Und noch eines würde nicht zu vergessen sein: der seelische Widerstand gegen eine Gewaltpolitik, der in England selber rege ist, die große Bedeutung ethischer und religiöser Ideale, die neben der konservativen, der imperialistischen Strömung und ihrer Machttendenz herlaufen und deren bestem Inhalte nicht einmal zu widersprechen brauchen. Unzweifelhaft ist dieser grundsätzlich humanitäre Gedankenstrom in England stark, wie denn, seit den Tagen der Puritaner, neben allem harten Realismus ein Zug zum Grundsätzlichen dieses Volksleben immer erfüllt hat: in einer oft sonderbaren Mischung, deren Aufrichtigkeit dem Ausländer nicht immer einleuchtet und dennoch besteht. Wird sich der Entschluß zum rücksichtslosen Vernichtungskriege aus Gründen der Konkurrenz und etwa der Angst gegen diese Gefühle der Menschlichkeit und des Gewissens durchsetzen? Und andererseits, würde der Krieg sich lohnen? Man darf bezweifeln — ich deutete das an —, ob ein Niedergang Deutschlands politisch für England, innerhalb Europas und vollends innerhalb der Welt, wirklich ein Bedürfnis ist und ein Heil wäre; aber wenn England selbst — was eine Sache für sich bleibt — wünschenswert fände, Deutschland zu verwunden: überwöge nicht dennoch die Last der unvermeidlichen Opfer, die Störung aller wirtschaftlichen Beziehungen, der riesengroßen Beziehungen gerade auch zu Deutschland selber in Ausfuhr und Einfuhr, überwöge nicht gerade der wirtschaftliche Schaden selbst eines Sieges den wirtschaftlichen Nutzen, den man von ihm erhofft? Alle diese Fragen sind auch in England oft aufgeworfen und beantwortet worden, und ihre innerliche Bedeutsamkeit unterschätzt man auch drüben nicht. Ob solche Erwägungen in ernster Stunde überwiegen würden, ob England den einzigen Entschluß fassen und durchführen wird, der uns ertragbar ist und der uns vernünftig und gesund erscheint, den Entschluß, uns gelten zu lassen als das, was wir nun einmal geworden sind und was wir sein und bleiben müssen: das vermag der Aus-

länder freilich am wenigsten zu entscheiden. Und aus dem Rahmen dieses Vortrages führen solche Fragen bereits hinaus.

Es handelt sich hier nicht um Tagespolitik; ich spreche nicht als Politiker, nicht einmal als betrachtender. Aber am Ende dieser historischen Betrachtung verlangte auch dieser Blick auf die Gründe seinen Platz, die davor warnen, mit der Fortsetzung der alten Reihe von Kriegen, mit der Wendung des Krieges nunmehr wider Deutschland, wie mit einer selbstverständlichen Notwendigkeit zu rechnen. Denn diese Warnung fällt in den Pflichtenkreis des Historikers: die Warnung vor einer Ausrechnung der Zukunft, vor einer jeden dogmatischen und absoluten Schlußfolgerung aus der Geschichte. Ich habe die allbekannte Kette vor Ihren Augen aufleuchten lassen, die von Spanien durch alle jene Zwischenglieder zu Rußland und zu Deutschland führt. Ich möchte nicht versäumen, in dieser überraschend und fast erdrückend einheitlichen Reihe doch auf das Variierende noch einmal ausdrücklicher aufmerksam zu machen, das bei der raschen Überschau aus historischer Ferne und Höhe zu sehr verschwindet, auf das Auf und Ab, das Hin und Her, in dem sich bei näherer Vergegenwärtigung die Hergänge doch tatsächlich vollziehen, auf den bunten Einfluß innerer und äußerer Geschehnisse und der lebendigen Einzelnen, auf die langen Zeiträume ohne Stoß, die zwischen den Kampfeszeiten liegen. Die Entwickelung ist so manchesmal ausgebogen, und provozierende Krisen und Persönlichkeiten wie die Revolution und Napoleon haben dazu gehört, sie wieder in dieses Geleise zu zwingen. Die Art der Gegnerschaft hat ebenfalls gewechselt; wir sahen sie verschieden gegenüber Spanien und Frankreich hier, und gegenüber Holland oder auch Rußland dort, und verschieden sind ihre Ergebnisse gewesen: schon Rußland gegenüber ist England doch im Grunde, auch in seinen Gegenstößen, nur defensiv gewesen. Und die Welt des alten Merkantilismus, man hat es oft betont, umgibt uns heute doch nicht mehr: nicht vergebens hat in der Zwischenzeit ein anderer Geist die Völker durchtränkt — ganz abgesehen von den idealen Gewalten, auf die ich schon wies: auch vom wirtschaftlichen Boden her vermag der „Neomerkantilismus" die naive Ausschließlichkeit der alten Kampfespolitik doch nicht mehr zu teilen und nicht wieder zu erwecken, die von der einfach groben

Überzeugung ausging, daß eines Volkes Glück mit Selbstverständlichkeit des Nachbarn Unglück sein müsse. Kurzum: der Zukunft bleibt außerhalb der Wege der Vergangenheit ihr breiter Raum, und alles Unberechenbare und Neue, alles das was wir den Zufall nennen, an Dingen und an Menschen, behält sein Feld. Vor allem: der lebendige Wille behält das seine. Der Staatsmann wird sich niemals einfach einem Fatum unterwerfen, dessen inneres Recht er bestreitet, wie diesem Fatum eines angeblich notwendigen Zusammenstoßes, an dessen politische, wirtschaftliche, kulturelle Vernünftigkeit er nicht glaubt.

Das alles wird der Historiker, als solcher, nicht verschweigen. Das Künftige ahnt, d. h. das Künftige will der handelnde Mensch; der Historiker wird seine eigene Aufgabe nur erfüllen, wenn er sie sich rein hält: als Verständnis der Vergangenheit. Der Staatsmann ziehe dann seine Folgerungen aus ihr: vermöge seines Willens. Was er — ich meine jetzt den deutschen Staatsmann — aus den großen Entwickelungen, die hier überschaut worden sind, lernen will, überlasse ich füglich ihm; nur das eine wird sicher dabei sein: die Erkenntnis einer „Notwendigkeit", die aber kein Fatum ist, sondern eine Klugheitsmahnung: der praktischen Notwendigkeit eigener, uns deckender, bewaffneter Kraft. Denn daß die Gefahr jenes Zusammenstoßes sich verwirklichen müsse, das mag er bezweifeln, und dagegen wird er sich stemmen; daß sie besteht, daran wird ihm die Geschichte und Gegenwart schwerlich einen Zweifel belassen.

Die historische Summe aber sei hier noch einmal gezogen. Es ist nicht zu leugnen: der Eindruck wird von jener Einheitlichkeit des Verlaufes beherrscht, die einem jeden zu denken gibt; ich zähle die Namen der Gegner und die Mittel des Kampfes nicht nochmals auf. Immer wieder, das sahen wir, wirkten dabei Macht und Wirtschaft zusammen, und auch über seiner Machtstellung allein hat England stets mit eifersüchtigem Stolze gewacht. Immer wieder hat es aktiv in die Welt hineingegriffen. Das eine wiederhole ich: die alte Anklage ist töricht und falsch, als habe England den Kontinent verwirrt und dieser sich England zuliebe verwirren lassen. O nein: er hat seine eigenen Lebensfragen ausgefochten, und England hat diese in sich selber unvermeidlichen

Spaltungen nur benutzt. Wie es das auch in Zeiten seiner verhältnismäßigen Zurückhaltung, in den Tagen etwa Lord Palmerstons oder sogar Gladstones, getan hat, wie sich da in seiner Rolle als Schirmherr der Auflehnungen niedergehaltener Festlandsvölker sein eigenstes Interesse und seine Überzeugung, seltsam und dennoch nicht unehrlich, durchdrangen, das wäre eine Darstellung für sich. Genug: bloß zugesehen hat England nie, auch nicht in Zeiten, wo das Dogma der glänzenden Vereinzelung am eifrigsten verkündet und geglaubt worden ist. Es hat jederzeit in der Reihe der „großen Mächte" gestanden, die Leopold Ranke so großartig überschaut und deren Spuren Max Lenz besonders gerne weiter verfolgt hat. Es gehört zu diesen großen Staatsindividualitäten, deren jede ihr eigenes Gesicht, ihre besondere Stellung, ihre besondere Struktur besitzt, ihre besondere geographische und politische Lage, ihre besonderen Vorbedingungen der Natur, der Rasse, der Religion, der Verfassung, der gesamten Kultur, und somit auch besondere, in allem Wechsel immer irgendwie sich erneuernde, natürlich-historische Bestrebungen, Überlieferungen: jede, England wie Frankreich, wie Preußen, Österreich, Rußland und so fort. Einheitlicher, klarer, wenn man will gröber ausgeprägt als in England sind diese Großstaatsüberlieferungen nirgends. Die einfache Gunst seiner Lage hat ihm diese ungemeine Folgerichtigkeit gestattet. Und eines geht durch alle diese Jahrhunderte hindurch: die Überlieferung eines derben, massiven Patriotismus, der immer zuletzt, auch im inneren Streite der Ideale, über allem die Partei seines Vaterlandes nimmt, in Unrecht oder Recht; es geht hindurch ein starker Glaube an England, an seine Rasse, seine Mission, seine innere und äußere Überlegenheit und Kraft, an die Selbstverständlichkeit seiner Weltansprüche, soweit sie sich auch dehnen mögen, ein nationaler Glaube, zusammengemischt aus Feinem und Grobem, aus religiösen, ethischen, materiellen Gedanken, aus elementaren Empfindungen und naiven Einseitigkeiten, aus Hingabe und Vorurteil, Brutalität und Größe. Als merkwürdig stark und merkwürdig einheitlich habe ich diese Überlieferungen bezeichnet. Einiges scheint dieser Einheitlichkeit zu widersprechen: der Wechsel der regierenden Parteien und ihrer Kabinette ist so oft dafür angeführt worden, daß England nicht konsequent sein könne,

und daß es eben deshalb nicht bündnisfähig sei. Tatsächlich besteht ja eine gewisse Nichtverantwortlichkeit der neuen Regierung für manche Taten und Absichten der vorhergehenden, parteifremden; tatsächlich hat diese taktische Ungebundenheit die englische Politik manchmal geschädigt, so manches Mal aber auch freier gemacht und in der Hauptsache diplomatisch gestärkt. Darüber hinaus: es bestehen auch wirkliche, tiefe und innere Abweichungen in der Politik, in den Grundbestrebungen und -überzeugungen der Parteien, auch nach außen hin, und gelegentlich haben sie Inkonsequenzen und selbst Entgleisungen hervorgerufen. Das ist richtig. Und dennoch hat über alles dieses, im großen, doch stets wieder jene säkulare Einheitlichkeit gesiegt und jede Unregelmäßigkeit schließlich ausgelöscht, und eines hat stets gegolten: das Vaterland und seine Macht über allem. Ein ungeheures staatsmännisches Erbe, im Denken und im Handeln, auch in der Taktik der Politik, hat sich innerhalb der regierenden aristokratischen Schichten durchgebildet und übertragen; es ist längst auch dem Bürgertume, es ist auch dem Arbeitertume zugeflossen und von ihnen in weitem Maße aufgenommen worden. Wir bewundern die Kraft dieser Schulung, dieser politischen Tradition, dieser politischen, nationalen Instinkte. Auch die Demokratisierung des letzten Menschenalters hat dem neuen England, der Hauptsache nach, ein festes, selbstverständliches Verhältnis seiner Massen zum nationalen Staate belassen, um das wir es beneiden, ein Gemeingefühl, das über die Partei, einen Instinkt, der über die Dogmen hinausragt. Ein Deutscher studiert England heute nicht mehr, um, so wie einst, unmittelbar, für die Nachahmung, von ihm zu lernen; in manchem wird er von England gegen England lernen wollen, an die einfache Übertragbarkeit auch des Nachahmenswerten glauben wir nicht mehr. Dennoch: nachdenklich lehrreicher kann uns in der Welt kaum etwas sein als dieses Schauspiel der großen politischen Zusammenhänge, die über die Geschlechter der englischen Geschichte hinwegreichen, und ihrer vaterländischen Überlieferung; das Schauspiel dieses Mutes und dieser Kraft, dieses Sinnes für Wirklichkeit, dieser Sachlichkeit, die den Eigensinn, die Neigung und Abneigung doch zuletzt immer über dem Ganzen vergißt und dessen Bedürfnisse groß und unbefangen ergreift. Das ist ja die Lehre,

die uns Deutschen der Gründer unseres Reiches, er, in dem so vieles an englische Art gemahnt, von seinen Frankfurter Tagen an verkündet hat, in Tat und Wort, voll tiefer Gewissenskraft, ganz undogmatisch, ganz auf das wechselnde Leben gestellt: das Staatsgefühl, das Gesamtgefühl als oberstes und unbedingtes Gebot aller politischen Pflicht. Was wir aus dem Bilde der englischen Politik sonst lernen und folgern sollen, blieb hier dahingestellt, und ihr nachwirkender Eindruck wird für den heutigen Deutschen nicht arm an ernsten Schatten sein: eine Lehre solcher hohen Pflichten aber, im Bismarckischen Sinne, erteilt sie uns gewiß.

Die imperialistische Idee in der Gegenwart

Vortrag Dresden 1903

Wer heute zu einem weiten Kreise deutscher Hörer vom Imperialismus unserer Tage zu sprechen unternimmt, hat es nicht nötig, die Wahl seines Gegenstandes zu begründen. Eher wäre es nötig, die Wahl des Redners zu erörtern, dem der Vorstand der Gehestiftung die Behandlung dieses Gegenstandes angetragen hat: daß sie auf den Historiker gefallen ist, das ist für den Inhalt und die Richtung der Darlegungen maßgebend, die Sie heute erwarten. In der Tat habe ich nicht als Politiker von diesen Bewegungen zu reden, um die der Kampf der streitenden Meinungen noch alltäglich tobt; ich untersuche nicht Recht und Unrecht, ich handle weder von dem, was etwa sein solle, noch von dem, was etwa kommen werde: für beides, Kritik wie Zielsetzung oder Prophezeiung, würde ich unzuständig sein. Ich habe zu schildern, zu begründen, zu verknüpfen: und auch dieses nicht wesentlich, wie es der Nationalökonom tun würde, im Hinblick auf die wirtschaftlichen Seiten der Erscheinung; es kann sich hier nur um Beobachtungen — und in der Kürze dieses Vortrages nur um einige, stark zusammendrängende Beobachtungen — handeln, wie sie sich eben unter dem Gesichtspunkte politischer Geschichtsbetrachtung ergeben: Beobachtungen über die Eigenart und über den historischen Zusammenhang dieses Imperialismus von 1900.

Daß wir von einer „imperialistischen Idee" sprechen können, die eine Macht unserer Tage ist, ist gewiß: von einer Idee des Imperialismus, wie von einer Idee des Sozialismus oder Liberalismus, der Nationalität oder der Revolution, als einer Summe von Vorstellungen und Absichten, einem allbekannten Gedankenbilde und zwar einem solchen, das die Bestrebungen leitender Kräfte der Zeit in sich zusammenfaßt: einer der großen Richtungen, einem der hallenden Rufe im Streite der Jahrhundertwende.

Was aber enthält dieser neue Imperialismus? Mit einem „Imperator" hat er an sich nichts zu tun; ob er mit dem Cäsarismus Verwandtschaften besitzt, wird noch zu fragen sein; dasselbe wie dieser ist er jedenfalls nicht. Eine bestimmte Verfassungsform oder auch nur der Drang danach ist nicht mit ihm verknüpft, in allen Ländern, unter allen Verfassungen tritt er auf. Es ist das

„Imperium", wonach er seinen Namen hat: das Reich, nicht das Kaiserreich, sondern — so empfinden wir es sofort — das Weltreich. Und auch da zeigt sich alsbald: es ist nicht ein Weltreich im alten Sinne kaiserlicher Weltherrschaft. Keines der heutigen Weltreiche verlangt den Erdball allein zu beherrschen; von dem universalen Anspruche des alten Roms, seiner Umspannung der damaligen eigentlichen Kulturwelt in ihrer Gesamtheit, von dem Universalismus des mittelalterlichen Papsttums und etwa auch des mittelalterlichen Kaisertums oder, in beschränkterem Sinne, Napoleons I. sind sie alle weit entfernt. Vorläufig mindestens besteht noch eine Vielheit der Weltmächte; höchstens in unbestimmten Zukunftsfernen kann ein Ehrgeiz oder eine Sorge, die weit hinausschweifen, eine starke Verengerung der heute mit einander wetteifernden Gewalten, eine Zuspitzung auf zwei Kämpfer, etwa gar auf einen einzigen Sieger ahnen wollen.

Was wir heute erblicken, ist darum doch neu und bedeutsam genug. Wir alle kennen die wesentlichen Züge, und wir alle haben den Eindruck, daß die Welt sich seit den 70er und 80er, vollends dann, in außerordentlich beschleunigtem Maße, in voller Durchsetzung des Neuen, seit den 90er Jahren umgebildet, daß sie ihr Antlitz verändert hat. Völker und Staaten, die einst führende Mitträger der allgemeinen Geschichte gewesen sind, treten in die zweite Reihe, manche ganz und gar in den Hintergrund; die kleineren und schwächeren sind nur noch leidende oder sich an die größeren anlehnende Zuschauer. Weit zurückgetreten scheint selbst Österreich; unzweifelhaft ist es Spanien, nicht minder die skandinavischen Länder, die Niederlande, trotz ihres alten Kolonialbesitzes; von der Türkei und ihren Verwandten brauche ich gar nicht zu sprechen. Mittel- und Südamerika liegen zur Seite oder unter dem Einfluß des Stärkeren, und ebenso der Rest mehr oder weniger selbständig gebliebener Staaten Asiens, China selber voran. Gerechnet wird innerhalb der „Welt" nur noch mit Rußland, Großbritannien, Nordamerika, Deutschland, Frankreich, dazu mit Japan und, in einem erheblichen Abstande, Italien. Diese aber haben über die alten Grenzen ihrer Kernlande hinausgestrebt, sie drängen, mit ihrem Menschenmaterial oder ihrer Macht, in die große Welt hinaus. Sie betreiben „Weltpolitik". Sie erweitern

sich, die einen auf ihren Kontinenten, die anderen außerdem oder ausschließlich jenseits der Meere; sie erobern; sie schaffen sich Kolonien; sie teilen die Gebiete, die nicht Herren ihres eigenen Schicksals sind, unter sich auf, in unmittelbaren oder verhüllten Annexionen oder Protektoraten, oder in Scheidungen der Einfluß- und der Interessensphären. Sie dringen mit ihrem Kapital oder ihrer Macht oder beidem, mit Eisenbahnen, Dampferlinien, Vertretungen, Missionen in Länder ungewissen Besitzes hinein. Sie ringen um Absatzgebiete für ihren Handel, für ihre Industrien, womöglich um Raum für ihren Bevölkerungsüberschuß. Sie überwachen einander überall; ein Weltsystem internationaler Politik hat sich entfaltet, baut sich immer weiter und feiner aus, Weltstellung im vollen Sinne besitzt nur, wer an diesem Systeme handelnd teilnimmt. Seit 1880 ist die Kolonialpolitik bei all jenen lebendigen Staaten immer sichtbarer vorangetreten; als entscheidende Organe haben sie ihre Flotten in ungeahntem Maße ausgestaltet.

Das sind die äußeren Erscheinungen. Überall sind ihre wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich; man greift es mit Händen, wie die Ausdehnungsbestrebungen von der Industrie, von dem Exporthandel, vom Großkapitale getragen werden: so in England, in Deutschland, in Nordamerika, und, in geringerem Maße immerhin, auch in Frankreich und in Rußland. Es wird noch zu fragen sein, ob diese Kräfte überall die wesentlich oder gar allein entscheidenden sind; jedenfalls wirken sie überall; und wirtschaftlich ist eine Reihe der überall auftretenden Mittel und Ziele: der Schutzzoll, der sich seit einem Menschenalter die Welt wieder erobert hat oder, wo er noch nicht durchdrang, sie zu erobern heiß bestrebt ist, der Kampf um die Absatzgebiete, den ich erwähnte, zum Teile der Kampf um die Kolonien. Überall herrscht, inmitten alles gesteigerten Austausches, zugleich ein wachsender Drang nach wirtschaftlichem Abschluß; die Gedanken richten sich auf die Herstellung wirtschaftlich-politischer Körper, die, sei es in irgend einer näheren oder ferneren Zukunft, ihren eigenen Bedürfnissen in einem möglichst hohen Maße selber zu genügen imstande wären; Weltreiche also von auch wirtschaftlicher Autarkie; von Nordamerika, Rußland, dem

Größeren Britannien wird uns das verkündet. Wie auch die wirklichen Aussichten dieser gigantischen Träume sein mögen — und das zu untersuchen fällt nicht in den Rahmen meiner Befugnis und Absicht —, sicherlich drücken sie das eine mit besonderer Anschaulichkeit aus, was überall in diesen imperialistischen Bestrebungen leitend heraustritt: den Zug zur Organisation im großen und größten, die enge Verbindung alles Wirtschaftlichen mit der politischen Macht, die ungeheure Verstärkung des Gewichtes der staatlichen Gesamtheit gegenüber allem Leben. Die Zeit der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte ist auch in diesem Sinne vorbei; auf Auswanderung und Einwanderung wünscht der Staat einen Einfluß zu üben; hinter aller Ausbreitung des Handels steht fördernd, den Gegner hemmend, die staatliche Gewalt, die Gewalt überhaupt. Und das augenfälligste ideelle Moment in der Idee des Imperialismus, dasjenige in der Tat, das dieser Idee ihren Charakter gibt, ist diese erneute Erhöhung der Staatsmacht. Die neuen wirtschaftlichen und sozialen Mächte bedürfen der starken Vertretung in der Welt; die Staatsgewalten sind ihre Organe geworden. Ich habe zwischen Imperialismus und Cäsarismus unterschieden. Es versteht sich, daß in eigentlichen Monarchien die neue Bewegung die Rolle des Monarchen zu steigern geneigt ist, daß sie auch in parlamentarischen oder republikanischen Staaten diejenige starker Führer, also die Rolle der Einzelpersönlichkeit steigern wird. Sie braucht keine der Verfassungen, die sie antrifft, zu sprengen, sie wird nicht überall von den gleichen gesellschaftlichen Schichten, nicht überall notwendig von den gleichartigen Parteien getragen; aber neue Schwierigkeiten, das hat man mit Recht gesagt, wird sie dem Parteileben überall schaffen. An die Stelle innerer Probleme, wie sie die Parteien am leichtesten und organischesten erfassen können, rückt sie, früher oder später, so scheint es, mit zwingender Notwendigkeit solche von teilweise oder überwiegend äußerpolitischer Art, und muß die alten Gliederungen dadurch verschieben und verwirren. In jedem Falle aber: den Inhalt des Staates selber, die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit, seines Einflusses auf alles innere und äußere Dasein, die Macht der Regierung bereichert sie notwendigerweise überall und ungemein. Staat und Regierung werden mit der unmittelbaren Wahr-

nehmung aller Interessen der Nation in aller Welt betraut, und schließen sie daheim zu einer machtvollen Einheit zusammen. Wirtschaft und Macht sind auf das Innigste vermählt, und die Macht gewinnt dabei noch sichtbarer und sicherer als das Wirtschaftsleben. Der Bruch mit dem liberalen Weltalter ist augenscheinlich; überall ist der alte Liberalismus, der Prediger der freien Bewegung, der Harmonie der Interessen, der Beschränkung der Staatsgewalt, mitsamt den moralisch-politischen Idealen und Dogmen, an die er so innig glaubte, zurückgeworfen worden. Zusammenschluß, Abschluß und Ausschließung im Innern und Äußern haben ihn verdrängt. Die Welt ist härter, kriegerischer, eben ausschließlicher geworden; sie wird mehr als je zuvor zu einer großen Einheit, in der sich alles berührt, alles zusammenwirkt, aber auch alles aufeinanderstößt und aufeinanderschlägt; in dieser Einheit ist von der vorurteilslosen Einigkeit des Sinnes, des frei ergänzenden Wetteifers, wovon man einst geträumt hat, wenig mehr zu spüren. Die Welt ist, davon ging ich aus, anders geworden, ganz besonders in den politischen Erscheinungen und Gesinnungen, die ihr Gesamtleben beherrschen. Zum mindesten ist das der Eindruck, unter dem wir stehen. Freilich: ist er ganz berechtigt? ist der Wandel so groß, wie er uns oft geschildert wird? Gerade das möchte ich hier in raschem Umblicke über unsere Welt untersuchen. Ich möchte jener Umbildung der Erscheinungen und Gesinnungen in den vorwaltenden Ländern ein wenig näher nachgehen, die Vorgeschichte unserer Gegenwart oder des Imperialismus in ihr hier und dort ein wenig näher beleuchten, Neues und Altes an ihr ein wenig näher sondern und charakterisieren.

Ich beginne mit dem Lande, von dem wir den Ausdruck und der Hauptsache nach auch die Vorstellung des Imperialismus herleiten, mit England. Dort hat dieses Neue seine zum großen Teil bahnbrechende und vorbildliche, jedenfalls eine besonders ausgeprägte Entwicklung erlebt. Dort tritt uns, für Geschichte und Gegenwart, Vieles in den Weg, das alle Nationen zugleich betrifft. Das englische „Empire", als die — erstrebte — Vereinigung aller der großen Kolonien mit dem Mutterlande zu einer staatlich-wirtschaftlichen Gesamtheit, ist ja das „Reich", das dem

Imperialismus unmittelbar den Namen gab; und in England sehen wir gerade heute den angestrengtesten Kampf um dessen Verwirklichung. In diesem selben England aber hat der Liberalismus zuvor seine höchste und längste Entfaltung gehabt: es hat Cobden und es hat Gladstone besessen. Ich zweifle nicht, daß dieses die beiden, wenn nicht bedeutendsten, so sicherlich bezeichnendsten Namen für die Vorherrschaft liberaler Gedanken in unserer Welt bleiben werden. Keiner hat dem imperialistischen Geiste schroffer entgegengestanden als William Gladstone, der Staatsmann, der Irland aus der britischen Reichseinheit freizugeben getrachtet hat, der große Parteiführer, den die Folgerichtigkeit eines leidenschaftlichen Sinnes für Recht, Reform, Wohlfahrt, so wie er sie verstand, für den Anspruch und den Einfluß der Massen, im Laufe eines langen Lebens vom strengen Torismus allmählich bis zur radikalen Linken hinübertrug, der mächtige Redner, der eigenrichtige Denker und Träumer, der feurige Idealist, der zugleich ein so vollendeter parlamentarischer Taktiker und ein die Tausende mit sich reißender Agitator war, wandelbar und windungsreich bis zur kleinen Schlauheit, und doch in der Hauptsache allezeit großartig und ehrlich, und zuletzt bei all seiner persönlichen Meisterschaft der Totengräber seiner anscheinend unüberwindlichen Partei. Ihm fehlte der Blick für die Überlieferung und zumal für die Macht: er scheiterte, indem er, um innere Wunden zu heilen, die Macht seines Staates zu zersetzen unternahm; und über seinen letzten Lebensjahren schlugen bereits die Wogen einer ihm völlig fremden realistischen Strömung zusammen: derjenigen, die darauf hinging, das Alte, das Gladstone verneinte, wieder zu stärken.

Denn dieser Imperialismus will in England eigentlich nur Altes wiederherstellen und zugleich weiterbilden. Er knüpft an die Zeiten vor der liberalen Ära an: an die Zeiten vor 1846, vor 1832, vor 1815, an die großen Tage des alten englischen Weltkampfes um den Vorrang jenseits der Meere. Er lenkt zurück, das hat man längst erkannt, in die Bahnen des Merkantilismus. Was aber ist dieser? Der wirtschaftspolitische Ausdruck für das gesamte Zeitalter der europäischen Völker- und Staatengeschichte seit dem Ende etwa des 15. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19.

Das waren ja die Jahrhunderte, wo schon einmal die Staaten alles Leben ihrer Völker zusammenzufassen unternahmen, auch das wirtschaftliche, um es einheitlich zu regeln, zu erziehen, zu heben, um es mit ihrer Macht zu vertreten gegenüber den Nachbarn und womöglich draußen in allen Erdteilen, um Wohlstand und Macht in unlöslicher Durchdringung durcheinander zu steigern; es waren die Jahrhunderte des merkantilen und des bewaffneten Wettkampfes um die Märkte und um die Kolonien, des Kampfes, in welchem England spät in die erste Reihe trat, um dann an die Spitze zu gelangen, um alle seine Nebenbuhler weit zurückzuwerfen. England hat seit den Tudors in Ost- und Nordsee, Mittelmeer, Ozean den Wettstreit aufgenommen, Deutsche und Italiener zurückgedrängt, die Spanier, die Holländer, die Franzosen der Reihe nach angegriffen und geschlagen; es hat zuletzt mit dem stärksten seiner Gegner, mit Frankreich, jenen schicksalsvollen Zweikampf durchgefochten, der von 1680 bis 1815 lief und niemals ganz abbrach, der alle Mächte der damaligen Welt in seine Wechselfälle hineinzog. Überall, wo Leben und Stärke war, dieselbe Gleichsetzung von Wirtschafts- und Staatsinteresse; Ludwig XIV. der Absolutist faßte es ebenso in seiner Hand zusammen wie die demokratisch-revolutionäre Regierung Cromwells oder die aristokratisch-parlamentarische der Whigs im 18. Jahrhundert, oder wie, auf engerem Boden, der letzte und höchste aufgeklärte Fürstenstaat der absolutistischen Ära, der preußische Friedrichs II. England hat sich in diesen Kriegen des Handels und der Waffen sein erstes Weltreich zusammenerobert, auf Kosten all jener Gegner, in West- und Ostindien, um Afrika herum, und in Nordamerika: es waren Jahrhunderte voll harten und unbarmherzigen, aber lebenschaffenden Streites. Ihr Ausgang hat dem Angelsachsentum seine große Stelle inmitten der Mächte des 19. und 20. Jahrhunderts gesichert. Wir Deutschen gewöhnen uns allgemach, den weltgeschichtlichen Zug dieser Kämpfe auch für unsere Geschichtsbetrachtung zu verwerten. Deutschland hat an ihnen ja nicht aktiv teilnehmen können; machtlos wie es war, ist es seit 1500 aus ihnen und damit aus dem Anteile an der neuen Weltgewinnung und Weltbeherrschung hinausgedrängt worden; alle die großen Weltauseinandersetzungen haben aber auch Deutschland berührt. Die Kriege,

die auf seinem Boden, an seiner Westgrenze, dann — unter Friedrich II. — zugleich in seiner eigensten Mitte ausgefochten wurden, waren ja zugleich immer Kriege um die Vorherrschaft jenseits des Ozeans, und England hat den französischen Gegner mit englischen, aber reichlich auch mit deutschen Kräften auf deutschen Schlachtfeldern geschlagen, und ihm so die Kraft gebrochen und Indien und Amerika an sich selber gebracht. Deutschland schlug mit, es gewann nicht mit, es blieb nur leidend beteiligt; aber das alte Weltsystem streckte auch über Deutschland damals seine Arme aus. Das Ende war die Niederlage Frankreichs unter dem größten Fortsetzer seiner merkantilistischen Weltpolitik, Napoleon I.; das volle Übergewicht Englands auf den Meeren von 1815 ab; der volle Ausbau seiner Alleingewalt in der weiten Welt. Und nun trat jenes System des 19. Jahrhunderts auf, das erst möglich wurde durch die Siege des 18. und der Revolutionszeit. England besaß vor der Hand keinen irgend gefährlichen Nebenbuhler mehr. Sein altes Kolonialsystem war das des strengen Merkantilismus gewesen, das auf die Beherrschung und die Ausbeutung der Kolonien zugunsten einzig und allein des Mutterlandes gerichtet war. Dieses System hatte ihm den Aufstand seiner nordamerikanischen Untertanen, die Losreißung der 13 Staaten, die Aufrichtung der Union eingetragen; seitdem begann England die alte straffe Beherrschung der Kolonien aufzugeben und ihnen die Zügel lockerer zu lassen. Kanada erhielt eine freiere, dann eine ganz selbständige Verfassung; der Liberalismus wünschte, sie allen Außenlanden gewähren zu können; Gedanken und Machtverhältnisse wirkten dabei ineinander. England wurde durch die Konsequenz seiner inneren Entwicklung in Wirtschaft, Gesellschaft, Parlamentsverfassung, in politischer und sozialer Anschauung zur Freiheit hingeführt; der Staat trat in diesem neuen Zeitalter grundsätzlich in den Schatten; der selbständigeren Bewegung der Kräfte wollte die Zeit des Individualismus, des siegreich und eroberungskräftig vordringenden Bürgertumes und Unternehmertumes, nach ihrer Praxis und ihrem Glauben auch draußen in der Welt so viel überlassen als nur möglich wäre. Und möglich wurde vieles. England beherrschte die Meere, England beherrschte die Märkte; seine Macht und seine Industrie und sein Handel waren ohne Kon-

kurrenten. Frankreich war zurückgeworfen und erhob sich erst langsam; Rußland rückte erst allmählich dem englischen Herrschaftskreise näher; die mitteleuropäischen Völker waren mit ihren eigenen Angelegenheiten, der Durchbildung ihrer nationalen Staaten, vollauf beschäftigt; Nordamerika füllte allgemach den Raum seines weiten Kontinentes erobernd, besiedelnd aus und hatte mit seinen inneren Gegensätzen überreich zu schaffen. England behielt freie Bahn. Mit verhältnismäßig leichter Anstrengung hielt seine Diplomatie ihm alle Wege offen, alle Feinde fern. Es konnte handelspolitisch auf die alte Absperrung verzichten, weil es die Einfuhr der Nahrungsmittel und Rohstoffe brauchte und seine industriellen Erzeugnisse wie seine Reederei doch jedem Mitbewerb sicher und weit überlegen waren. Es konnte die Kolonien beinahe sich selber überlassen, die staatliche Aufsicht beschränken, die Aus- und Einwanderung überall frei gewähren lassen. Keine Gefahr konnte daraus entstehen: die Welt füllte sich doch mit englischer Ausdehnung an. Kanada wuchs; Australien wurde besiedelt; der stille Ozean wurde erreicht und erschlossen; nur China gegenüber und in Indien bedurfte es der Gewalt. Sie setzte also niemals ganz aus, aber sie trat weit zurück; friedlich war die Welteroberung, die das Engländertum, ungestört von Dritten, jetzt vollzog. Die Selbständigkeit der Kolonien bewährte sich; die heimatliche Kolonialpolitik hielt sich weit zurück, der Liberalismus erwog, ob es nicht besser sein würde, die Außenlande ganz abzustreifen, und hat mindestens die Gleichgültigkeit gelegentlich weit genug getrieben. Das entsprach der Theorie, und wenn es — etwa in Südafrika — doch bereits mannigfachen Schaden tat, im ganzen bedurfte die englische wirtschaftliche und politische Sicherheit innerhalb der Welt anscheinend keiner absichtsvollen Nachhilfe der staatlichen Macht.

Diese liberale Zeit der englischen Welt- und Kolonialpolitik hat ihre Ausläufer bis in die letzten Jahrzehnte hinein erstreckt; sie hat gewirkt, so lange als der Liberalismus in den Bahnen Gladstones lief; aber Gegenwirkungen haben sich freilich bereits viel früher gegen sie erhoben. Im Grunde konnte das volle Gehenlassen nur so lange dauern, wie die Ungestörtheit der englischen Ausbreitung in der Welt. Und die Konkurrenz wurde, nachdem

die alten englischen Siege ein halbes Jahrhundert hindurch vorgehalten hatten, wieder spürbar. Die Macht und die Wirtschaft der modernen Völker konnte nicht ewig so weit zurückbleiben wie sie es bis zur Jahrhundertmitte getan. Deutschland schloß sich zusammen und wurde endlich zur konkurrierenden Wirtschaftsgewalt. Nordamerika gewann in dem Bürgerkriege von 1861—1865 seine Einheit, und die Sieger waren die industriell emporblühenden Nordstaaten. Rußland drang unablässig und immer bedrohlicher gegen Indien vor. Die Freihandelszeit ging seit den 70er Jahren ringsum zur Rüste. Der englischen Weltausdehnung, der wirtschaftlichen zuerst, der kolonisierenden alsdann, erwuchsen für die Gegenwart, und deutlicher für die Zukunft, Wettbewerber, und die Sorge zwang sich auf, was aus Englands einseitig gewordener Wirtschaft, aus seiner Industrie, aus den Massen seiner Arbeiter werden sollte, wenn dieser Wettbewerb begönne, ihm einmal gefährlich zu werden. Wir haben seit 20 Jahren diese steigenden Besorgnisse beobachten können; immer lauter und ängstlicher, immer kampflustiger hat sich Klage und Aufruf drüben erhoben. Aber man wird behaupten dürfen, daß diese wirtschaftlichen Sorgen, die jetzt vollends so gewaltig in den Vordergrund getreten sind, nie die einzigen, vielleicht nicht einmal die früheſten, daß nicht sie die eigentlichen Urheber des Rückschlags gegen die liberale Epoche gewesen sind. Aus der englischen Überlieferung selber erhoben sich früh die Bedenken gegen die Lockerung des alten Kolonialreichs. Schon in den 60er, dann steigend den 70er und 80er Jahren begann das. Innerhalb der überall staatlich stärker gewordenen Welt regten sich auch die staatlichen Machtgefühle in England lebendiger. Verschiedenartiges wirkte zusammen: der Stolz auf die Kulturgewalt des Angelsachsentums, das als ein größeres Britannien den Erdball unwiderstehlich umspanne; sollte man es nicht mit der alten Heimat in festerer, wenn auch nur innerlicher Verbindung halten, als man sich gewöhnt hatte zu tun? Dazu jener wieder erweckte Instinkt der Macht: gegenüber dem europäischen Auslande nie erloschen, aber doch tief in sich zusammengesunken, richtete auch er sich, neuaufflammend, auf das eigene Weltreich. Die englische Nation als Ganzes hatte dem Rufe der Radikalen: los von den Kolonien! fort mit

Indien!, niemals zugestimmt; sie war doch mit ihrem Weltbesitze und ihrer Weltmacht nicht nur durch tausend materielle Bande unzerreißbar verkettet; auch der Stolz der Größe, die Gewohnheit des Regierens saß tief in dem alten Herrenvolke und drang durch alle seine Schichten. Die Konservativen aber waren immer Träger des Machtgefühls gewesen; selbst die gemäßigten Whigs hatten es stets festgehalten; dann waren freilich auf Russell und Palmerston Gladstone und Granville gefolgt. In der Welt, wie sie seit 1865 und 1870 wurde, mußte jenes Gefühl wieder stärker aufstreben. Es erhielt seine Nahrung aus der Literatur; schon die Romantik Disraelis hatte zugleich die Phantasie befruchtet, die auf den Erdkreis hinaussah; Ch. Dilke, dem Weltreisenden, folgten jetzt die Historiker nach und warnten vor der Zersplitterung; Froude, Seeley wirkten als Prediger vom historischen Stuhle herab, wie bei uns die Generation Sybels und Treitschkes. Seeley wies 1883 in Englands Ausdehnung mit eindrucksvoller Einseitigkeit den eigentlich lebendigsten Inhalt der englischen Geschichte nach und wandte von seinem Cambridge aus den Blick der Jugend auf das Reich. Schwerlich wird man den Wert dieser geistigen Vorarbeiten übertreiben können; man darf sich an die Vorgeschichte der deutschen, der italienischen Einigung erinnern, um solche geistige Wirkung richtig einzuschätzen. Der Gedanke des Staates und seiner Macht stieg in diesen Diskussionen wieder leuchtend empor. Ideelles, Politisches und Wirtschaftliches wirkte ineinander; die Führung nahm das nationale Gefühl. Bereits Disraelis großes Ministerium (1874—1880) stellte England mit neuer Wucht in die Weltkämpfe hinein; und eben der Staatsmann, der den Gegensatz zu Rußland wieder in aller Welt handelnd hervordrängte, setzte der Königin auch die indische Kaiserkrone auf ihr Haupt: das Reichsideal nahm seine Stelle in der ersten Reihe der politischen Gedanken ein. In der sonderbaren Erscheinung Benjamin Disraelis, die auf allen Lebensgebieten der seines großen Nebenbuhlers Gladstone so scharf entgegensteht, wird sicherlich dieser Sinn für die Macht, aus Phantastik und Nüchternheit eigentümlich zusammengesetzt, orientalisch glühend und orientalisch geschäftsklug und dabei englisch-realistisch zugleich, die historisch bedeutsamste Seite bleiben. Die Macht, die Nation, die Rasse — neue starke

Töne waren um 1880 angeschlagen; Gladstones reformistisch-radikales Pathos hat sie zeitweise übertönt, aber sie klangen immer fort: sie gewannen das Gehör des englischen Volkes. Und nun die Gegnerschaften der 80er Jahre; das stete Vordringen jener wirtschaftlichen und politischen Nebenmächte in der Welt, die ich aufführte; der starke Vorstoß der französischen, der deutschen, selbst der belgischen Kolonialbewegung, die Erfassung Afrikas durch diesen Wettbewerb, die Zurückweisung des englischen Einspruchs gegen diese Vorstöße der Nachbarn durch den Fürsten Bismarck, durch die Kongokonferenz von 1884, das Zurückweichen der Gladstoneschen auswärtigen Politik. Der Rückschlag, wir haben es seitdem erfahren, wurde von da ab stark und stärker. England hat seine Hand auf die noch freien Gebiete gelegt, wo es irgend konnte; man hat berechnet, daß es in zwei Jahrzehnten sein riesiges Außengebiet verdoppelt hat. Es hat fieberhaft zugegriffen, von Staatswegen, wenn auch zeitweilig zunächst durch die Vermittlung halb privater Gesellschaften. Es hat wieder erobert; es ist den Mitbewerbern zuvorgekommen oder drohend entgegengetreten, es hat seine Flotte unendlich verstärkt; es hat mit der Politik des Zusehens und Gehenlassens vollkommen gebrochen. Überall, seit dem Stoße von außen her, ein heftiger Gegenstoß Englands: zuerst war er defensiv, längst ist er offensiv geworden. Wie er sich unmittelbar gegen Rußland und Frankreich, mittelbarer auch gegen Deutschland gekehrt hat, habe ich nicht hier zu verfolgen. Aber kriegerisch selbstbewußt ist er überall. Die alten friedlichen Liberalen sind im Aussterben; die bedeutendsten der jüngeren Radikalen sind Imperialisten geworden; der Druck der Dinge hat den widerstrebenden Gladstone selber gezwungen, Ägypten zu erobern, wie sehr dann Gladstone auch alle weitere Entwicklung, so oft er Minister war, gehemmt und abgelenkt hat. Aber seit 1886 und vollends seit 1895 regieren die Konservativen und die Unionisten; seit 1895 hat Joseph Chamberlain die englische Politik gelenkt. Und längst war das „Reich" die Losung geworden. Von 1884 ab haben große Vereinigungen, unter immer stärkerer und drängenderer Beteiligung gerade der Kolonien, Kanadas, des leidenschaftlich englischen Australiens, den Gedanken eines neuen, festeren Zusammenschlusses auf ihr Banner ge-

schrieben. Die lockere alte Form, wie sie das liberale Zeitalter geschaffen hat, genügt ihnen nicht; die Selbständigkeit der großen Kolonien hatte diese zum Zollabschlusse gegen das eigene Mutterland geführt; seit zwei Jahrzehnten wird dieses System der Entgliederung angegriffen und erschüttert. Ein festerer und aktiverer Bund, eine Föderation mit gleichmäßigerer Verteilung der Lasten und der Rechte zwischen Kanada, Australien, Südafrika und den britischen Inseln! Ein Bund, als dessen Ziele frühe ein Wehrverein und ein Zollverein bezeichnet worden sind. Seitdem ist die Umwälzung der englischen Handelspolitik, die Umkehr mindestens zum Vergeltungszoll gegen schutzzöllnerische Länder, und darüber hinaus die engere zollpolitische Verknüpfung der englischen Länder unter sich, mit innerem Freihandel und äußerem Schutzzoll, nie wieder aus der Verhandlung verschwunden, allerlei Einzelnes ist geschehen, Umfassendes vorbereitet worden. Die konservativen Regierungen haben sich den weitergehenden Gedanken sehr vorsichtig aber freundlich und immer freundlicher gegenübergestellt; die Kolonial-Kongresse, die Kongresse der Handelskammern, die Konferenzen der kolonialen Minister und des englischen Kolonialamtes haben nicht aufgehört; alle Mißerfolge sind zäh überwunden worden, immer stärker ist die Agitation, das Gefühl des Zusammenhanges, die Betätigung des Zusammenempfindens und Zusammenwirkens geworden; man weiß, was der Burenkrieg, was die Föderation Australiens, was jedes dieser letzten Jahre dafür bedeutet haben. Mit immer unzerreißbareren Ketten umschließen Wirtschaft — Menschen- und Warenaustausch und Kreditsystem —, Sprache und Bildung, Kirche, Verwaltung und Politik, die nationale Gesamtbewegung das Reich. Die Reichsprobleme beherrschen heute die englische innere wie äußere Politik. Der bei weitem erste der englischen Staatsmänner seit Gladstone, Chamberlain, hat sie ganz offiziell in den Mittelpunkt der Kämpfe und Taten gerückt: ein Ringen hat offen begonnen, das von weltgeschichtlichem Inhalte ist, das ungeheure Fragen aufrollt, das auch den Deutschen mit lebhaftem Anteile erfüllt. Ich habe nicht zu erörtern, was wir dabei unwillkürlich wünschen oder empfinden mögen; es versteht sich, daß Chamberlains Sieg für Deutschland, zum mindesten unmittelbar, ein Nachteil sein muß: die deutschen

Sympathien kann er schwerlich besitzen. Aber unsere Wünsche können den Gang dieser Dinge nicht beeinflussen; Deutschland wird die Ergebnisse einfach abzuwarten und ihnen realpolitisch Rechnung zu tragen haben; dem Kampfe Chamberlains selber aber wird kein Mensch von freiem Blick die Großartigkeit und die historische Verständlichkeit absprechen. Wird der Zollverein dieses „Weltvenedigs", von dem Seeley gesprochen hat und dessen Kanäle zwischen seinen einzelnen Häuser= d. h. Ländergruppen freilich die Ozeane sind, wird die Zusammenfassung des Riesenreiches gelingen? Ich erwäge hier kein Für und Wider, so lockend es ist, ich wage keine Prophezeiung; ich lenke zur Beurteilung des Historisch=Gegenwärtigen zurück. Wohl zeigt man uns auch hier in weiter, sei es anziehender oder abstoßender Ferne als Entwicklungsziel das in sich selbst befriedigte Austausch= und Wirtschaftsgebiet dieses alle Zonen durchwaltenden Gebildes; heute mutet Chamberlain aber seinem Volke zunächst einmal Opfer zu. Opfer im Gegensatze zu dem mächtigen und bedrohlichen Aufschwunge fremder Industrien, Opfer im Dienste der eigenen wirtschaftlichen Erhaltung der Massen wie des ganzen Landes — im Vordergrunde aber stehen heute doch die Fragen der nationalen M a ch t : Zusammenschluß der Rasse! Einheit der großen Kultur= und Blutsgemeinschaft! Behauptung der englischen Geschichte innerhalb der weiten Welt! Der leitende Agitator und Staatsmann bietet alle Mittel auf, alle Zahlen, alle wirtschaftlichen Erwägungen; von einem bestimmten wirtschaftlichen Kreise ist er, der Großkaufmann aus Birmingham, der Vertreter der mittelenglischen Industrie, ihrer Unternehmer und ihrer Arbeitermassen, ja selber hergekommen und gehört ihm noch heute zu. Aber seine staatsmännischen Reden haben immer ihren Gipfel und Kern besessen in jenem Tone des nationalen Stolzes an sich. So hat er die Klein=Engländer, the little Englanders, verhöhnt, die zukunftsvolle Jugendlichkeit Australiens, das treue Festhalten Kanadas an der Eigenart des alten englischen Wesens, der Kultur und Verfassung der Vereinigten Staaten gegenüber, gefeiert, die edle Erbschaft gefeiert, die den Briten draußen gemeinsam bleibe mit denen im Heimatland. Er hat seit langen Jahren die Zollvereinspläne, tastend und suchend, vorbereitet, und alle moralischen Kräfte dafür

zu sammeln gestrebt; er hat sich gleich 1895, als er das Kolonialamt übernahm, um es zur Seele des konservativen Regiments zu machen, zu den weitesten Einigungswünschen bekannt, und seine Berufenheit zu seinem neuen Amte mit seinem doppelten Glauben begründet, dem Glauben an das britische Reich und an die britische Rasse. Er hat der politischen Einigkeit, die sich 1896, nach den Reibungen mit Deutschland, kundgab, zugejubelt; er hat den Segen des großen Zusammenhanges gepriesen. Dieses Weltreich kann niemals die Pforten des Krieges ganz schließen; aber Chamberlain ist eben damit ganz einverstanden: ein Hauch von lebendigem Kraftgefühl, von Herrschaftsfreude, von Kampfeslust, ein Hauch staatlicher Energie weht durch das ganze Wesen des alten Genossen von Gladstone und John Bright, des modernen Realisten, der zum Ausdruck und zum handelnden Führer des Gegensatzes gegen jene ältere Geistesart und Staatsansicht geworden ist, die uns Gladstone verkörperte. Aus den Massen, deren Sprecher er ursprünglich gewesen, sind bis jetzt Viele mit ihm gegangen, wenngleich in der Arbeiterschaft die Gegenströmung stark ist; er hat ihnen immer zusichern können, daß seine Reichspolitik vor allem ihnen diene. Diese Massen sind von politischer Schulung näher berührt als die eines anderen Landes. Auf ihre Stellung besonders darf man in dem neubeginnenden Zollfeldzuge gespannt sein. Die politische Aristokratie Englands, innerhalb der verschiedenen Parteien, hat für den Imperialismus — wenn auch nicht für alle Forderungen seines Bannerträgers — ein leidenschaftliches Verständnis bewiesen. Die materiellen Interessen und die Begeisterung sind weithin für ihn mobil geworden. Hinter dem Imperialismus steht eine breite Schar, die durch ganz England, durch alle seine Schichten, alle seine Lande hindurchgeht, man wird doch wohl sagen dürfen: England steht dahinter. Man vermag sich nicht vorzustellen, daß selbst eine Niederlage der neuesten Agitation, wie sie Chamberlain soeben aufgenommen hat, den Imperialismus selber zu Boden werfen könnte. Indessen: ich gerate, unter dem Drucke der wuchtigen Erscheinung, auf den schwankenden Boden urteilender Vermutungen, den ich vermeiden gewollt. Das eine wird man behaupten dürfen: hier in England hat sich die neue Idee am sichtbarsten entwickelt, ihre Eigentüm-

lichkeit, ihren Gegensatz zu einem gleich stark ausgeprägten älteren Wesen, dem liberalen, am bezeichnendsten durchgebildet; und merkwürdig deutlich ist, wie sie hier auf die nationale Vergangenheit, auf jenen Vorgänger des liberalen Zeitalters, den alten Merkantilismus wieder zurückgreift: nicht auf seine Beherrschung abhängiger Kolonien durch ein allmächtiges Mutterland, wohl aber auf seine zusammenschließenden und abschließenden, seine weitausgreifenden, seine staatlich-gewaltigen Tendenzen.

Ich schreite rascher durch die übrigen Nationen mit imperialistischen Zügen hindurch. In Rußland ist, was heute geschieht, eigentlich ganz und gar die ununterbrochene Fortsetzung eines uralten Systems. Man weist gewisse Schwankungen in der russischen Abschließungspolitik nach; die russische Eroberungspolitik aber ist seit Jahrhunderten fast immer vorwärts geschritten. Sie hat ihre Richtungen gewechselt; sie hat sich der Reihe nach mehr gegen Westen, gegen Südwesten, gegen Süden, gegen Südosten, gegen Osten und Nordosten gekehrt, auf Polen, Konstantinopel, den Kaukasus, auf Persien, Afghanistan, auf China zu; es ist bekannt, weshalb und wie stark sie sich in den letzten Zeiten auf das eigentliche Asien, auf den Osten konzentrierte. Deshalb hat sie die anderen Ziele doch niemals einfach aufgegeben; der Drang nach Ostasien, andererseits, ist auch bereits uralt in ihr; und über allem hat seit Jahrhunderten die gleiche, alles leitende staatliche Gewalt geschwebt. Gewiß, die letzten Jahrzehnte und ihre Zollpolitik lassen einen nicht unbedeutenden Einfluß wirtschaftlicher, industrieller Interessenkreise erkennen; geistige Strömungen nationalistischer Art, idealistischer oder realistischer gewendet, haben eingewirkt und sich gelegentlich mit jenen Wirtschaftsinteressen durchdrungen. Auch hier ferne Träume von dem auf sich gestellten Weltwirtschaftsgebiete der Zukunft. Aber die ungeheuere Ausbreitung des russischen Staates, mitsamt der besiedelnden und zivilisierenden Wirkung, die er im Osten übt, ist doch klärlich vor allem eine ganz politische Erscheinung, politische und militärische Kräfte haben sie geleitet und sind ihre wirklichen Urheber gewesen. Dahinter steht der Anteil der Nation, soweit eine solche in Rußland nur irgend besteht; das Ganze erscheint der Betrachtung, die die Zeitalter und die Räume überschaut, wie ein großer, gleich-

mäßig fortschreitender Naturvorgang, und sein Mittelpunkt ist diejenige Gewalt, die alles russische Leben um das Staatsleben herumgebildet hat, das Zarentum. Religion und Kirche, Nationalität, eine Art von grobem Rassenbewußtsein, eine Art von grober Kulturgemeinschaft wirken wohl — trotz der ursprünglichen Zusammengesetztheit des Reichskörpers — mit, ein elementares Gesamtgefühl; der Führer ist doch das Großmachtsgefühl, der uralte staatliche Ehrgeiz und Machttrieb. Und dieser ist über alle die halben liberalen Anwandlungen, die eine Weile lang dem Zarentum anflogen, längst wieder zum unbedingten Herrn geworden. Alle Züge des Imperialismus, Staatsmacht, Ausbreitung, Zusammenschluß, kehren, allerdings in kontinentaler Beschränkung, wieder, er herrscht in Rußland so einseitig wie wohl nirgends sonst. Aber als etwas Neues ist in diesen russischen Imperialismus, der eben immer da war, in unseren Tagen wohl nur eine vermehrte Pflege der Großindustrie und ein vermehrter Anteil an der neuen Weltpolitik hineingetreten.

In ungebrochener Fortsetzung eines Früheren ist auch Nordamerika in den Imperialismus eingelenkt. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist eine Geschichte unabläßiger Ausdehnung. Das Jahrhundert ihres Bestandes ist angefüllt mit Eroberungskämpfen, einigen größeren Stiles, vielen kleineren Stiles; immer aber und immer ist es ein Vordringen gewesen, Berührung, Annexion, Besiedlung und Einfügung neuer Gebiete, neuer Staaten. Alles hat dazu mitgewirkt; lange, in stetem eifersüchtigem Wetteifer, die innere Expansionskraft der nördlichen Staaten und ihrer freien Einwanderung, das extensivere Bedürfnis der Südstaaten nach neuem Boden für Plantagenwirtschaft und Sklavenrecht; in den späteren Zeiten das Interesse des großen Kapitals. Immer aber hat die Gewalt des Staatswesens dahinter gestanden; nur die verhältnismäßige Geringfügigkeit der Gegner, denen man gegenüberstand, hat Amerika erlaubt, sein Heer klein zu halten und das Bewußtsein wie den Anschein militärisch-staatlicher Aktivität zu vermeiden. Die Union erschien friedlich, voll demokratisch-bürgerlicher Arbeit, voll demokratisch-liberaler Freiheitsideale, den alten Staaten Europas innerlichst entgegengesetzt. Seinem Ehrgeiz aber hat bereits das frühere Amerika gelegent-

lich gehorcht, auch über die Grenzen des eigenen großen Kontinents hinaus, nur daß die älteren panamerikanischen Bestrebungen scheiterten. Und starken staatlichen Ehrgeiz hat dann das neue Amerika in gewaltigem Maßstabe ganz bewußt und grundsätzlich entwickelt. Die Geschichte dieses Überganges aus der kontinentalen Zeit der Vereinigten Staaten in ihre weltpolitisch-imperialistische ist meines Wissens, wenigstens für die europäischen Völker, noch nicht geschrieben worden. Es wird interessant sein, auch hier die älteren, geistigen, politischen Wurzeln des Vorganges aufzudecken; daß dann die hochgespannte Schutzzollpolitik der 90er Jahre den unmittelbaren Eintritt in das kriegerische Vordringen in die Welt hinaus (im spanischen Kriege von 1898) vermittelt hat, ist wohlbekannt. Und ebenso der Gang: eine derb leidenschaftliche, wirtschaftliche aber auch geistige Ausbildung des Nationalismus, ein immer festerer Abschluß nach außen hin, dann das Hinüberschreiten über die Grenze, die Wahrung des nationalen Handels- und Machtinteresses nicht nur im amerikanischen Mittelmeere und angesichts des Isthmuskanals, sondern alsbald auch draußen im Stillen Ozean, in Ostasien, und demnächst — morgen! — überall auf dem Erdenrund; die Monroedoktrin imperialistisch fortgebildet, eine Waffe gegen jeden Dritten, niemals ein Hemmschuh, eine Beschränkung für die Vereinigten Staaten selbst. Das Ergebnis des Herganges war jener Schritt, der die Welt in Erstaunen setzte, der anscheinend plötzliche Einzug der Union in den Kreis der unmittelbar entscheidenden, überall einwirkenden Weltmächte; ein gewaltiges Ergebnis gewiß, aber keineswegs ein Sprung. Die Entwicklung ist durchaus widerspruchsfrei. Dabei ist der Einfluß des Wirtschaftlichen in dieser Entwicklung ja mit Händen zu greifen. Aber auch die politische Gesinnung, die Gesinnung der weiten Massen des Amerikanertums muß sich fortgebildet haben: auch hier die innerliche Ablösung von dem, was an liberalen Elementen früher wirklich lebendig gewesen war. Man höre nur den staatsmännischen Wortführer des Neuen, den Mann, der doch wohl den gegenwärtigen Zug in der Nation als Ganzem zwar am vornehmsten, aber auch bezeichnend und maßgebend in sich verkörpert. Aus Theodor Roosevelts Munde klingt eine Sprache von politischem Stolze und politischer Wucht, von Kraftgefühl und Macht-

streben, die an die Äußerungen Chamberlains gemahnt und sie durch den rein politischen Hall wohl noch übertönt: eine Verwerfung alles landschaftlichen und nationalen Sonderwesens innerhalb der Union, ein Aufruf zum nationalen Gemeingefühle, zur nationalen Eigenart und ihrer selbstbewußten Pflege, zur Durchsetzung der eigenen Nation in der Welt. Roosevelt ist Imperialist in jedem Sinne, auch und zumal in dem Sinne einer freudigen Aufnahme weltweiter Aussichten und Schwierigkeiten; er spricht über den Fluch des faulen Friedens und über die sittliche Macht des Kriegs, über die Notwendigkeit von Heer und Flotte und starker Politik, über den Segen der Kraft und des Kampfes, auch des staatlichen, auch des auswärtigen, mit Worten wie Heinrich von Treitschke. Es mag sein, daß nur allzu Wenige unter den amerikanischen Berufspolitikern den hohen seelischen Flug dieses einen besitzen; aber sollte das Empfinden der Nation nicht wirklich nach dem seinigen bemessen werden dürfen?

Neben den drei Riesenreichen haben, unter den alten Völkern des kontinentalen Europas, Frankreich und Deutschland an der neuen Entwicklung teilgenommen. Frankreich war nach Napoleons I. großartigem Anlaufe aus der Kolonialpolitik seiner langen Vorgeschichte ausgeschieden. Verloren aber hat es den Drang nach starker Außenwirkung nie; bereits 1830 hat noch das Bourbonen-Königtum ihm Algier zu erobern begonnen und Ludwig Philipp hat das Werk weiter geführt; in Napoleon III. ist neben dem cäsaristischen auch ein imperialistischer Zug, bis zu der Phantastik des mexikanischen Abenteuers; die dritte Republik hat seit Jahrzehnten im Mittelmeere, in Afrika, in Ostasien gekriegt und erworben, erworben im großen Stile. Der letzte Antrieb war auch hier der der Macht; das industrielle Ausdehnungsbedürfnis, gar nicht zu sprechen von dem eigentlich siedlerisch-kolonisatorischen, steht doch hinter dem politischen zurück: die Vergangenheit Frankreichs wirkt in diesen staatlichen Eroberungen lebendig nach. Auch wer die Behauptung von dem inneren Verdorren der französischen Lebenskraft mit einiger Vorsicht aufnimmt, wird doch wohl in Frankreichs Weltpolitik auswärtige Politik im eigentlichen Sinne erblicken müssen; und er findet auch in Frankreich

eine Fortsetzung, eine zuletzt gesteigerte, aber doch jederzeit eine kontinuierliche Fortsetzung älterer Übung.

Und unser Vaterland? Ist nicht auch Deutschland in einem ganz langsamen Fortschreiten, ohne Sprung und Willkür in die vielberufene neue „Weltpolitik" hinübergetreten? Ich habe diese Entwicklung am wenigsten zu erzählen; ich erinnere nur an die alten Stufen wirtschaftlicher und politischer Ausdehnung in unserer Geschichte: an das Wachsen und Zusammenwachsen des preußischen Staates durch die Macht- und Wirtschaftspolitik der Hohenzollern, an die Herausbildung seiner Staatseinheit, an den Anschluß des Zollvereins um den preußischen Kern herum, an die Dehnung der preußischen Machtkreise im Deutschland des 19. Jahrhunderts, bis dann der Norddeutsche Bund, bis unser Reich erstand, an das Wachstum der wirtschaftlichen Kräfte in Zollverein und Reich, an die Herausbildung einer Großindustrie und ihrer Folgeerscheinungen, an das Anschwellen unserer Bevölkerung, den Abschluß des deutschen Wirtschaftsgebietes durch Bismarcks spätere Zollpolitik, die Erweiterung der deutschen industriellen Produktion und Ausfuhr und unseres Handels. Die sachliche Entwicklung selber hat noch den ersten Kanzler über die Grenzen der kontinentalen Politik hinausgeführt. Wie er Deutschland vorsichtig in den Kreis der internationalen Machtfragen draußen, in die Verfügung über Ägypten hineingeleitet hatte, so ist er bekanntlich dem wirtschaftlichen Anstoße folgend zum staatsmännischen Begründer unserer Kolonialpolitik geworden, ohne rasche Begeisterung, maßvoll und ruhig, erst schrittweise vorwärtsgehend — aber den eigentlich entscheidenden Schritt hatte doch bereits er getan: in derjenigen Entwicklung, aus der der maßgebende, englische Imperialismus der letzten Zeit sich ergab, spielt Fürst Bismarck dank seiner Afrikapolitik eine sehr bedeutende Rolle; und den deutschen Verkehr in den Fernen zu stützen und zu schützen hat ebenfalls er, der Begründer der Dampfer-Subventionen, der stolze Vertreter des Deutschtums gegen jede Vergewaltigung, zum Mindesten das Erste und Bahnbrechende vollbracht. Seitdem hat Deutschlands Export sich gewaltig erhöht; die Wichtigkeit jedes auswärtigen Marktes ist gestiegen; die Wichtigkeit der internationalen Politik des größten

Stiles, der Weltpolitik, ist unendlich gestiegen; Deutschland hat sich daran beteiligt, es sucht inmitten dieser neuen Verhältnisse seine Stelle, England, Nordamerika sind ihm bedeutsamer geworden als einst. Die Ausländer rechnen uns vor, daß unser Reich planmäßiger als irgend ein anderes, mit Kolonialerwerb, mit der Ausdehnung seines wirtschaftlichen Einflusses, mit Dampferlinien, Bahnbauten, Kapitalanlagen, mit weltlichen und geistlichen Vertretungen, mit Anknüpfung oder festerer Anziehung innerlicher verwandtschaftlicher Bande, mit Handelsschutz und Waffenschutz und gewaltsamer Annexion, mit allen Mitteln des neuen Systems, in die Welt hineingreife; sie geben uns, den Spätgekommenen, gern die Schuld, daß unser Eintritt in den Kreis der Wettbewerbenden den schönen Frieden, das Gleichgewicht der alten Zustände gestört habe. Die Vorwürfe können wir tragen; im übrigen: meine Aufgabe ist es nicht, Tagespolitik oder -polemik zu treiben. Wir haben uns vielleicht einige Jahre hindurch, in den Zeiten sichtbarsten Aufschwunges und im inneren Meinungskampfe, zu lebhaft unseres Fortschrittes gefreut und gerühmt; die letzten Jahre haben uns skeptischer gemacht. Aber daß unsere Weltpolitik als Ganzes unvermeidlich ist, daß in dem großen Wetteifer und Zusammenwirken der Weltvölker Deutschland nicht abseits stehen kann und darf, darüber scheint mir — und doch wohl uns allen — auch heute jeder Streit unter Unbefangenen unmöglich. Wir glauben an die Zukunft auch unserer Kolonien, an die Notwendigkeit unserer ostasiatischen Stellung, an die Notwendigkeit, allen den großen Wendungen, die die Zukunft irgendwo bringen kann und die uns jederzeit irgendwie mittreffen müßten, in Bereitschaft gegenüberzutreten; wir glauben, daß sonst Entscheidung und Gewinn in weltumfassenden Fragen wieder einmal ohne uns und gegen uns bestimmt werden würden. Wir stehen in einer Weltentwicklung, die Mancher beklagt, die wir aber hinnehmen müssen und in die wir eingreifen müssen, wenn sie uns nicht völlig zermalmen, aus der Reihe der lebendigen Völker verstoßen soll. Das alles habe ich an dieser Stelle nicht näher zu erörtern. Wir stehen, das ist die Tatsache, inmitten imperialistischer Bewegungen; auch uns ziehen sie in sich hinein; das was ich, nach dem Gange dieses Überblickes, zu fragen habe, ist auch für Deutsch-

land: ist dieses Neueste, das wir erleben und tun, eben wirklich so ganz neuartig? Ist ein neues Ziel damit gesteckt, ein neuer Geist damit eingezogen? Ich habe es geleugnet. Der Gesichtskreis, der Lebenskreis unseres Volkes wie aller der andern hat sich erweitert; so auch der Wirkungskreis unserer Politik. Ist sie einseitige Weltpolitik geworden? Gewiß nicht! Nach wie vor liegt ihr Schwerpunkt wie der Schwerpunkt unserer Rüstung und unseres Daseins auf dem europäischen Festlande und seinen Randmeeren. Das Temperament unserer obersten Leitung, die Form des Auftretens, möglicherweise auch das Verfahren, soweit wir es in den Einzelheiten, den Äußerlichkeiten, die allein wir ja sehen, zu erblicken meinen; und darüber hinaus die Intensität unserer Weltrüstung, unserer Flottenrüstung: das alles hat, wie wir alle wissen, von Bismarck zu Wilhelm II. gewechselt; an einen Sprung der innerlichen Entwicklung unserer Politik aber möchte ich nicht glauben. Schrittweise, ganz kontinuierlich, ist auch Deutschland in seine gegenwärtige Weltstellung hineingekommen, es zieht heute — mit starkem Bewußtsein und starker Initiative — die Konsequenzen von Weiterbildungen der Weltlage und seiner eigenen Lage, denen auch ein persönlich anderes Regiment nicht hätte fremd bleiben dürfen. Und insofern Deutschland imperialistisch geworden ist, hat auch Deutschland und gerade Deutschland die Linien seiner geistig-politischen Entwicklung während der letzten Menschenalter einfach fortgesetzt: es ist seiner staatlichen Eigenart einfach treu geblieben.

Denn das war ja das Ergebnis dieser Umschau überall: der Imperialismus unserer Gegenwart ist alt und neu zugleich. Neu, indem er zur Entfaltung seiner gegenwärtigen Art allerdings des Aufeinandertreffens der rivalisierenden Völker bedurfte, wie es erst seit 20 Jahren wieder die Welt unmittelbar beherrscht. Erst seitdem sind alle diese internationalen Verhältnisse so gewaltig gestiegen an Größe der Zahlen, der Interessen, der Gegensätze, an intensiver Wucht und innerer Feindseligkeit der Berührungen; erst seitdem ist England wieder in den unmittelbaren Kampf eingetreten; erst seitdem ist die Epoche des Liberalismus der des vollen Imperialismus, wie wir das Wort heute verstehen, gewichen. Aber freilich, ganz unmittelbar und bruchlos, so sahen wir, ging dieser

neue Zustand aus einem alten hervor. Die Reibung der jüngsten Zeit ist dadurch herbeigeführt worden, daß eine Anzahl von Völkern, wie England bereits zuvor, ihr altes Gebiet ausgefüllt hatten; indem sie nun weitergriffen, riefen sie den scharfen Kampf und die große Einheit der Gegenwart hervor. Aber sie setzten damit, jedes von ihnen, nur die bisherige nationale Entwicklung in weiteren Lebenskreisen fort. Die Nationen sind einfach über die Ränder ihrer heimatlichen Formen übergeströmt in die Welt hinein: auch ihre imperialen Bestrebungen kommen von der alten, durchaus nationalen Grundlage her. Das eben unterscheidet diesen Imperialismus von dem universalen Napoleons I.; das nähert ihn, den Tatsachen nach, eher noch den wesentlich national geformten, merkantilistischen Reichen des 17. und 18. Jahrhunderts mit ihrer Expansionspolitik; das kettet ihn, weit dichter, in jeder Beziehung unmittelbar an die Lebensbewegung des 19. Jahrhunderts an, des Jahrhunderts der nationalen Idee. Die heutigen Nationen wollen auch in ihrer Weltpolitik sich, ihre Eigenart, ihren Fortbestand in drohender Zukunft, den Fortbestand ihrer Macht, aber zugleich ihrer Rasse, ihrer Kultur verteidigen und sichern; sie möchten alle Außenglieder desselben nationalen Ursprungs an das Hauptland und seine Nationalität anschließen und sie so vor der Wesensentfremdung, sich vor ihrem Verluste bewahren; sie halten das höchste Ideal der Völkergeschichte des letzten Jahrhunderts weiterbildend fest, sie dehnen es noch aus, sie verschärfen es noch. In den politisch reifsten und glücklichst gestellten Nationen steht eben deshalb der Imperialismus mit dem Wollen und Fühlen breiter Volksmassen im innigsten Bunde: sie fühlen durch ihn die äußerlichen und innerlichen Bedingungen ihres Daseins und ihrer Nation geschirmt.

Und ebenso kontinuierlich ist, das sahen wir selbst bei England und dann stets von neuem, die Entwicklung der modernen imperialistischen Idee mit der Entwicklung der modernen politischen Gesinnungen überall verknüpft. Die Möglichkeiten unmittelbarer imperialistischer Betätigung sind bei den verschiedenen Völkern, je nach ihrer Weltlage, verschieden: wie viel enger sind sie, mindestens nach aller menschlicher Voraussicht für das so spät herausgetretene Deutschland gesteckt als für die slawische und für die

angelsächsischen Großmächte! Aber gemeinsam ist ihnen allen die Art des gegenwärtigen politischen Empfindens, der Stellung zum Staate, von der ich ausgegangen bin. Überall, ich brauche es nicht näher zu wiederholen, die gleiche Ablösung des älteren Liberalismus: er hat, das ist gewiß, alles Leben der modernen Völker im 19. Jahrhundert tief durchtränkt und es hundertfältig befruchtet und verändert: er wirkt überall und unvergeßlich, ich glaube, sicherlich unausrottbar nach: aber mit seinem eigensten staatlichen Prinzipe ist er jetzt überall tief in den Schatten geraten. Der Gedanke der gesteigerten Staatsgewalt, der Gedanke der Macht hat ihn verdrängt. Und es ist dieser Gedanke, der überall die leitenden Männer kräftig erfüllt und entscheidend beherrscht: diesen selben Antrieb haben wir, ganz abgesehen von Rußland, wo er nie verschwunden war, bei Roosevelt und bei Chamberlain angetroffen, und kennen ihn bei Bismarck und Kaiser Wilhelm II. Gerade in dieser Hinsicht schließt sich die „imperialistische Idee" unserer Tage unzweifelhaft dicht an die großen Träger des staatlichen Realismus in unserer neueren deutschen Vergangenheit an. Man wird es sagen dürfen, und, wenn ich nicht irre, so hat er selber es gern bekannt: was Joseph Chamberlain, im Gegensatze zur voraufgegangenen Generation, seinem Lande handelnd erstrebt und persönlich verkörpert, das ist — von dem Eigensten der beiden Männer freilich abzusehen! — der Sache nach ganz einfach die Übertragung Bismarckischen staatlichen Prinzips, Bismarckischer Ziele und Bismarckischen Verfahrens auf England; das ist dieselbe Ersetzung der liberalen Staatsansicht und Doktrin eben durch Macht und Staatsgewalt, wie sie ein Menschenalter zuvor die altpreußischen Staatsmänner, die Genossen von Wilhelms I. Kreise, für Preußen-Deutschland durchgerungen haben. Und so betrachtet, fügt sich, bei aller Abweichung wiederum des Persönlichsten, auch Kaiser Wilhelm II. unter unserem Gesichtspunkte genau der Kette an, deren letztes Glied vor ihm — nach dem großen Kurfürsten und dem großen Könige, neben seinem Kaiser und Roon — der große Kanzler war. Das Neue ist, dieser politischen Gesinnung nach, gerade in Deutschland die unablösbare, unmittelbare Weiterbildung des Alten gewesen.

Ich weiß wohl, welche inneren Kräfte gegen dieses Neue im

Felde stehen. Die Berechtigung der Machtpolitik wird in breiten Parteien bestritten. Die Idee des Sozialismus wirft sich, hierin einmal die Nachfolgerin der alten liberalen, der des nationalen Imperialismus in den Weg; nicht Jeder weiß auf dem Instrumente des allgemeinen Stimmrechtes zu spielen, wie Bismarck es schließlich doch immer wieder vermocht hat und wie es Chamberlain vielleicht vermögen wird. Der Gedanke einer großen und weitausschauenden Machtpolitik, mag sie im Grunde noch so deutlich noch so demokratischen Interessen dienen, er wird seinen Eingang zunächst immer leichter bei den aristokratisch-monarchischen Politikern eines noch nicht durcherzogenen Volkes finden als bei seinen Massen. Auch diese inneren Kämpfe wird erst eine weite Zukunft entscheiden. Vorerst steht dem Ideale ewigen Friedens, von dem uns unser Feldherr gesagt hat, daß er ihm ein Traum erschien und nicht einmal ein schöner, die gesteigerte Wirklichkeit schneidender Völkergegensätze gegenüber: wir sehen nicht ab, wie auch das demokratischeste Regiment einer vielerstrebten Zukunft sie anders überwinden und seine einfachste staatliche und soziale Pflicht anders erfüllen könnte als durch Kampfbereitschaft und, schließlich einmal, durch Kampf; und wenigstens die Erfahrung aller Vergangenheit wird uns wiederholen, daß in der Welt, wie sie bis heute war, der Völkerkampf das Leben und die Energie bedeutet hat. In unserem deutschen Staatswesen, wie es, an das altpreußische angereiht, seit reichlich zwei Jahrhunderten emporgestiegen ist, hat dieser Kampf sich immer als den großen Schöpfer auch innerlicher Neubildung in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft, in aller Kultur erwiesen. Auch von dem Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmfahne der innere Segen für unsere Welt und für unser Volk sich hefte.

Das deutsch-österreichische Bündnis

Eine historische Betrachtung zu seinem 30. Gedenktage

Geschrieben Herbst 1909, im Jahre der bosnischen Krise

Ein Jahr, das auf einen guten Namen hält, hat sich in unserem geschichts- und feierbedürftigen Zeitalter vor allem als Jubiläumsjahr auszuweisen. Dem Jahre 1909 ist es damit ernst gewesen. All seine anderen Feste in Ehren: es sind rauschende und volkstümliche genug dabei gewesen oder stehen in Aussicht; echte Mühe aber hat es sich, von allem Anfange an, vor allen anderen Erinnerungen doch mit der so prosaisch aussehenden des Bündnisses von 1879 gegeben. Eine große Staatsaktion — im wörtlichen Wortsinn! — hat gleich eingangs alle Welt mit eherner Faust darauf hingestoßen; und wenn man nicht eben laute Feste dafür gefeiert hat, gedacht hat man seiner immer wieder von neuem, bei jedem fürstlichen, jedem staatsmännischen Besuche. Zuletzt hat die Kette von einzelnen Gedenktagen Wochen hindurch darauf hingewiesen: im August 1879 hatten Bismarck und Andrassy zu Gastein, im September zu Wien miteinander verhandelt, am 24. September zu Schönbrunn den Entwurf des Vertrages unterzeichnet; am 7. Oktober vollzogen die Diplomaten, am 15. die beiden Herrscher das fertige Aktenstück. Das bedeutet auf den Tag genau zwei Monate harter Arbeit, von jenem unfreundlichen Briefe des Zaren an, der Bismarck den entscheidenden Anstoß gegeben hatte. Heute sind selbst die Skeptiker beinahe erstaunt, daß eine so selbstverständliche Sache so viel Anstrengung gekostet haben solle.

Denn ziemlich selbstverständlich ist, nach so manchen Zweifeln, doch auch ihnen heute dieses Bündnis geworden. So deutlich weist ihre Lage in Mitteleuropa die beiden Mächte, die Erben des alten Deutschen Reiches, aufeinander an: diese unbequeme Lage gerade in der Mitte unserer großen Staaten, die für die beiden der Fluch ihrer Geschichte gewesen ist und die doch einigermaßen in einen Vorzug umschlagen kann, wenn sie durch zwei so starke Gewalten einheitlich ausgefüllt wird, wie es heute diese zwei Verbündeten sind. Und ebenso deutlich redet die Geschichte: denn dieser Zusammenhang ist uralt. Wir wissen alle, wie locker er in früheren Jahrhunderten war, und sind uns doch längst bewußt geworden, auch wir im Norden, daß wir früher dem alten Reiche nicht gerecht zu werden pflegten. Wir können heute nicht mehr

verkennen, wieviel dieser Zusammenhalt den Völkern bedeutet hat, die es mit seinen weiten Maschen umzog. Wieviel hat das alte Deutschland ihm an Deckung doch immer zu danken gehabt — man vergleicht das Unheil, dem seine völlige Zerrissenheit damals das benachbarte Italien schutzlos auslieferte, und ermißt, was noch die morsch gewordenen Mauern des alten Reiches für das deutsche und das deutschslavische Zentraleuropa leisteten. Der beherrschende Turm dieses Walles war Österreich; daß es Unendliches getan hat, um auch das engere Deutschland gegen Ost und West zu schützen, seinen vollen Auseinanderfall, seine immer stärkere Beraubung zu verhindern, das übersieht heute kein Historiker mehr. Es hat in dieser Arbeit, immer höher und immer wichtiger, das aufsteigende Brandenburg-Preußen an seiner Seite gehabt, vom siebzehnten Jahrhundert an; die beiden werdenden Nebenbuhler hielten, dem Ergebnisse nach, doch gemeinsam die Grenzwacht, sei es gegen Franzosen, Schweden, Polen, Türken, jeder an seinem Platz, nach seinen Staatsbedürfnissen, beide aber in Ost und West zugleich; immer wieder, im siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten Jahrhundert führte ihr Interesse sie gebieterisch zusammen. Immer wieder ja freilich auch aus- und gegeneinander: das große Spiel der „großen Mächte", das die Politiker und Historiker des absolutistischen Zeitalters, der „Kabinettspolitik", so gut kannten und würdigten, und das in vertiefter Auffassung Ranke dem neuen Jahrhundert übermittelt hat, die Entwicklung der beiden großen Individualitäten eines österreichischen und eines preußischen selbständigen Großstaates machte sie zu Freunden, die nicht ohne einander auskamen in Europa, und zu Feinden, die sich in Deutschland stießen, um Deutschland miteinander rangen. Neben dem schirmenden Segen der weiten Ausdehnung stand für das alte Reich dieser Fluch der notwendigen Nebenbuhlerschaft des alten und des neuen Machtstaates, die diese Ausdehnung umschloß, das unumgehbare Problem der engeren deutschen Staatsbildung. Wir können es heute nicht gut anders denken, als daß dieser Fluch gebrochen, dieses Problem gelöst werden mußte durch Auseinandersetzung der beiden Großen, wir erklären von historischer Höhe herab die Notwendigkeit dieses Kampfes, der so schmerzensreich war, sehen sie früh aufsteigen und immer gewaltiger wirken, erblicken

schon über den Zeiten des alten Reiches, des deutschen Bundes das Schicksalszeichen, das die Hinsterbenden verurteilte, einem neuen, getrennten Leben zu weichen. Die Notwendigkeit dieser Trennung ist ja früh gedacht worden; sie ist im letzten Jahrhundert stets von neuem ausgesprochen worden: Österreichs Entwicklung nach Osten hin bereitete ihr die Bahn; das Jahr 1848 hat sie in schwerem Seelenkampfe erkannt und anerkannt: wirklich zu Ende gedacht, mit allen den Mitteln, die sie nötig machte, auch mit all den Mitteln der Gewalt, die der historische Gegensatz erzwingt, wirklich zu Ende gewollt, und handelnd und wagend zum Ende geleitet hat sie doch erst die Einzelpersönlichkeit. Wir mögen den Bruch noch so unvermeidlich finden: als Bismarck ihn vollzog, hat er dennoch keineswegs nur vollzogen, was etwa alle oder was auch nur die Klügsten und Schärfsten gewollt hätten. Und in seiner eigenen Seele rang ja noch viele Jahre lang, von 1848 an, das Alte mit dem Neuen; bis an die Schwelle der Entscheidung von 1866, ja bis tief in die Entscheidung hinein hielt er selber, wenngleich er wohl längst die Trennung und den Krieg für das Beste ansah und eigentlich erstrebte, noch immer die Möglichkeit einer Teilung der Vormacht zwischen Preußen und Österreich, die Möglichkeit eines Zusammenbleibens und Zusammengehens der beiden „deutschen Mächte" gegenüber allen Dritten in Europa als Möglichkeit, als Ausweg oder Hilfe zum mindesten, offen. Nie aber, keinen Augenblick lang hat er die Wucht der Überlieferungen und zumal der geographischen Lage, die Gemeinsamkeit der wichtigsten Lebensfragen vergessen, die den beiden Feinden, die zu Feinden auf dem Schlachtfelde erst er von neuem gemacht hatte, gebot, sich wieder zu finden: nun vollends, da sie es konnten, ohne den inneren Stachel ihrer unausgetragenen deutschen Gegnerschaft. Den Krieg hatte er erzwungen — als das lebendige Organ des preußischen Staatswillens, aber durch Zwang und er allein; seit der ersten Stunde des Sieges hat er ohne Wanken die Versöhnung gewünscht und sich zum Organ jener allgemeinen und säkularen Notwendigkeiten gemacht, die, in beider Staaten Sinne, die Versöhnung und die Einigkeit forderten und denen gerade seine eiserne Hand das störende Hemmnis gewaltsam aus dem Wege geräumt hatte.

Die Vorgeschichte des 1879er Bündnisses ist also lange Jahrhunderte alt; ihr unmittelbares Wiedereinsetzen aber beginnt am 3. Juli 1866. Begreiflich genug der Widerstand, den die Wiederannäherung nun gerade in dem tiefverwundeten Österreich fand; man weiß von dem vergeblichen Anklopfen zwischen den beiden Kriegen, von den Abneigungen, die 1870 spielten und ihr Spiel verloren, von dem Umschwunge seit 1871, der Wiederherstellung des alten Verhältnisses der drei Ostmächte, von dem Zusammenarbeiten auf dem Berliner Kongreß, der Gemeinsamkeit der Bedrohung durch Rußland. Der Abschluß des Bundes im Herbste 1879 ist dann doch plötzlich gekommen, trotz aller stetigen, anscheinend so logisch weiterführenden Vorbereitung. Noch übersehen wir wohl nicht, wie viel Vorarbeit geleistet worden ist. Es wird einmal darzustellen sein, wie viel das politische Denken in Publizistik und Parteileben, wie viel Gefühl und Wunsch, wie viel die vorbauende Diplomatie hier und dort für diese Wiedervereinigung getan hatten, ehe sie zur Tat wurde. Die Tat selber aber sprang wieder blitzartig aus aller Vorbereitung heraus und war wieder so ganz eigen, schließlich doch auch so ganz überraschend, wie einst die Tat von 1866. Auf jenen Zarenbrief vom 15. August 1879 folgt unmittelbar, Schlag auf Schlag, Bismarcks Entschluß, sein Griff nach Österreichs Hand, sein Vorschlag, sein Durchkämpfen dieses Neuen. Denn neu war es doch auch für ihn: gewünscht hatte er die Versöhnung mit Österreich, aber die Einigkeit mit Österreich und Rußland zugleich; mit Österreich allein gegen Rußland — das war mehr. Seine „Gedanken und Erinnerungen" haben verhältnismäßig eingehend dargelegt, wie auch dieses schärfere Neue sich in ihm selber vorbereitet hatte, wie die russische Diplomatie, lockend oder drohend, ihm seit 1876, wenn er sein Land vor Isolierung bewahren wollte, die Wahl zwischen Petersburg und Wien als kommende Notwendigkeit vor das Auge hielt. Er hatte Zeit gehabt, nach seiner Art, diese Wahl, diese Eventualität erschöpfend in sich durchzudenken, und warf nun, da die Stunde kam, nach seiner Art, mit plötzlich aber völlig gereiftem Entschlusse, mit Einem gewaltigen Rucke das Steuer herum, in eine Richtung, deren Gefahren er gern vermieden hätte, die er nun aber einschlug, da er mußte; er schlug sie ein mit stolzer Initiative, und

die neue Wendung wurde eben doch wieder vor allem Seine Tat. Wie wenig selbstverständlich sie auch jetzt noch war, das zeigen die Kämpfe dieser Monate von 1879, deren man jetzt so oft wieder gedacht hat: persönlich vollzog sich alles, so persönlich und so dramatisch, wie es Bismarcks Eigenart und sein Schicksal allezeit wollten. Wir wissen einiges von den Nöten, die sein ausgezeichneter Mit- und Gegenspieler Julius Andrassy durchmachte, indem er, der Vertreter der ungarischen Nation und des österreichisch-ungarischen Gesamtstaates, dem gewaltigen Partner gegenüber die Unabhängigkeit seines Staates verteidigen zu müssen glaubte; Bismarck hat weder die Aufnahme des Bundesverhältnisses in das Verfassungsrecht der beiden Mächte, wie er sie zu mehrerer Sicherung des Werkes zeitweilig plante, noch seine Erstreckung auf sämtliche Gegnerschaften, auf Schutz und Trutz zugleich von ihm erreicht, und Andrassys Erzählungen, so wie sie uns übermittelt worden sind, lassen die heiße Glut der Stunde, die dämonische Wucht seines riesenhaften Unterredners charakteristisch hindurchleuchten. Bekannter noch und wohl schwerer waren die Nöte, die Bismarck daheim zu bestehen hatte: sein achtzigjähriger Kaiser machte ihm die Durchsetzung des Notwendigen, die Überwindung seiner dynastisch-ritterlichen Sympathien für Alexander von Rußland, die Eroberung seiner langsam festen Art für das unerwartete Neue bitter schwer. Erst der schärfste Druck hat ihm das Ja abgewonnen, das Kaiser Franz Josef so viel leichter sprach, und das, nach der Absicht seines großen Kanzlers, auch für Wilhelm I. keineswegs, wie er befürchtet hatte, den Bruch und Krieg mit Rußland, sondern nur die Herstellung des Gleichgewichtes, die Sicherung des Friedens, die Möglichkeit einer späteren Wiederfindung Rußlands bedeuten sollte und bedeutet hat — freilich auf dauernd veränderter Basis. Alle übrigen Gewalten in Deutschland standen diesmal hinter Bismarck; den beiden Völkern war der neue Bund sofort eine Tatsache und bald eine Selbstverständlichkeit. In Deutschland waren der Süden und die Mittelstaaten der Freundschaft mit Österreich von vornherein geneigt durch Überlieferung, Eigenart und Interesse; aber auch dem Norden und Osten, auch dem alten Preußen war die Wendung mit einem Schlage begreiflich und überzeugend. Die Zeitgenossen von 1879

erfuhren hauptsächlich von dieser Zustimmung und hörten den Jubel, der den deutschen Kanzler in den Städten Österreichs umbrauste; heute fühlen wir neben der Freude und dem Glanze des Tages die ganze Tiefe der Erschütterung mit, den dieser Wechsel für die, die ihn zu vollziehen hatten und verantworten mußten, mit sich brachte: die untrennbare Begleiterscheinung alles wahrhaft Großen in der Geschichte. Daß hier etwas Bedeutsames geschah, daß eine Epoche schloß und begann, empfand man wohl gleich und hat es später, als der Überblick freier wurde, mit historischer Sicherheit festgestellt. Die beiden altbefreundeten Mächte, die jener alte Gegensatz auseinandergerissen hatte, waren wieder beisammen, der Prozeß ihrer Trennung erst jetzt politisch überwunden; für sie beide kündigte sich eben damals zugleich innerpolitisch ein neuer Abschnitt an, für die Machtverteilung in Europa aber war unverkennbar eine neue Grundlage gelegt worden.

Das Werk von 1879 ist weitergewachsen: nicht bloß durch den Anschluß Italiens, das den mitteleuropäischen Charakter des „Dreibundes" erst vollendete, sondern auch innerhalb des ursprünglichen Zweibundes selbst. Sicher ist, daß es den Frieden seither entscheidend beschirmt hat und daß es insofern auch für das innerliche Leben unsrer Völker segensreich gewesen ist. War es das, für dieses innerliche Leben, auch sonst? Ich weiß wohl, daß mancher Deutschösterreicher dies, unter dem Gesichtspunkte seines Stammes, bestritten hat: gerade der Bund mit Deutschland habe die Deckung zerstört, die den Deutschen Österreichs vorher durch die ängstlichere Rücksichtnahme der österreichischen Regierung auf das noch nicht verbündete, noch frei zwischen Rußland und Österreich stehende Deutsche Reich gewährt worden sei; sie hätten, wie 1866 für die reichsdeutsche Einigung, so zum zweitenmal 1879 für den Zweibund die Kosten zu tragen gehabt. Ich lehne es ab, in diesem Zusammenhange diesen schweren und weiten Fragen nachzugehen. Die übergroße Mehrzahl der Deutschösterreicher hat unzweifelhaft an dem Bündnisse vom ersten Tage an Freude gehabt, es stets festgehalten, es, so oft innerhalb der Monarchie von den Stammesgegnern ein Schlag dagegen geführt worden ist, ohne Wanken verteidigt. Hier sei vornehmlich von den Wirkungen nach außen hin die Rede.

Die alte Machtgruppe war seit 1879 wieder hergestellt; anders als einst, nicht gebunden durch einen übergeordneten staatlichen Zusammenhang, der nur störend gewesen war, jedes Glied frei und unabhängig, soweit die Bedürfnisse des Bündnisses das überhaupt nur erlaubten; beide Teile haben diese Freiheit, zu verschiedenen Zeiten, unmißverständlich wahrgenommen. Um so sicherer hat ihr Bund die scharfen, kriegsdrohenden europäischen Krisen von 1887 bezwungen. Macht neben Macht: so hat Fürst Bismarck ihr Verhältnis stets angesehen; er behielt sich die eigene Bewegung vor, er war wohl nicht zu jeder Zeit mit der seines Bundesgenossen völlig einverstanden — geopfert hat er sein Werk niemals. Er hat es, unter bestimmten persönlichen Eindrücken und Lagen, nach 1890 in seinen Denkwürdigkeiten kritisch besprochen, die Gefahren, die ihm aus Österreich selber möglicherweise erwachsen könnten, analysiert. Das Werk hat sich in all den Jahren seitdem stärker erwiesen als diese Gegenkräfte, die sein Begründer fürchtete. Es hat die beiden Verbündeten gehoben und gedeckt und sich über alle Anzweifelungen hinweg behauptet; es hat im Winter 1908—09, in der Orientkrise, die heute noch in uns allen nachhallt, in dem gemeinsamen, glanzvollen Erfolge, der deren Ergebnis war, Österreichs Balkan- und Weltstellung bedeutsam befestigt und gleichzeitig der Koalition, die Deutschland zu umstricken trachtete, ihre inneren Widersprüche und ihre äußere Unkraft überwältigend lehrreich, unangenehm blendend vor das Auge gerückt.

Gewiß, dies Werk preist seinen großen Schöpfer am lautesten, indem es ihn zeitlich überdauert hat, indem es vielleicht auch über die engeren Grenzen hinausgewachsen ist, die Bismarcks Wille ihm manchmal, nicht anfangs, aber im Laufe der Jahre, hat setzen wollen. Es hat nicht nur nach Osten und nach Südosten hin das Schwergewicht unserer Reiche — beider, wenn auch in erster Reihe Österreichs! — verstärkt, sondern es hat schließlich doch nach allen Seiten hin gewirkt, und die Zeit hat es nicht unwichtiger, sondern wichtiger gemacht. Wir wissen grundsätzlich sehr gut, daß keine politische Kombination, kein Vertrag für die Ewigkeit geschlossen wird, daß jedes Bündnis hinfällig wird, wenn das Lebensgebot seiner Glieder nicht mehr mit ihm übereinstimmt. Aber bei diesem nun dreißigjährigen vermögen wir uns heute kaum auszu-

denken, daß es jemals zerfallen könnte — es müßte denn das Ungeheuerliche, das ganz Unberechenbare geschehen; wir sehen für keinen der beiden Staaten einen anderen, einen geeigneteren Anhalt, die Bedingungen ihrer Lage innerhalb der Welt, von denen ich ausging, haben sie auf dem jetzt geglätteten Boden immer wieder zusammengeführt, die tiefsten Lebensgebote der Macht stehen hinter diesem Vertrage. Darauf gerade, so Bismarckisch wie möglich, hat Bismarck ihn gebaut: auf diese immer neuen, uralten Bedürfnisse der „großen Mächte" inmitten der internationalen Staatengesellschaft, die im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert genau eben so wirken wie einst vom siebzehnten zum neunzehnten Jahrhundert hin. Es gibt auch heute noch für ein lebendiges staatliches Gebilde kein unbedingteres Gesetz als das seiner Weltstellung, als den Bestand seiner Macht innerhalb der Welt. Bismarck hat das seit seinen Frankfurter Tagen laut bekannt und noch viel lauter betätigt: es übt auf alle innere Entwicklung, die ihrerseits natürlich gewaltig auf die Weltstellung zurückwirkt, doch einen geradezu bestimmenden Einfluß aus — bis zu einem weiten Maße wird das Innere durch das Äußere beherrscht; der Staatsmann wird von diesen bleibenden Staatsnotwendigkeiten eisern ergriffen, und Stimmung und Parteiüberzeugung muß sich ihnen immer wieder beugen.

Im neunzehnten Jahrhundert hat die innere Kraft der Nationalbewegung, die eigentlich große Kraft des Zeitalters, Deutschland und Österreich geschieden; sie ist noch heute die stärkste Triebkraft unserer Welt geblieben, trotz allem, was neben ihr und gegen sie emporgekommen ist; das Deutsche Reich ist von ihr gestaltet worden und wird dauernd von ihr getragen und beseelt; Österreich ist tief von ihr durchschüttelt worden und sein inneres Staatsleben wird noch heute trotz allen Gegenversuchen auf das kräftigste von ihr beeinflußt, jeder seiner Stämme von ihr durchglüht und getrieben. Nationale Leidenschaft, von verschiedenen Seiten her, hat gelegentlich auch unser Bündnis angefochten. Aber neben der Nationalität hat sich in unserer politischen Welt, das tritt gerade hier sehr eindrucksvoll an den Tag, der Staat behauptet, mit seinem Zusammenhalt, seiner Tatsächlichkeit, mit jenen seinen Ansprüchen, die elementar sind wie das

nationale Gefühl und noch härter als dieses. Auf seinen granitenen Notwendigkeiten ruht unser Bündnis. Auch er hat den Schnitt von 1866 gefordert und hat dann die Wiederzusammenfügung gefordert; das Bedürfnis der Großmacht hielt, von beiden Seiten her, seinen ehernen Schild über ihr. Was diese ererbte Kraft des Großstaates bedeutet, davon redet ja auch das innere Leben Österreich-Ungarns klar genug: auch da hat er sich, über alles unvermeidliche und jedes Einzeldasein packende und führende Aus- und Gegeneinanderstreben der Stämme hinweg, mitten im Zeitalter der Nationalität, durch alles Wirrsal, alle Kämpfe und Schmerzen hindurch, gebieterisch behauptet, der Großstaat mit seiner Dynastie, seiner Geschichte, seiner harten, zähen und stets wieder schöpferischen Wirklichkeit. Wer ihn nicht anerkennt, stößt sich an ihm den Kopf blutig; auch die populären Kräfte, die manchmal getan haben, als könnten sie nicht mehr mit ihm und miteinander leben, sind an ihn gebunden, von ihm umfaßt und können nicht los. Die Stimmen mehren sich seit Jahren, die die fortdauernde Triebkraft dieses althabsburgischen Großstaates, der als Großmacht nie erschüttert worden ist, bewußter anerkennen, seine Zukunftsaussichten höher schätzen, die diesem unnationalen, übernationalen, mehr oder minder föderalistischen Staat inmitten unserer nationalen Welt, auf dem von Natur aus vielgestaltigen und bunten Gefilde seiner Donaulande, seine eigene, große und interessante Aufgabe und eine unersetzbare allgemeine Wirkung zusprechen. Der Historiker hört diese Stimmen und hat wenigstens das Eine von seinem Boden her festzustellen: dieser Staat *lebt* und hat seine Eigenheit und seinen Bestand von jeher in scheinbar unüberwindlichen Krisen wunderbar bewährt; und sicherlich, Fürst Bismarck, der ihn in seinen früheren Tagen bekämpft und mit der Leidenschaft des Kämpfers, die in ihm war, gehaßt hat, gerade er hat niemals aufgehört, an die Lebenskraft dieses Staates zu glauben und diesen Glauben auch seinen österreichischen Stammesgenossen zu verkünden. Eben auf dieser Lebenskraft Österreichs als Großmacht hat, ich wiederhole es, Bismarck seine Kontinentalpolitik seit 1879 begründet, die Politik, deren Jubiläum wir feiern.

Das deutsche Gefühl auf beiden Seiten unserer Grenze aber darf die eiserne feste Form, die das Bündnis der beiden Groß-

mächte als solcher darstellt und deren wir uns, Schüler Bismarckischer wirklichkeitsbewußter Staatsbetrachtung, wie wir alle es sind, verständnisvoll freuen, zugleich doch auch mit Empfindung, mit innerlicher Liebe erfüllen. Gesamtösterreich kann nicht einfach deutsch sein; was aber wir Deutschen an ihm lieben, worauf wir innerlich vor allem blicken und vor allem hoffen, die Selbstbehauptung und Fortentwicklung des deutschen Lebens innerhalb Österreichs, das kann durch die Anlehnung des Gesamtstaates an das Deutsche Reich nur immer Unendliches gewinnen, und hat dies getan. Es ist ja eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir Deutschen hüben und drüben uns heute nach Gefühl und Kulturleben sehr viel näher stehen als in den Zeiten der äußeren Gemeinschaft im alten Reiche und im alten Bunde, daß diese Kultur- und Herzensgemeinschaft unablässig gewachsen ist und wächst. Das politische Bündnis ist dafür ganz gewiß mehr als eine bloß äußerliche Deckung; dieses Zusammenstehen durch drei Jahrzehnte hindurch, an dessen natürliche Fortdauer wir glauben, ist eine eingelebte Gewohnheit, eine große Tatsächlichkeit, eine Gewähr auch der inneren Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit unseres wertvollsten Wollens und Werdens geworden: man braucht es sich nur einmal wegzudenken, die Deutschen der beiden Reiche in zwei gegnerischen internationalen Lagern zu denken, um zu ermessen, was es auch innerlichst wert ist.

Der Name Otto von Bismarcks ist mit gutem Rechte auch den österreichischen Deutschen zu einem Inbegriffe deutscher Art geworden, über alle Taten und allen Wechsel hinaus, in das Wesen und in das Bleibende hinein. Es ist, so hoffe ich, nicht bloß die Selbsttäuschung eines Reichsdeutschen, eines Historikers, der in Bismarck lebt, wenn er auch über diesem Werke, das vor allem anderen doch dieser eine Mann geschaffen hat, trotz allen Wandlungen der Zeiten, wie sie auch diese Schöpfung durchgemacht hat und durchmachen wird, in steter Gegenwart die Riesengestalt des Gründers ragen sieht, als des namengebenden Heros, als ein Symbol der Gemeinschaft, die auch dieses sein Werk uns bedeutet, der überdauernden Gemeinschaft nicht nur des politischen Geschickes, sondern des Besten, was wir haben und sind, des Deutschtums selbst, zu dessen großen Besitztümern wir dieses Bündnis zählen.

Nachweise

17. (Zu Seite 1) Goethe und Bismarck: „Festvortrag, gehalten in der 26. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 3. Juni 1911", gedruckt Goethejahrbuch 1911, mit einer Anmerkung, die insbesondere auf Andreas Fischer, Goethe und Napoleon (2, 1900) und, für Möser, auf Kaß, M. und G. 1909 verweist. Ich bin Erich Schmidt als dem Präsidenten der Goethe-Gesellschaft für seine Erlaubnis zum sofortigen Wiederabdruck der Rede herzlich dankbar. — „Kohobieren" S. 4: nach gütigem Hinweise von Geheimrat J. Imelmann und Prof. O. Pniower alchimistischer Ausdruck = durch wiederholtes Destillieren klären.
18. (Zu Seite 31) Bei Bismarck: ungedruckt.
19. (Zu Seite 53) Trauerrede: „Gedenkworte, gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins Deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898", aus Velhagen und Klasings Monatsheften September 1898, aufgenommen in Schmoller-Lenz-Marcks, zu Bismarcks Gedächtnis, Leipzig, bei Duncker und Humblot 1899, 127 ff.; dort auch meine Abhandlung „Fürst B. und das Haus Hohenzollern" und meine Gedächtnisrede von der Totenfeier der Universität Leipzig, November 1898.
20. (Zu Seite 65) Fürst Bismarck: Schlußartikel in Karl Werckmeister, das 19. Jahrhundert in Bildnissen, Band V, 905 ff., Berlin, Photographische Gesellschaft 1901, mit reicher Illustrierung. Vgl. Reimanns Deutsche Bücherei 29.
21. (Zu Seite 95) Kaiser Wilhelm: „Wilhelm I. Rede, bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. Dezember 1901 gehalten", in zwei Auflagen erschienen bei C. Winter in Heidelberg (1902). „Diese Rede bittet darum, als Rede aufgenommen zu werden." Vgl. meine Biographie: Kaiser Wilhelm I., 1897, 6. und 7. Auflage 1910, Duncker und Humblot.
22. (Zu Seite 113) Roon: Deutsche Rundschau, Mai 1903, 202 ff. Ich wiederhole hier die zwei Anmerkungen von S. 203: 1. die Anführung der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon". Von Waldemar Grafen von Roon. Zuerst in Buchform 1892; in vierter Auflage (drei Bände) 1897. Dazu „Kriegsminister von Roon als Redner". Politisch und militärisch erläutert, von demselben. Drei Bände. 1895—96. 2. „Ich habe Roon seine historische Stelle bereits in meinem „Kaiser Wilhelm I." anzuweisen gesucht; indem ich das dort gezeichnete Bild in dieser Gelegenheitsstudie biographisch erweitere und ergänze, habe ich zu einer veränderten Auffassung nirgends Anlaß gefunden. Auch auf das Porträt in dem „19. Jahrhundert in Bildnissen" (neben den zwei Porträts in den „Denkwürdigkeiten") und den kurzen Text, mit dem ich jenes begleitet habe, darf ich mich beziehen, im übrigen auf die grundlegenden Auffassungen Friedrich Meineckes in seiner meisterhaften Biographie Boyens (1896, 1899) und seinem Aufsatze über „Boyen und Roon" („Historische Zeitschrift" 1896), sowie auf die Aktenstücke in den „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms" (1897) und die Gespräche und Nachrichten in Theodor von

Bernhardis gedruckten Tagebüchern. Weitere Nachweise im Anhange meines Kaiserbuches." — Die Begründung und Rechtfertigung von Roons Haltung als Mitglied des Ministeriums der Neuen Ära, die mein Text entwickelt, vertrete ich auch heute noch gegen abweichende Meinungen, die mir bekannt sind, durchaus. Zur Ergänzung würde ich vornehmlich das eindringende Buch von Hermann Witte nennen: Die Reorganisation des preußischen Heeres durch Wilhelm I., 1910.

23. (Zu Seite 155) Baden usw: „Rede, gehalten bei der akademischen Feier des 80. Geburtstags und der goldenen Hochzeit zu Heidelberg am 27. Oktober 1906", Heidelberg, C. Winter, mit einer literarischen Anmerkung, die zumal auf Alfred Doves „Großherzog Friedrich" 1902, sowie auf meinen früheren, z. T. eingehenderen Aufsatz („Großherzog Friedrichs Regierung 1852—1902", im Festblatte der Karlsruher Zeitung zum 24. April 1902) und auf meinen Vortrag über Preußen und Deutschland verweist: The Transformation of Germany by Prussia, in den Lectures on the History of the 19th Century, Cambridge 1902.

24. (Zu Seite 177) „Hamburg und das bürgerliche Geistesleben in Deutschland. Antrittsrede, gehalten in der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung am 8. Oktober 1907", Hamburg bei Leopold Voß 1907, mit literarischer Anmerkung auf S. 46. — Ich habe gegen Ende leise Zusätze gemacht. Zur Ergänzung meine Rede vom 13. Mai 1911, in „Das Vorlesungsgebäude in Hamburg", 1911, 82, 91 ff.

25 und 26. (Zu Seite 199 und 233) „Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation", 2 Auflagen, Stuttgart, J. G. Cotta, 1900, 43 S., mit einem Vorwort und einer Widmung an Herrn Eberhard Focke in Sydenham Hill (Vortrag aus dem Deutschen Athenäum zu London; englische Übersetzung: 1900, bei Williams & Norgate in London); „Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart"' ebenda, 1910, 38 S., 2 Auflagen. Aus dem Vorwort der zweiten Schrift (ursprünglich Vortrag der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin) wiederhole ich über ihr Verhältnis zur ersten folgendes: „nach geschichtlicher Auffassung und eigener Gesinnung bekenne ich mich auch heute noch zu ihr, aber die Gesichtspunkte, welche die Weltlage uns und unserer Betrachtung anweist, haben sich seitdem verändert, und dieser neue Überblick tritt, nicht eigentlich abweichend, aber mit anderen Absichten und vielfach mit anderem Stoffe, von seiner besonderen Seite her neben den früheren. Die Vorrechte des Essays, der zusammenziehen und verallgemeinern darf und muß, nimmt er gleich jenem für sich in Anspruch; und politisches Dilettieren habe ich auch dieses Mal zu vermeiden gewünscht. Der Gegenstand ist dieses Mal rein politisch; behandelt zu haben hoffe ich ihn als Historiker". — Ich glaube auch in dieser Sammlung die beiden Abhandlungen, so nahe sie einander in vielem stehen, und so scharf sie an einer Stelle auseinanderbiegen, bei der Verschiedenartigkeit ihrer eigentlichen Themen und bei der Verschiedenheit ihrer Entstehungszeit nebeneinander abdrucken zu sollen.

In der Hauptsache stimmen sie zusammen; die Abweichung wird, für den Fortgang der Dinge von 1900 bis 1910, vielleicht nicht ohne charakteristisches Interesse sein. Von der These von 1910 vermag ich auch heute nicht abzugehen. Ob man die englische Politik dieser Jahrhunderte als Ganzes offensiv oder defensiv nennen will, darüber mag man streiten; nennt man sie defensiv, so scheint mir diese Defensive der Offensive überaus ähnlich zu sehen. Ich zitiere zu diesen Auffassungsfragen an neuester Literatur Felix Salomons inhaltreiche und sachkundige Abhandlung (Die Grundzüge der auswärtigen Politik Englands vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, zuerst in der Zeitschrift für Politik III, 1910, auch Sonderausgabe), Salomons Besprechung meiner Broschüre in der Hist. Vierteljahrschrift 1910, S. 430, und die beiden Anzeigen von Arnold O. Meyer in der Hist. Zeitschrift und der Hist. Vierteljahrschrift 1911; sowie Willy Andreas in den Grenzboten, 6. September 1911.

27. (Zu Seite 265) „Die imperialistische Idee in der Gegenwart, Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 10. Oktober 1903", Dresden 1903, 33 S.

28. (Zu Seite 293) Das deutsch-österreichische Bündnis: Neue Freie Presse, 6. Oktober 1909, Nr. 16210; vgl. „Österreich und Deutschland", in der Woche, 2. Mai 1908.

Regiſter

Angefertigt von G. Drobner. Liegende Zahlen: Band II.

Aachen *68.*
Abeken *5.*
Ackermann 319.
Addington 149. 150.
Aegidi *185. 195.*
Alba, Herzog von 7. 53. 98.
d'Albret, Jeanne 90.
Alexander II. von Rußland *299.*
Allers *37. 50. 51.*
Amboiſe 90. 91.
Amiens, Friede zu 149.
Amſterdam *209.* [150.
Andelot, Franz von 50. 56. 72. 75.
Andraſſy *249. 295. 299.*
Andreas, Willy *307.*
Aragon 4.
Arndt, E. M. 223.
Arneth, Alfred 221. 224.
Arnim, Achim von 320.
Arnold, Fr. 336.
Aubigné, Agrippa von 90.
Augsburg *181.*
Auguſt der Starke 174.
Auguſta, Kaiſerin *48.*
Auſterlitz 123. 151. 152.

Babelsberg *104.*
Baſel *181.*
Baumgarten, Hermann 15. 340.
Beaconsfield, Lord *249.*
Beckerath, von 231. [*277.*
Beethoven *27.*
Belle-Alliance *43.*
Berlepſch *41.*
Berlin 214. 215. 230. 234—241. 291. 292. 318. 333. *26. 35. 68. 126. 147. 148. 183. 193.*
Bernays, Jakob 305.
Bernhardi, Theodor von *145. 305.*
Beſeler, Georg 224.
Beſeler, Wilhelm 326.
Beza, Theodor von 74. 78. 82.
Biarritz *75.*
Biermann, E. 339.
Birmingham *280.*
Bismarck, Otto von 134. 158. 193. 200. 253. 260. 261. 263. 270—273. 295. 296. 302. 308. 309. 310. *3* ff. *33* ff. *55* ff. *67* ff. *104. 116. 119. 125. 126. 128. 129. 133. 140—142. 145. 146. 147. 148. 150. 151. 152. 154. 160. 167. 168. 169. 170. 172. 190. 194. 223. 228. 229. 249. 250. 251. 252. 255. 263. 278. 286. 288. 290. 291. 295. 298. 299. 301—305.*
Blanckenburg, Moritz von *70. 118. 119. 143.*
Blind *44.*
Blois 89.
Blücher *21.*
Blumenthal, General von *123. 148.*
Bluntſchli 331. 333.
Böckh, Auguſt 319. 320.
Bologna *180.*
Bonaparte 142. 143. 144. 146. S. auch Napoleon.
Bonin *131. 134.*
Bonn 247. 251. 253. 260. 262. 318. *126. 163.*
Borcke, Frau von *117.*
Born 214. 215.
Boyen, Kriegsminiſter von *100. 122. 123. 124. 133. 305.*
Bozen 91.
Brandenburg, Graf 233.
Brauer 315.
Bremen *193.*
Brentano, Abg. 212.
Brentano, Clemens 320.
Breslau 205. 215. 292. *183.*
Bright, John *281.*
Brinckmann, Juſtus *196.*
Bucher, L. *51. 81.*
Bulgarien, Ferdinand von *48.*
Bülow-Cummerow 239.
Bunſen, Rob. 329. 330. 336.
Burke, Edmund 127. 132. 139. 140. 145. 146. 259.
Burleigh, (Cecil) 39.
Buſch, Moritz *80.*
Büſch *185. 186.*
Bute, Lord *213.*
Byron *23. 69. 235.*

Calvin, Johann 14. 57. 59. 60. 81. 82.
Cambridge 30. *277.*
Camphauſen, Ludolf 257.
Canning 152. *8.*
Carlos, Don 10. 11.
Carlyle, Thomas *218.*
Caſtilien 4.
Cervantes 17.
Chamberlain, Joſeph 147. *253. 278. 279. 280. 281. 285. 290. 291.*
Chappuis, v. *118.*

Chatham, Lord 124. 126. 129. 133. 134. 143. 147. 152. S. auch Pitt d. Alt.
Chatillon am Loing 49.
Chauvelin 141.
Chrysander, Dr. *35. 36. 40. 43. 44. 48. 49.*
Clive, Robert 143.
Cobden *272.*
Colbert 110. *34. 241. 224.*
Coligny, Gaspard v. 47 ff. 67 ff. 90. 92. 98. 101. 339.
Condé, Ludwig von 52. 53. 72.
Creuzer 319. 320.
Cromwell, Oliver *207. 235.*
Cuvier *4.* [*241. 273.*

Dahlmann 223. 224. 225. 228. 245 ff. 259. 269. 281. 283. 303. 339. *25. 163.*
Danckelmann 170. 173.
Danzig *183.*
Darnley 30.
Daub, Karl 322.
Delaborde, Graf 69.
Delbrück, Hans 301.
Delbrück, Rudolf v. *81.*
Dilke, Ch. *277.*
Disraeli. S. Beaconsfield.
Dove, Alfred 284. *306.*
Drake, Francis 29. 31. 32. 147. *235.*
Dresden 240.
Dreux 72.
Droysen, J. G. 109. 158. 224. 225. 260. 269. 304.
Dublin 144. [333.
Duncan 143.
Duncker, Max 260. 304.

Eboli, Fürst von 8.
Eckermann *6. 8. 14. 19. 20.*
Edinburgh 30.
Eduard VII., König von England *256.*
Elisabeth, Königin v. England 6. 20. 23 ff. 32 ff. 38 ff. 44 f. 100. 101. 339. *206. 207. 235. 239. 240. 241. 246.*
Emden 25.
Erdmannsdörffer 335.
Ernst August, König von Hannover 248.
Escorial 8. 22.
Escovedo 10.
Essex 36. 43.

Fehrbellin *41.*
Ferdinand, König von Aragon 4. 18.
Ferdinand, Prinz von Braunschweig *213.*
Feuerbach, Ludwig 326.
Ficker, Julius 265.
Fickler 212.
Fischer, Andreas *305.*
Fischer, Kuno 316. 326.
Focke *306.*
Fox 131. 132. 136. 146. 150. 152.
Franckenberg, v. *118.*
Frankfurt a. M. 211. 223 ff. 230. 233. 240. *75. 117. 164. 192. 193.*
Frankfurt a. O. *117.*
Franz I., König von Frankreich 44. 49. 50. 54. 62. 70. 71. 89. 111.
Franz II., König von Frankreich 51. 57. 62. 71.
Franz Josef, Kaiser von Österreich *167. 299.*
Freiburg i. B. *35. 45. 46.*
Freytag 269. 283. 304.
Friedreich 336.
Friedrich I., Großherzog v. Baden *157* ff.
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg 162.
— König von Preußen 173. 174.
Friedrich II., König von Preußen 124. 180. 181 ff. 191. 193. 230. 231. 232. 253. 297. *10. 19. 20. 34. 56. 58. 72. 85. 99. 100. 122. 133. 212. 213. 245. 273. 274.*
Friedrich III., Kurfürst v. Brandenburg 157. 173. 176.
Friedrich III., König und Kaiser 310. *97. 127. 171.*
Friedrich III., Kurfürst v. der Pfalz 315.
Friedrich, Graf zu Mümpelgart (Herzog von Würtemberg) 25.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 120. 126.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 110. 117. 164 ff. 174. 186. *209. 290.*
Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 11. 174 ff. 188. 189. *99.*
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 191. *214.*
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 191. 207. *68. 100. 117. 120. 123. 124.*
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 207. 211. 218. 222. 225. 231 ff. 240. 241. 252. 253. 310. 339. *103. 124. 126. 134. 164.*

Friedrich Wilhelm, Kronprinz. Vgl. Friedrich III
Friedrichsruh *18. 26. 35. 38. 52. 86.*
Froude *277.*
Fuchs 335.

Gagern, Heinrich von 223. 224. 226. 227. 229. 241. 326.
Gardiner, S. R. *218.*
Gastein *295.*
Gegenbaur 336.
Genf 59. 60. 81.
Geoffroy de Ste. Hilaire *4.*
Georg I., König von England 128.
Georg II., König v. England 128. 142. *244.*
Georg III., König von England 127. 128. 131. 134. 135. 141. 149. 152. *213.*
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 165.
Gerlach, Leopold v. *25. 71.*
Gervinus 250. 325. 326.
Giesebrecht 304.
Giskra 224. 225.
Gladstone, W. 89. *250. 252. 254. 261. 272. 275. 277. 278. 279. 281.*
Glaßbrenner 239.
Gneisenau *215.*
Gneist 281. 333.
Goeben *123.*
Gomez, Ruy 8.
Görres 320.
Goethe 186. 282. 284. 292. *3* ff. *58. 89. 185. 305.*
Göttingen 247. 248. 250. 318. 319.
Grammont 271.
Granville, Lord *252. 277.*
Greenwich 30. 33.
Gresham 147.
Grey, Johanna 36.
Grey, Sir Edward *256.*
Grimm 250. 320.
Große Kurfürst, s. Friedrich Wilhelm
Großtinz *119.*
Guilland 301 ff. 340.
Guise, Herzog Franz von 52. 63. 69. 70 f. 72 f. 77. 81. 83. 90. 101.
Guise, Herzog Heinrich v. 89.
Gustav Adolf, König von Schweden *182.*

Halle 247. 318.
Hamburg 215. *35. 43. 50. 177* ff. *306.*
Hamptoncourt 30.
Hanau 210.
Händel *243.*
Hansemann, David 257.
Hansemann, von *44.*
Harden 340.
Hardenberg 213. *100.*
Hastings, Warren 135.
Hausrath *149.*
Häusser, L. 158. 260. 269. 283. 304. 325. 333. 340. *163.*
Hecker 211. 212.
Hegel 321. 327. 333. *18. 69.*
Hehn, Viktor *24.*
Heidelberg 211. 315 ff. *97. 98. 163. 175.*
Heinrich II., König von Frankreich 50. 51. 55. 56. 57. 62. 70. 111.
Heinrich III., König von Frankreich 89.
Heinrich IV., König von Frankreich 22. 26. 53. 91. 109. 111. *239.*
Heinrich VIII., König von England 36. 40.
Heinze, Rudolf 335.
Heise 319.
Helmholtz 330. 336.
Helmstedt *193.*
Herder 303. *185.*
Hesse 335.
Hitzig 335.
Hofmeister 335.
Hohenlohe, Fürst Chlodwig von *167. 169.*
Hohenzollern 157 ff. 339.
Holsten 335.
Howe 143.
Hugenotten 87 ff.
Humboldt, Wilhelm von 282. *4.*
Hundeshagen 327.

Imelmann, J. *305.*
Innsbruck 91.
Isabella, Königin von Kastilien, 4. 18.
Islam 12.
Jacobi, Hugo *36. 40. 43. 44. 46. 49.*
Jakob II., König von England *209.*
Jena 191. 247. *5. 11. 68. 187.*
Jervis 143.
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 162. 163.
Jolly, Julius 334. *149. 171.*
Juan, Don, d'Austria 10.
Julius II., Papst 44.
Jungius, Joachim *184. 185.*

Kalckreuth, Leopold, Graf von *27.*
Kalnoky, Graf *250.*
Kant *17. 122.*
Karl I., König von England *207.*
Karl II., König von England *208. 241.*
Karl V., Kaiser 4. 5. 7. 9. 16. 18. 22. 56. 71. 80. *238. 242.*
Karl IX., König von Frankreich 51. 53. 62. 63. 74. 98.
Karl August, Großherzog von Weimar *8.*
Karl der Große *182.*
Karl Friedrich, Großherzog von Baden 315. 316. 319. 340. *157. 161. 165. 174. 175.*
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 315.
Karlsruhe 317. *164. 169.*
Kaß *305.*
Kassel 258.
Katharina II., Kaiserin von Rußland *225. 245.*
Katharina v. Medici, Königin von Frankreich 39. 51 ff. 62. 63. 69. 70. 72. 74. 75. 89. 100.
Keller, Gottfried 326.
Kent *105.*
Keyserling, Alexander, Graf von *22.*
Kiel 247. 248. 291. *193.*
Kirchenpauer *195.*
Kirchhoff, Robert 329. 330.
Kitchener *253.*
Kleist, Heinrich von 248.
Klopstock *185.*
Klüber 319. 333.
Kniephof *69.*
Knies, Karl 335.
Koblenz *99. 126. 129. 164.*
Kolberg *129.*
Köln 215. *127. 181.*
Königsberg 205. *99. 127. 187.*
Kopenhagen 144. 247.
Korum *46.*
Krobnitz in der Lausitz *151.*
Kühne, Willy 336.
Kulm in Westpreußen *118.*

Lansdowne, Lord *256.*
Lassalle *81.*
Laval, Charlotte von 57.
Lebrun 116.
Legrelle 105. 118.
Leibl *27.*
Leibniz *17.*
Leicester, Lord 36.
Leipzig 210. 214. *183. 187.*
Le Mans *107.*
Lenbach *38. 39. 50. 51.*
Lenz, Max *261.*
Leopold I., Kaiser 112.
Lepanto 12.
Lessing 186. *185.*
Lettenhove, Kervyn de 3. 69 ff. 339.
Lichtwark, Alfred *193. 196.*
Liebermann, Max *27.*
London 41. 44. 125. *209. 245. 251.*
Lope de Vega 17.
Lorenz, Ottokar *149.*
Louvois 109. 116. 117. 118.
Lübeck *181.*
Luden *20.*
Ludwig I., König von Baiern 207. 210.
Ludwig XII., König von Frankreich 81. 89.
Ludwig XIV., König von Frankreich 105 ff. 108. 109. 110. 111. 112. 115. 116. 118. 120. 124. 142. 168. 172. 339. *209. 210. 214. 224. 241. 243. 249. 273. 285.*
Ludwig XV., König von Frankreich 142.
Ludwig Philipp, König v. Frankreich 202. 209. *138.*
Luther, Martin 13. 59. 80. *20. 58. 94. 182. 204.*

Macaulay 144. 283.
Mannheim *47. 193.*
Manteuffel, Edwin von, Feldmarschall *46.*
Manteuffel, Otto von, Minister 213.
Marburg 258. 274.
Marheineke 319.
Maria, die katholische Königin von England 6. 30. 36.
Marlborough, Lord 124. 142. *244.*
Marlo-Winkelblech 339.
Marx, Karl 215.
Max II., König v. Baiern 260.
Mazarin 105. 109. 111.
Medici. S. Katharina
Medici, Lorenzo von 44.
Meinecke, Friedrich 303. *122. 123. 145. 305.*
Melanchthon, Philipp *58.*
Melle, Werner von *179.*
Menzel, Adolf *27.*
Merey, Jean Poltrot de 73 ff.
Metternich, Fürst 209. 210.
Mevissen 257.
Meyer, Arnold O. *307.*

Meyer, Georg 335.
Meyer, Viktor 336.
Michelangelo 44.
Michelet 283.
Mieroslawski 239.
Milton *207. 235.*
Miquel *41.*
Mirbach, Graf von *42.*
Mittermaier 323. 327. 335.
Mohl, Robert von 281. 327. 333.
Moleschott 326.
Moltke 193. *104. 119. 123. 125. 147. 148.*
Mommsen, Theodor 242. 260. 269. 289 ff. 304. 305. 306. 309. 340.
Montargis 81.
Montesquieu 125. *218.*
Montmorency, Anne de 50. 71.
Möser, Justus *9. 11. 305.*
Motley 3.
Müller, Kanzler von *15. 20.*
München 208. 260. 262.
Münster 106. 108. 117. *192.*

Nägele 319.
Napoleon I. 142. 148. 149. 150. 151. *6. 7. 8. 10. 17. 62. 87. 162. 187. 214. 215. 224. 235. 245. 249. 258. 259. 274. 285. 289.*
Napoleon III. *74. 78. 99. 249. 285.*
Navarra, Heinrich von 54.
Nelson, Horatio 143. 144. 148. 151. *215. 216.*
Newton *235.*
Niebuhr, B. G. 247. 303. 304.
Niederlande 12.
Nietzsche, Friedrich 172.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 16. *249.*
Nikolsburg *147.*
Nimwegen 108.
Nokk, Wilhelm 334.
North, Lord 129.
Nürnberg *181.*

Olmütz *127. 128.*
Oranien, Wilhelm I. von 69.
Orleans 72. 74. 88.
Oxford 30.

Palmerston, Lord *254. 261. 277.*
Paris 140. 142. 202. *74. 99. 148. 159. 245.*
Parma, Margarete von *6.*
Paulus 319. 322.
Pelham *245.*
Perthes, Clemens Theodor *127. 128. 141—144.*
Peter der Große *225.*
Petersburg *74. 90. 251. 298.*
Peutinger *195.*
Philipp II., König von Spanien 3 ff. 26. 39. 50. 52. 56. 63. 70. 71. 80. 100. 142. 339. *205. 242.*
Pirckheimer *195.*
Pitt, William d. Ä. *124. 212. 213. 245.* S. auch Chatham.
Pitt, William d. J. 121 ff. 339. *214. 215. 245.*
Plassey *243.*
Pleushagen bei Kolberg *117.*
Pniower, O. *305.*
Polenz 69.
Poltrot s. Merey.
Pontarlier *107.*
Posen *129.*
Potsdam *68. 126.*
Pufendorf 286. 287.
Putney 123.
Puttkamer, Johanna von *70.*

Quebec *243.*

Ranke, Leopold von 69. 84. 157. 158. 172. 215. 258. 261. 263. 264. 266. 269. 283. 284. 302. 304. 305. 333. *206. 261. 296.*
Rau, Karl Heinrich 323. 327.
Reimarus *185.*
Reißeisen, Franciscus 113. 114. 118. 119.
Reizenstein, Sigmund von 317.
Rembrandt 43.
Renée, Herzogin von Ferrara 81.
Reynolds *243.*
Rhodes Cecil 147.
Richard III., König von England 42.
Richelieu 90. 105. 111. *34.*
Riehl 281.
Rießer, Gabriel 223.
Ritter, Karl *118. 119.*
Robespierre 10.
Rochelle, la 53. 88. 92. 93. 339.
Rochester 41.
Rogge, Anna *120.*

Roggenbach, Franz von *166. 167. 169.*
Rohde, Erwin 335.
Rom 262.
Roon, Albrecht Graf von 193. 236. *12. 75. 104. 108. 115* ff. *290.*
Roon, Waldemar, Graf von *305.*
Roosevelt, Theodor *284. 285. 290.*
Roscher 281.
Rosebery, Lord 129. 144. 148. *220.*
Rößler, Constantin *47.*
Rostock *193.*
Rothe, Richard 321. 327.
Rousset, Camille 120.
Rubens 45.
Rümelin 224. 227.
Ruprecht, Kurfürst von der Pfalz 315.
Russell, Lord *277.*

Salisbury, Lord *250.*
Salomon, Felix 129. *307.*
St. Quentin 50. 56.
Savigny 333.
Schäfer, Dietrich 37. 278.
Scharnhorst *100. 122.*
Schenkel 327.
Schiller, Friedrich 151. 284. *14. 15. 17. 23. 26. 27.*
Schlawe *43.*
Schleiermacher 327.
Schlosser 283. 324. 333. *163.*
Schmerling 224.
Schmidt, Erich *305.*
Schmoller, Gustav 158. 304.
Schöll, Adolf *8.*
Schön, Theodor von 213.
Schönbrunn *295.*
Schönburg, Fürst von 213.
Schönhausen *70.*
Schwarzenberg, Adam von 165.
Schweninger *36. 48. 51.*
Scipio *44.*
Scott *235.*
Sedan *148.*
Seeley *209. 277. 280.*
Shakespeare, William 20. 31. 34. 40 ff. *207. 235.*
Shaw *235.*
Siemers, Edmund *197.*
Simon 336.
Simson, Eduard 223.
Smith, Adam 132. *218.*
Soldan 69.
Sorel, Albert 268.
Soret *4. 20.*
Soubise 73. 75.
Spencer, Lord 148.
Spenser, Edmund 39.
Spinoza *17. 18. 69.*
Stahl, Julius 333. *11.*
Stambuloff *48.*
Stein, Freiherr vom 134. 302. 321. *57. 100.*
Stettin *183.*
Straßburg 91. 103 ff. 108. 109. 110. 113 ff. 318. *46. 162. 181. 192.*
Stratford 44.
Strauß, David Friedr. 326.
Struve 212.
Stuart, Maria, Königin von Schottland und von Frankreich 29. 36. 71. 90.
Studemund *46.*
Sturm *195.*
Sybel, Heinrich von 158. 256 ff. 304. 307. 308. 340. *47. 277.*
Taine 267. 268. 308.
Thibaut 319. 322. 323. 326. 333.
Thiers 283.
Thorn *127.*
Tours 90.
Trafalgar 150.
Treitschke, Heinrich von 158. 172. 202. 234. 269. 272. 275 ff. 291. 302. 303. 304. 308. 309. 310. 331. 332. 333. 335. 340. *24. 26. 52. 121. 277. 285.*

Uhde, Fritz von *27.*
Uhland, Ludwig 223. 224. 226. 253.
Ullmann 323. 327.
Umbreit 323.
Unruh, Viktor von 240.
Unruh-Bomst, von *44. 45.*
Urban VI., Papst 315.

Valois, Elisabeth von 11.
Vangerow 326. 335.
Varrentrapp, Conrad 307. 340.
Vassy 70. 78. 83.
Versailles 116. *148. 170.*
Versmann *190.*
Vincke, Georg von 224.
Voß, Heinrich Johann 319. 322.

Wagener, Hermann *81.*
Wagner, Richard *26.*
Waitz 304.
Waldeck 240.
Waldenburg 213.
Wallenstein *14. 46.*
Walsingham, Francis 39.
Waterloo *43. 68. 215. 216.*
Weimar *5. 26. 27. 29. 187.*

Weißenburg *107.*
Welcker, Karl 224.
Wellesley, Richard 143.
Wellington 142. 148. *8. 215. 244.*
Werkmeister 339. *305.*
Werner, Anton von *38.*
Wessenberg *45.*
Westminster 144.
Wette, de 319.
Wien 210. *90. 245. 295.*
Wilde *235.*
Wilhelm, Prinz v. Preußen *99* ff. *123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 164.*
Wilhelm I., König und Kaiser 193. 270. *43. 47. 74. 75. 86. 95* ff. *122. 130. 131. 132. 137. 138. 139. 141. 145. 146. 148. 149. 150. 152. 153. 154. 157. 160. 167. 168. 171. 174. 290. 299. 305.*
Wilhelm II., König und Kaiser 310. *34. 43. 92. 133. 288. 290.*
Wilhelm III., König von England 124. *244.*
Wilmowski, von *43.*
Windsor 30.
Winkelmann 335.
Wismar 247.
Witte, H. *306.*
Wittenberg 318. *20.*
Wohlwill, Adolf *183. 196.*
Wolf, Fr. A. 247.
Wolff, Chr. 176.
Wurm *185. 195.*

Yuste, San 6.

Zachariae 319. 323.
Zelter *3. 12.*
Zimmerhausen *118.*
Zöpfl 327.
Zürich 292. *187.*

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Briefwechsel

zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen

Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch

Herausgegeben von **Johann Georg Herzog zu Sachsen**

522 S. Brosch. M. 10.— In Originalbd. M. 12.— In Vorzugsausgabe auf Bütten in Halbpergamentbd. M. 30.— Num. Luxusausg. auf Van-Geldern-Bütten in Lederbd. M. 40.—

So reiche Quellen für die Geschichte des 19. Jahrhunderts in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht worden sind, ist eine der bedeutsamsten Gruppen doch fast vollständig in den Archiven verborgen geblieben: der Briefwechsel der deutschen Fürsten. Dieser Briefwechsel, der sich auf die Jahre von 1825—1873 erstreckt, ist eines der wichtigsten historischen Dokumente von einzigartiger politischer, literarischer und persönlicher Bedeutung. Ihn weiteren Kreisen erschlossen zu haben ist das große Verdienst des hohen Herausgebers. Vor allem aber wurde die Publikation ermöglicht durch Kaiser Wilhelm II., der hierfür die preußischen Archive öffnen ließ.

König Johann und Friedrich Wilhelm IV., die Gemahle von zwei Zwillingsschwestern, waren seit früher Jugend durch eine weniger auf gleichen Charaktereigenschaften, als auf der gleichen Begeisterung für alles Schöne, Gute und Große in Kunst, Wissenschaft und Politik beruhenden Freundschaft verbunden.

Auf das freimütigste tauschen sie ihre Ansichten über die politischen Fragen jener für die Entwicklung der deutschen Geschichte so bedeutsamen Zeit aus. Von größtem Interesse sind ihre Briefe und Berichte aus den Revolutionsjahren 1830 bis 1848. Von nicht geringerem Interesse ihre Mitteilungen über die sich daran anschließenden Ereignisse, so z. B. über die deutsche Politik im Krimkrieg. Auch mit Wilhelm I. war Johann von Jugend auf befreundet. Aber erst seit 1857 wird die Korrespondenz zwischen ihnen lebhafter und hat dann einen hochpolitischen Charakter. Die Ereignisse des Jahres 1866 lassen sich aus den vorliegenden Briefen in allen ihren Phasen verfolgen. Die Hochachtung, die beide Fürsten voneinander empfanden, hat die schwere Probe des Konfliktes überstanden, und wir sehen König Johann an seinem Lebensabend als eine der zuverlässigsten Stützen des Deutschen Reiches. So ist dieser Briefwechsel von größtem Reize für jeden, der sich für die Äußerungen großer Menschen und ihre Taten interessiert.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Vereinigten Staaten von Amerika

ihre wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung

von **Prof. Dr. Paul Darmstaedter**

8°. 248 S. In Originalleinenband M. 4.—

„Professor Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist **glänzend geschrieben** und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig . . ."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag. Neue freie Presse. Nov. 1908.

„Darmstaedters Buch zählt **zu den besten**, die mir seit langem zu Gesicht gekommen sind. Verfasser hat offenbar **aus dem Vollen geschöpft** und beherrscht seinen Stoff vollständig . . . Ganz besonderes Lob verdient die Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, die sehr vieles enthält, das wir in größeren nationalökonomischen Werken vergebens suchen . . ."

Z. Hist. Jahrs. 1908.

Es ist mir eine Freude, diesen Abriß der amerikanischen Geschichte einem politisch und ökomonisch interessierten Leserkreis anzuzeigen. Das Buch ist **ganz vorzüglich** geeignet, allen denen, die sich über die Entwicklung der amerikanischen Union orientieren wollen, als Einführung zu dienen. Darmstaedter hat in geschickter Weise stets die Probleme in den Vordergrund gestellt und dadurch seinem Werke wirkliche Bedeutung verliehen. Daneben aber bietet er an den meisten Stellen genug des positiven Materials, um den Leser zu einer eigenen Stellungnahme zu führen oder wenigstens ein weiteres Nachforschen an Hand der trefflichen Literaturangaben zu veranlassen. Die wirtschaftlichen Faktoren finden volle Berücksichtigung, doch werden die großen idealistischen Gesichtspunkte darüber nicht vernachlässigt. Die Urteile Darmstaedters erscheinen wohlüberlegt und maßvoll, ohne dabei der Festigkeit zu entbehren. Am wenigsten gelungen ist vielleicht die Darstellung der Rekonstruktionsperiode. Darmstaedter ist meines Erachtens den Angehörigen der Südstaaten und vor allem dem Präsidenten Johnsohn, der eine überstürzte Gleichstellung der Neger bekämpfte, nicht ganz gerecht geworden, während er andererseits die Schäden des Regiments der Neger und der Nordländer, die mit dem großen Sack zum Einheimsen von Gewinnen in die ehemals konföderierten Staaten strömten, nicht genügend betont. Dagegen werden die neuesten Probleme der auswärtigen Politik, des Parteiwesens und die Fragen von Kapital und Arbeit in aller Kürze trefflich angedeutet. Ein gutes Sachregister erleichtert die Benutzung des trefflichen Büchleins.

Theodor Vogelstein. Die Hilfe. Nr. 34. 1910.

Ausführliche Prospekte unentgeltlich und postfrei

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 617 018 7